

Aus den Flegeljahren der Menschheit

Leo Frobenius





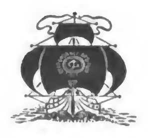
Aus den Flegeljahren der Menschheit

Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden

Von

Leo Frobenius

Mit über 400 Abbildungen
von C. Arriens, A. Thiele, Preine, Kosters, Martens, Borta
und 30 Initialen vom Verfasser



Hannover
Verlag von Gebrüder Jänecke
1901

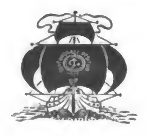
Aus den Flegeljahren der Menschheit

Bilder des Lebens, Treibens und Denkens der Wilden

Von

Leo Frobenius

Mit über 400 Abbildungen
von C. Arriens, A. Thiele, Preine, Kosters, Martens, Borta
und 30 Initialen vom Verfasser



Hannover
Verlag von Gebrüder Jänecke
1901

Druck von Gebrüder Jänecke, Hannover.

Inhalt.



**Das Verzeichnis der Abbildungen • • • •
und die Beschreibung der Kapitelinitialen
befindet sich am Ende des Buches. • • •**





Den Herren Direktoren und Lehrern der höheren Lehranstalten!

Als ich 13 Jahre alt war, hatte ich die sämtlichen Lederstrümpfe, Wildsteller, Pfadfinder, Kriegsadler, Grauen und Braunen Bären, mehrere Robinsons und alles ähnliche Bücherwerk verschlungen, soweit ich dessen habhaft werden konnte. Dann nahte die Zeit, in der ich es langweilig fand, noch mehr von „dem Zeug" zu mir zu nehmen, zumal in mir der Verdacht aufzusteigen begann, daß das alles mehr oder weniger Schwindel wäre. Und das kam so:

Als Enkel des Dr. Bodinus bin ich im Zoologischen Garten zu Berlin sozusagen aufgewachsen. Allwinterlich schloß ich in demselben mit Eskimos und Lappländern, allsommerlich mit Indianern, Beduinen und Schwarzen Freundschaft. So kam es, daß ich schon frühzeitig eine gewisse Kenntnis von den Wilden errang. Gewiß ist es, daß ich in meiner Kindheit mehr Freunde unter den Völkern anderer Erdteile hatte als unter den Europäern, ebenso sicher, daß ich meine Wilden sehr „lieb" hatte, und daß diese Erinnerungen mich nach einer mehrere Jahre währenden Jagd auf Indianerschmöker zu der Überzeugung brachten, daß die alle mehr oder weniger „Schwindel" seien.

Ich war ein recht selbständiger Junge, ein Bursch von sehr kurzen Entschlüssen. Es kann deshalb nicht wunder nehmen, daß ich an einem schönen Nachmittage meine sämtlichen Indianerbücher

zusammenpackte und mich auf den Weg zu einem Antiquar machte. Nachdem dieser kinderfreundliche Mann mir die Frage vorgelegt hatte, ob mein Vater etwas von dem Verkaufe wisse — woraufhin ich mich beeilte die flegelhafte Antwort zu geben, daß das meine Bücher seien und nicht die meines Vaters, und daß mein Vater überhaupt nicht solchen „Schund" lese — überreichte der Mann mir liebenswürdig grinsend zwei Mark fünfzig Pfennige. Ich erklärte, daß das eigentlich sehr wenig sei, verlangte aber für den Betrag ein „endlich mal vernünftiges Buch über die Wilden".

Der Buchhändler sah mich groß an.

„Ein vernünftiges Buch über die Wilden?"

„Ja!"

„Na, das ist doch alles vernünftig!"

„I wo, das ist Schwindel."

„Hör mal, mein Junge, Du bist recht vorlaut. Erstens sind das alles sehr gute Bücher, zweitens verstehst Du wissenschaftliche Bücher über die Wilden noch nicht und passen dieselben auch noch gar nicht für deinesgleichen, und drittens kann ich Dir ein wissenschaftliches Buch für den Preis nicht geben. So, nun geh!"

Ich war starr. —

Zwei Jahre lang habe ich dann nach „vernünftigen Büchern über die Wilden" gefahndet und sie nicht zu erhalten vermocht. Mit 15 Jahren fand ich dann endlich eine meinen Heißhunger nach der „Wildenwissenschaft" stillende Speise in der Form von Reisebeschreibungen. Da begann ich dann mit einem meine Schulfreudigkeit weit übertreffenden Eifer, mir selbst ein Buch über die Wilden zusammenzuschreiben. Mit der Ausarbeitung dieses halb kindischen, halb wissenschaftlichen, recht umfangreichen Manuskriptes, das mehrere Jahre hindurch mein Abendleben in Anspruch nahm, und das ich auch jetzt noch zuweilen als humoristisches Reizmittel durchblättere, kam ich unwillkürlich in die Wissenschaft. Ich bezog dann mehrere Universitäten, auf denen ich allerdings wieder die für mich merkwürdige Erfahrung machte, „daß die Völkerkunde noch keine Wissenschaft sei", — und so weiter. —



Manches Jährchen ist seitdem verstrichen, über gar manches Problem der Völkerkunde habe ich nachgegrübelt und gutgemeinte, bald schlechtere, bald bessere Bücher geschrieben, habe mir wie jeder als Autodidakt entstehende Gelehrte die Hörner abgelaufen, bin in die Lage gekommen, eigene große Sammlungen anzulegen, von denen ich dann und wann einen abgerundeten Teil einem Museum schenken kann, und so lebe ich ganz in der Welt der Wilden, die ich als Knabe so heiß ersehnt habe.

Nie aber habe ich die unerfüllte Sehnsucht meiner eigenen Flegeljahre nach einem „vernünftigen Buch über die Wilden“ vergessen. Oftmals habe ich die Unterredung mit jenem Antiquar durchdacht und gar manches Mal, wenn ein Individuum gebundener und ungebundener Rüpeljahre meine mit Sammlungen überfüllte ethnologische Werkstätte aufgesucht hat, habe ich in scherzhafter oder ernster Aussprache eines jener Kapitel der Menschheitsgeschichte durchgesprochen, für die ich selbst einst ein so glühendes Interesse gefunden hatte, ohne es befriedigen zu können.

Die Zeiten haben sich geändert, haben vieles geändert. Aber zweierlei hat Stand, Recht und Wert behalten, — einmal die Aussprache des Buchhändlers und zweitens die Begeisterung der Jugend für die Wilden. Es ist nämlich richtig, daß der größte Teil der „Indianerschmöker“ auch heute noch vielfach für „gut“ gehalten wird, daß man auch heute noch glaubt, gute Bücher über die Naturvölker verständen die lieben Jünglinge nicht und seien auch unpassend für sie, und drittens, daß für einen solchen Preis ein entsprechendes Werk dieses Sinnes im Buchhandel nicht kursiert.

Und das halte ich für eine sehr bedauernswerte Lücke.

Bedauernswert! — denn entsprechende Bücher fehlen nicht nur in der Jugendlitteratur, sondern überhaupt unter den aller Welt zugänglichen Büchern. Jugendlitteratur ist Volkslitteratur, da die Bildung der reiferen Jugend die Volksbildung ist oder wenigstens sein soll.

Bedauernswert! — denn die Begeisterungsfähigkeit der Jugend ist eines der größten geistigen Kapitalien, die es überhaupt giebt. Man sollte sie erziehen, statt sie in einem falschen Fahrwasser steuerlos

dahintreiben und in einem Nichts endigen zu lassen. Es giebt keine Zeit und Form des Geisteslebens, die bedeutsamer, biegsamer, zuchtfähiger und nachhaltiger in ihren Wirkungen ist als diejenige im eigentlichen Flegelalter, einer Zeit, in der einerseits eine Unsumme von Unthaten und Rüpeleien einem ungezügelten Thatendrange entströmt, in der andererseits die Begeisterung Wogen schlägt wie nie wieder im Leben. Daß in dieser Zeit der Jüngling für das ungebundene Dasein der Wilden schwärmt, das ist ganz selbstverständlich, daß er aber im Durchwühlen von die Wirklichkeit mehr oder weniger entstellenden Zerrbildern falsche Anschauungen einheimst und mit in das spätere Leben hinübernimmt, in Zeiten und in ein Lebensalter, in dem er nicht so leicht wieder dazu kommt, die in der Jugend aufgesogenen Irrtümer durch erneutes Studium zu berichtigen, — das ist sehr schade. Und noch mehr zu bedauern ist es, daß er seine Begeisterungskraft nicht nur an einem unwürdigen Stoffe verpraßt, sondern daß nachher das einmal erweckte Interesse und der Faden einiger Kenntnisse nicht weiter gesponnen wird, weil es für diese Zeit passende ernsthafte Lektüre einfach nicht mehr giebt.

Das was ich hier zu schildern versuche, ist eine ganz merkwürdige Erscheinung. Durch die Indianerlitteratur wird bei Hunderttausenden von Jungen jährlich eine Unsumme von Interesse erweckt. Auch gewisse Kenntnisse werden ihnen beigebracht. Das alles bricht dann plötzlich ab; der einmal entfesselte Strom versiegt. Es scheint niemand ringsum Interesse daran zu haben, dem Jungen die Hand zu geben, daß er sich weiterbilde — weiterbilde auf einem Gebiete, auf dem ein Interesse, ein Wissen zu haben als ein Vorrecht der Jugend gelten darf. Der Vater brummt im allgemeinen, wenn er den Jungen wieder bei der Lektüre eines solchen „nichtsnutzigen Schmökers“ antrifft — oder wenn er ihm solchen gar schenken soll. Ein derartiges Buch zu lesen, mit dem Jungen darüber zu sprechen, das kann ihm garnicht einfallen.

„Solches Blech!“

Und wer will das in Anbetracht der Art dieser Litteratur dem Vater verargen?



Und soll etwa der Lehrer den Jungen den Lederstrumpf vorlesen resp. ihnen erklären, was an diesen Büchern gut und was schlecht ist? — Das wird wohl niemand verlangen. Der Lehrer ärgert sich vielmehr sehr oft und mit Recht darüber, wenn er einen Buben dabei ertappt, daß er statt in die griechischen und lateinischen Klassiker sich in die lieben Indianer vertieft hat.

Die Zeiten haben sich geändert. Aus den wirren Vorstellungen über barbarische, halb tierische, unziehbare Völker- und Menschenrassen ist eine Wissenschaft entstanden. Man hat es gelernt, die Feinde unserer Kolonisationspläne und Auswandererscharen mit einem anderen Maßstabe zu messen, als immer nur mit der Elle der Menschenfresserei und dem Meterstab des „Fetischismus". Diese Wissenschaft, die Völkerkunde, hat die Akten aller Zeiten und Historiker nachgeprüft und sie hat gefunden, daß es kein Volk giebt, das dem Tiere näher steht als uns, daß alle Menschen wahre Menschen sind, daß unsere Triebkräfte auch schon bei jenen bestehen, daß die größten und einzigen Unterschiede Unterschiede der Erziehung und des geistigen und körperlichen Besitzes sind. Nun ist es ein Anzeichen aller aufstrebenden Kulturen, daß ihre Träger die anderen Völker unterschätzen. So haben es die Griechen, so haben es die Römer gemacht, so machen es noch heutzutage die Chinesen, so haben auch wir gefehlt, bis endlich der wissenschaftliche Sinn des 18. und 19. Jahrhunderts uns eine andere wissenschaftliche Erkenntnis geschenkt hat. Es ist ein Recht und auch eine Pflicht, an dieser Erkenntnis die Jugend teilnehmen zu lassen.

Die Jugend hat diese Kenntnis noch nicht!

Wie viele Menschen haben nicht schon meine Behausung aufgesucht, haben die Schnitzwerke und die Stoffe, die Waffen und das Hausgerät der Wilden angestaunt, haben die Hände über den Kopf zusammengeschlagen und ausgerufen:

„Nein! Das hätte ich den Wilden nun doch nicht zugetraut!"

Es war nie ein Bube in meinen Räumen, der nicht erstaunt, verblüfft und entzückt wieder von dannen gegangen wäre. Und noch

jeder ließ sich durch die Erzählung von Mauis Feuerdiebstahl, von der Trommelsprache, von den Seelenwanderungssagen fesseln.

Ich habe so erprobt, was die Jungen besonders anzieht, wie weit ihr Verständnis reicht. Ich habe gefunden, daß man den Buben sehr vieles zutrauen darf, daß sie mit einem Feuereifer sich in diese Stoffe vertieft haben, der in sich allein schon die Berechtigung trägt, genährt zu werden.

Und ich kenne auch manchen Lehrer, der sehr erfreut war, wenn er einiges von diesen Dingen an der Quelle studieren konnte, um mit ihrer Hülfe den Geographieunterricht zu würzen.

So will ich denn in diesem Buche auch weiteren Kreisen solche Dinge zugänglich machen. „Aus den Flegeljahren der Menschheit" und „Die reifere Menschheit" sollen zwei Bücher sein, die für den Lehrer, für den Schüler und für alle Gebildeten geschrieben sind. Es ist möglich, daß der Tertianer das eine und das andere noch nicht versteht. Das schadet aber nichts. Die Sache wird vielmehr auf diese Weise auch für den Sekundaner noch Reiz behalten.

Diese Bücher erhalten dadurch noch einen weiteren Wert, daß es mir möglich war, eine große Menge von Originalmitteilungen und Abbildungen von Gegenständen aus meinen und Herrn Dr. Gottlieb Brandts Sammlungen einzuflechten. Ich bin im Laufe der letzten Jahre mit sehr vielen Offizieren, Forschern und Kaufleuten zusammengekommen, die mir in liebenswürdigster Weise Erfahrungen aufgeschrieben und mitgeteilt haben, die einen wissenschaftlichen Wert beanspruchen. Viele derselben eignen sich in der mitgeteilten Form nicht für die rein wissenschaftliche Litteratur. Deshalb habe ich sie hier eingefügt. Ihnen und den Missionaren Keil, Hoffmann, Steiner, Larronge und noch manchem anderen spreche ich an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank aus.

Was nun den Inhalt anbelangt, so wird man finden, daß durch das Ganze sich wie ein roter Faden der Inhalt zweier Sprüche zieht, die ein verstorbener Beamter des Kongostaates mir mitgeteilt hat:

„Lerne andere würdigen, dann wirst Du Dich selbst zu würdigen lernen!"

„Sieh nach den Schwächen anderer, dann wirst Du sie selbst vermeiden!“

Das sind zwei Sprüchworte der Bakuba, eines schwarzen Menschenvolkes im Innern Afrikas, das durch Menschenfresserei, gewerbliche Kunstfertigkeit und große Klugheit ausgezeichnet ist. Ich schreibe sie also mit Bedacht an den Anfang dieses Buches, denn es sind ein Paar von den ehernen Grundsäulen menschlichen Geisteslebens, die auszusprechen ein griechischer Philosoph nicht unwert gewesen wäre. Der sie mir erzählt hat, der ist nachher von den Nachbarn der Bakuba erschlagen worden, — denn er hatte sich der beiden Sätze nicht als eigener Lebensweisheit bemächtigt. Und der sie hier niederschreibt, der war auch lange Jahre ein ungestümer Gesell, der solche Weisheit nicht genügend beachtet hat und so manche herbe Kritik über sich hat ergehen lassen müssen. Wir setzen das also oben an!

Achte die Wilden!

Wir wollen sie nicht ohne weiteres verdammen, weil sie uns nicht in ihrem Lande haben wollen, weil sie unsere Landsleute totschlagen und gelegentlich auch wohl auffressen.

Wir wollen nicht immer nur „die Wilden“ in ihnen sehen, sondern wollen die Menschen in ihnen erkennen lernen.

Wir wollen auch nicht mitleidig von oben herab auf sie blicken, weil sie so viel „niedriger“ stehen als wir. Denn sie haben in ihrem Kulturbesitz gar manches, das uns fehlt, das wir auch nicht mehr haben dürfen und das damals, als es noch berechtigt und lebendig war, einen Schatz und eine große Sache bedeutete.

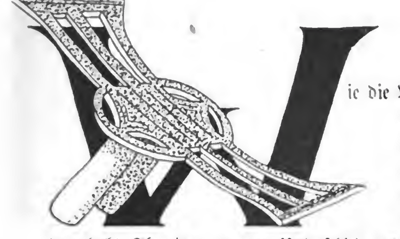
So, und nun fröhliche Lektüre!

Ich entbiete den Direktoren und Lehrern an den höheren Schulen und Lehranstalten, zumal an denjenigen, die ich selbst während der Wanderjahre meines Vaters besucht habe (nämlich in Berlin, Straßburg, Lötzen, Glogau, Charlottenburg, Halle), meinen besten Gruß.

Berlin, im Juli 1901.

Leo Frobenius.

Der Schmuck des Menschen.



Wie die Wildlinge dem ersten Europäer entgegentreten, — wie die wenig gebildeten Völker aussehen, wenn sie erst mit dem Europäer in Verbindung getreten sind, — da habt Ihr den ganzen Unterschied des äußeren Daseins zwischen den beiden Lebensformen der Naturvölker.

Der ursprüngliche Wilde in seiner wilden Pracht, das Haar gekrönt von einem mächtigen Federschmuck, prunkende Muschelschalen um Hals und Arm an Schnüren aufgereiht, gekrönt von einem



Fig. 1—5. Afrikanische Kämme (vom Kassai). Im Besitze des Verfassers.

kecken Kamm, Wange und Stirn, Arm und Brust mit zierlichen Einschnitten oder klumpigen Narben bedeckt, das ist der Mensch der Natur, der Mensch einer selbständigen Auffassung. Es liegt etwas Einheitliches darin. Unsere Begriffe von Schönheit verlieren hier ihre Urteilskraft. Und ich selbst, der Autor, der ich ein zweifaches

Leben führe, eines im Genusse unserer eigenen Kultur, — eines in der Vergangenheit, im Sichvertiefen, Sichversenken in die Ursprünglichkeit des Wildlingslebens, — ich will es ehrlich gestehen, daß mir die äußere Erscheinung jener fremden, untergehenden Menschen eine eigenartige Art der Achtung abzwingt, — denn es liegt eben etwas außerordentlich Selbständiges darin, es hat so viele, so unendlich viele verschiedene Typen dieser fremden Menschen gegeben; denn jeder Volksstamm hat sich in ein eigenes Äußeres geformt, hat ein so eigenartiges Bild gewonnen, daß man erstaunen muß über die unendliche Fülle selbständiger Erscheinungen.



Fig. 6.
„König" von der westafrikanischen Küste.

Man denke: der Brasilianer in der herrlichen Federpracht, der Afrikaner im Eisenschmuck starrend, der Sibirier im verbrämten Pelzwerk, — wer möchte sie verwechseln? Dabei ist es sicherlich, daß, wer sie kennt, wohl zu unterscheiden vermag die Hunderte von afrikanischen Stämmen, die Hunderte von amerikanischen Völkern, die Tausende von Asiaten und Ozeaniern. Und das gerade nach der äußeren selbstgeschaffenen Form, — ich meine also nach Schmuck und Kleidung im Gegensatz zu Gesichtsbildung, Schädelform, Körperbau, also im Gegensatz zu den natürlichen, den Rasseneigentümlichkeiten.

Wenn also die Anthropologie, die Lehre von den Rassen anfängt mit der Gliederung der Menschheit nach Hautfarbe und Schädeltypus, so hebe ich an mit einer Betrachtung derjenigen äußeren Gestalt, die der Mensch sich selbst gegeben hat. Und mein erster

Spruch ist daher: ich erstaune über die Mannigfaltigkeit selbständiger Erscheinungen.

Wenn der Wildling mit dem Europäer in Beziehung tritt, dann pflegt er wohl in den meisten Fällen von einer gewissen Sucht befallen zu werden, sein Äußeres dem des Fremden, des Vielbewunderten möglichst gleichartig zu gestalten. Am charakteristischsten ist hier der afrikanische Neger. Möglichst schnell erwirbt er einen Cylinder, einen Frack, eine Brille und ein Paar Lackstiefel. Da die Hose nicht so notwendig erscheint und an die Stelle des alten selbstgewebten Lendentuches ein Stück buntgedruckten schlechten Kattunes tritt, so entsteht ein Zerrbild, das in den widerlichsten Gegensatz tritt zu dem natürlichen alten einheitlichen Habit. Es ist, als verliere der Wilde plötzlich alle Kritik, alles Formgefühl. Das stößt ab. Aber wer dies Bild einmal gesehen hat, der mag für den selbständigen alten Typus ein besseres Verständnis gewinnen, der wird leicht einsehen, daß die Entwicklung des Schmuckes bei den Naturvölkern nach bestimmten Gesetzen vor sich gegangen ist. (Vergl. Fig. 6 und 7.)



Fig. 7.
Innerafrikanischer Häuptling vom Aruwinis.
Nach Originalskizze von Ward.

Der Körper des Menschen bot ganz einfache Möglichkeiten der Ausschmückung. Da sind zuerst die Haare, die in jeder Weise eine Umgestaltung gestatten, indem Zöpfe geflochten, indem Teile herausgeschoren, Knoten gebunden werden. Aber das genügt noch nicht. Indem Stäbe und Stuhlrohrstreifen eingezogen werden, entstehen Kronen, Kuppeln, ganze Prachtbauten. Man schmiert auch wohl Thon hinein, um dem Ganzen mehr Halt zu bieten, man färbt die Haare. Wenig sympathisch wirkt das präparierte Haar der Dinkaneger im Nilgebiet. Bei diesen ist die rötliche Färbung das Resultat fortgesetzter Waschungen mit Kuhharn; in einigen Fällen soll eine Kompresse von Mist und Asche, welcher der Betreffende sich 14 Tage lang unterzieht, ein gleiches Resultat erzielen. Das sagt Schweinfurt!

Die Brasilianer dagegen haben eine entschieden stolzere Verzierung. Die herrlichen Federn der Papageien sind in deren Haar zu einer farbenprangenden Krone vereinigt. — Im übrigen werden gerade bei diesen Völkern die Haare häufig entfernt. Ich füge hier einen Bericht Carl von den Steinens an, der diese Handhabung gut beleuchtet. Er beschreibt die Haartracht der Völker am Schingu, einem südlichen Nebenflusse des Amazonas.

Die Haartracht der Männer ist eine Kalotte mit Tonsur, das Haar wird von dem Wirbel aus radienförmig nach allen Seiten gekämmt, fällt vorn auf die Stirn, reicht seitlich bis an das Loch des Gehöreinganges und hinten nicht ganz bis zum Halsansatz. Während die Suyá das Vorderhaupt kahl zu scheren pflegen und die Tonsur des Apostel Paulus besitzen, haben die Kulisehu-Indianer sämtlich die Tonsur des Apostel Petrus, eine kreisförmige Glatze auf dem Scheitel bis zu 7 cm Durchmesser. Wenn der junge Bakairi Luchu in Vogels braunem Lodenponcho stolzierte, sah er aus wie der Klosterschüler aus dem Ecceharдt. — Es scheint so, als sei diese Tonsur nicht erst von den Mönchen eingeführt. Ist doch das Vernichten der Haare auch sonst eine häufige Erscheinung und wurde doch gerade bei diesen Stämmen alles übrige Körperhaar mit Ausnahme der Augenbrauen rasiert oder frischweg ausgerupft. Dabei wurden die Wimperhaare nicht, wie bei den Yuruna am untern Schingu, auf einen Tukumfaden gelegt und dann mit einem

Ruck gleichzeitig ausgerissen, sondern Stück für Stück den Kindern im frühesten Alter ausgezogen. —

Brown hat mir erzählt, welch heitere Bilder eines drolligen Familienlebens man zuweilen in den südwestlichen Mobali-Dörfern, nördlich des Kongo beabachten könne. Rings im Kreise um ein wärmendes Feuer sitzen Papa, Mama, Söhne, Töchter und Enkel, einer hinter dem andern und rupfen sich mit einer kleinen primitiven Eisenpinzette die Haare aus. Brown meint, das hätte den Leuten eher gut als weh gethan und das Ganze habe dreingeschaut, wie eine in Behaglichkeit sich ergehende Affenfamilie. — Ja, die Sache habe sogar noch eine peinliche Ähnlichkeit dadurch gewonnen, daß, wenn eines der Familienmitglieder das Glück gehabt hätte, ein Läuslein zu entdecken, dieses dann außerordentlich schnell unter gemütlichem Schmunzeln zwischen die Zähne des glücklichen Sammlers gefahren sei. — NB. sind die Mobali nicht die einzigen Liebhaber dieser Leckerbissen. Der verstorbene Professor Joest hat in einer sehr schönen und sehr gelehrten Abhandlung bewiesen, daß die Feinschmecker gar vieler Völker diese bei uns recht wenig beliebten Geschöpfchen sehr zu schätzen wissen. — Gottlob hat die Wissenschaft aber wichtigere Beweise der Vetternschaft von Mensch und Affen gefunden!



Fig. 8.
Eberhauerschmuck vom Ubangi, nördlich des Kongo.
(Im Besitze des Dr. Brandt.)

Um Ketten, Schnüre, Ringe anzulegen, ist mannigfaltige Gelegenheit, die auch in reichlichem Maßstabe ausgenutzt wird. Die Gegenstände, die zu solchem Putz verwendet werden, sind aber im allgemeinen nicht so ohne weiteres aus der Luft gegriffen. Im allgemeinen mögen ja irgend welche natürlichen, zierlichen, niedlichen, farbenprächtigen Funde, wie bunte Steine und bei den alten Amerikanern, die des Glanzes wegen geschätzten Goldstückchen, dann Schnecken, Muscheln ꝛc. als Schmuckketten aufgereiht werden. Aber im besonderen haben diese Gegenstände doch nicht selten noch einen anderen Wert. Der Jäger, der stolz auf seine Jagdbeute ist, hängt

sich die Hauer wilder Eber um (Fig. 8). Es ist aber garnicht selten, daß die diktatorische Gewalt eines afrikanischen Häuptlings dem geschickten Fallensteller die ihm zukommende Ehre entzieht. So ist es weit verbreiteter Gebrauch im Innern des dunklen Erdteiles, daß die Reißzähne der erbeuteten Leoparden und Löwen an den Herrscher des Stammes abgeliefert werden müssen und von diesem auf einer Schnur aufgereiht dann als Kollier getragen werden — ein würdiges Zeichen nicht seiner selbst, wohl aber der Jagdtüchtigkeit der ihm untergebenen Leute (Fig. 9). Sehr scherzhaft hierbei ist es, wie die gewissermaßen ihrer Beute Beraubten sich doch einen Ersatz sozusagen zu verschaffen verstehen. Ein Recke vom Ssanga, ein sehr berühmter Leoparden-Jäger, wußte sich z. B. so zu helfen, daß er jedesmal, wenn er ein Tier erlegt und seine Jagdtrophäen dem Häuptling überliefert hatte, zwei Holzzähne schnitzte, mit diesen zum Schmied ging und sie mit Messing umgeben ließ. So rettete er sich dennoch ein äußeres Zeichen seiner Jagdkunst (siehe Fig. 10).



Fig. 9. Schmuck von Leopardenzähnen. Balolo. Innerafrika. (Im Besitze von Dr. Brandt.)

Wieder ein anderes gewichtiges Material der Halsgehänge stellt der Ahnendienst dar. Die braven Söhne der Abanza tragen die Fingerglieder von der Leiche der verstorbenen Eltern aufgereiht um den Hals; ein Walonga vom Mongala trug zur Erinnerung an seine drei erschlagenen Brüder drei holzgeschnitzte Köpfe an einer Lederschnur. Dies Kollier sollte ihn stets daran erinnern, daß er



Fig. 10. Schmuck aus imitierten Leopardenzähnen vom Sſanga. Innerafrika. (Im Beſitze von Dr. Brandt.)

dieſe Geſchwiſter noch zu rächen habe. Das iſt ſo Sitte im Walongadorfe. Ein jeder derartige Holzkopf bedingt ein Sühneopfer, den Mord eines Mannes von jenem Stamme, der den Verwandten erſchlug. Iſt das Sühneopfer ermordet, ſo giebt es ein großes Feſt im Walongadorfe. Der Erſchlagene wird aufgegeſſen und das Holzköpfchen verbrannt. Auf dieſe Weiſe kann ein ſolches harmlos dreinſchauendes Halsband das Zeugnis einer langen, ſehr traurigen Geſchichte ſein. (Fig. 11.)

Ein anderes Bild: Als Stanley auf ſeiner erſten berühmten Durchquerung Afrikas von Oſten her den Stanleypool erreichte, fand er, daß von Weſten aus das Meſſing durch den Zwiſchenhandel der verſchiedenen Stämme ſchon bis hierher vorgedrungen war. Aber wie! Dies gelbe Metall galt hier als das wertvollſte Gut und der reiche König Tſchumbiri hatte es ſeinen Frauen als Ringe von 20 bis 40 Kilo Gewicht (!) um den Hals ſchmieden laſſen. Es wurde die Frage



Fig. 11. Halsſchmuck vom Mongala. Innerafrika. (Im Beſitze des Verfaſſers.)

aufgeworfen, ob denn, wenn die Frauen stürben, das Metall mit in das Grab wandere?

I wo!

Eine bezeichnende Linie mit dem Finger um den Hals war die Antwort: Mein Gott, ob die Frau mit oder ohne Kopf im Grabe liegt — brrrr!

Hier haben wir schon den Schmuck als Geld, als Kapitalanlage. Hier reiht sich ein ganzes großes Kapitel der Kulturgeschichte an, das ich in einem eigenen Abschnitte nachgehend behandeln muß.

Soweit der äußere Schmuck. Nun aber wollen wir sehen, wie der Mensch mit diesen äußeren, leicht vergänglichen Zeichen nicht zufrieden, seine Zierde, seine Symbole, die Sprache seines Schmuckes als unvergänglich in den Körper eingräbt, auf daß sie bestehen möge, solange er lebt!

Das Tätowieren.

Im Jahre 1895 drang ein französischer Kaufmann mit einer kleinen Expedition auf eigene Kosten vom mittleren Kongo auf, um den südlichen Teil des Lac Leopold zu erreichen und daselbst einen Handel zu eröffnen. Ich sah den jungen Herrn, als er auszog, fröhlich, siegesbewußt und mit großen Hoffnungen, und ich sah ihn, wie er wiederkam. Welcher Unterschied! Die roten Wangen gebleicht, die Augen tief in den Höhlen, der Mut verschwunden; vor allen Dingen aber auf jeder der beiden Schläfen einen kleinen dicken Knoten, über jede Wange einen schrägen Strich. Es war dem armen Kerl drollig ergangen.

Ohne große Schwierigkeiten war er durch die Wangata- und Balolodistrikte vorgedrungen, hatte sich mit dem Buschmesser immer als vorderster seiner Karawane tapfer einen Weg durch das Urwalddickicht gehauen und hatte dann bei einem kleinen Mongo-Stamme,

irgendwo in der Nähe des Bussera, Halt gemacht. Es war hier ganz behaglich, vor allem schien Elfenbein und Kautschuk reichlich vorhanden und die guten Eingeborenen so liebenswürdig, daß es nur einiger weniger Zinnlöffel, Brillen und Taschenspiegel zu bedürfen schien, um in aller Eile Reichtümer zusammenraffen zu können. Einige Tage ging das ganz schön, sodaß mein Krämerlein beschloß, eine feste Station anzulegen. Doch kaum war die Axt an den ersten Baum gelegt, so lag auch schon die Hand des Dorfchefs auf der Schulter des Holzhackers und die andere deutete mit nicht mißzuverstehender Klarheit an, daß das nicht so ohne weiteres ginge. Das Parlamentieren hub also an. Und siehe da, die guten Mongos verlangten nur, daß der Kaufmann Mitglied des Stammes werden müsse.



Fig. 12. Tätowierung der Bahumbu am Quango.



Fig. 13. Tätowierung der Stämme am Bussera.



Fig. 14. Tätowierung der Stämme im Quellgebiet der Äquatorströme.

Der Mann jubelte. Weiter nichts? Er nickte und ließ durch seinen Wangata-Dolmetsch die Frage stellen, wie dies zu bewerkstelligen sei. Mit Erstaunen sah er, wie die Bakongo-Träger in ein hämisches Grinsen verfielen, mit Schrecken hörte er die übersetzte Antwort:

„Du mußt unsere Stammesnarben nehmen."

Ein langes Gesicht!

Doch was half's? — Rechts und links Elfenbein und Kautschuk, — weiter nichts als die paar Narben, — die Gelegenheit schnell reich zu werden, — also los!

Am nächsten Morgen fand sich der Ganga, d. h. der Priester des Stammes bei unserm Freunde ein. Er breitete auf einem Leder alle möglichen kleinen Sachen aus, ein Paar Hörnchen, schwarze



Fig. 15. Tätowierung der Mongostämme am Maringa.



Fig. 16. Tätowierung der Mongo am Maringa.



Fig. 17. Tätowierung der Gombe im Osten der Äquatorströme.



Fig. 18. Tätowierung der Sukuru im Aruwimidistrikt.



Fig. 19. Tätowierung der Malema im Aruwimidistrikt.



Fig. 20. Tätowierung der Lokele im Aruwimidistrikt.



Fig. 21. Schläfentätowierung der Niumba am Lac Leopold.



Fig. 22. Tätowierung der Jalelima am Lukenje.



Fig. 23. Tätowierung der Moliro westl. des Tanganika.



Fig. 24. Tätowierung der Wemba westl. des Tanganika.

Asche, rote Farbe, einige kleine Eisengeräte und vier zusammengebundene kleine Holzfigürchen. Gleichzeitig gab es draußen einen sehr vergnügten Radau und fröhliches Gejohle.

Kurz und gut, der weiße Stammesbruder ward zunächst auf den Schläfen operiert, mit einer schwarzen Mixtur eingerieben und sein Kopf mit allen möglichen roten Strichen versehen. Dazu feierte die Menge draußen, tanzte, aß gute Sachen, trank Palmwein, — alles auf seine Kosten. Doch damit nicht genug. Die Wunden entzündeten sich und eiterten, — als der Kranke sich von seinem Träger Hühnersuppe herstellen lassen wollte, legte der Ganga ein Veto ein.




Fig. 25 und 26. Baschilange, obere Kassai.
Nach Zeichnungen von Prof. Dr. Max Büchner.

Vier Wochen lang fastete also unser Krämer, vier Wochen hatte er Fieber, war krank und leidend, vier Wochen war an keinen Kauf zu denken, denn die Mongos gingen ihm und seinen Leuten konstant aus dem Wege.

Nach vier Wochen war es, als der Ganga wieder in die Hütte kam. Befreiung! — dachte unser Kaufmann. Doch o weh! Ehe der junge Mann es sich versah, waren ihm auch die Schnitte beigebracht, — er blutete wieder fürchterlich, draußen jubelte wieder die Menge, — natürlich auf seine Kosten.

O weh! Da lag er nun wieder krank, da galt es nun wieder fasten, nichts thun, ein thatenloses Leben verschlafen. Doch damit riß ihm auch die Geduld. Nach einigen Tagen schnürte er sein Bündel und zog von dannen nach Europa zurück.

Die Geschichte hatte ihr trauriges Nachspiel. Der arme Kerl ist daran gestorben, als er versuchte, sich von einem Arzte die häßlichen Fleischklumpen auf den Schläfen wegschneiden zu lassen. Der arme Tätowierte!



Fig. 27. Neuseeländer (Tupai Kupas). Nach altem Holzschnitt.

Diese Geschichte belegt uns als merkwürdiges Beispiel einen interessanten Vorgang, der sich im Leben einer außerordentlich großen Anzahl der Naturvölker abspielt. Das, worum es sich handelt, ist ein fest eingeprägtes Merkmal der Stammeszusammengehörigkeit. Ich gebe in diesem Kapitel und auch an anderen Stellen dieses Buches eine große Anzahl von Typen der Stämme des Kongogebietes. Da wird man sehen, daß jedes Volk, ja oft sogar jedes Dorf seine eigenen Wappenzeichen, wenn man so will, am Kopfe sichtbar zur Schau trägt und das ist nicht nur im Kongogebiet so, das ist Brauch auf einem großen Teile der Erde, außer in Afrika, zumal in der Region des großen Ozeans und auf den ihn umgrenzenden Küsten. Ist doch Japan das klassische Land der Tätowierung!

Es giebt die verschiedensten Arten, die verschiedensten Methoden. Doch die schönste Entwicklung bei den Naturvölkern hat diese Kunst in Polynesien erfahren. Hier vermögen wir auch viele Züge der

Entwicklungsgeschichte am klarsten zu verfolgen. Nehmen wir das Beispiel von Neu-Seeland.



Fig. 28. Neuseeländer (Tupai Kupa). Nach eigener Zeichnung.

Ich bilde hier einige Beispiele der neu-seeländischen Tätowierung ab, zumal diejenige Tupai Kupas, wie er sie selbst vor einem Jahrhundert in Liverpool seinen Freunden aufgezeichnet hat. Als dieser Maori von seinem Freunde John Sylvester gemalt wurde, sah er ihm sehr interessiert zu, schüttelte nach einiger Zeit den Kopf und erklärte, daß das gar nicht er, Tupai Kupa, wäre.

Die Umstehenden und Dazutretenden waren sehr erstaunt. Alle waren sich einig darüber, daß die Gesichtszüge ganz selten gut getroffen wären.

Tupai Kupa aber lächelte hoheitsvoll und überlegen. Er wies mit dem Finger auf die Stirn der Abbildung und sagte lakonisch:

„Das nicht ich!"

Doch das Erstaunen wuchs noch, als der Maori sich den Stift geben ließ



Fig. 29. Neuseeländer. Nach moderner Photographie.



Fig. 30. Tätowierter Markesaner. (Nach v. Langsdorff)

und mit außerordentlicher Geschicklichkeit sein Bild, wie er es auffaßte, wie es ihm wichtig war und wie ich (Fig. 28) es hier wiedergegeben habe, zeichnete. Dies war allerdings nicht sein Bild, sondern das der Ziernarben, der Tätowierung seines Antlitzes. — Man war damals erstaunt, einige Wochen lang mußte der arme Tupai Kupa allen seinen Freunden und Bekannten seine Tätowierung aufmalen, aber leider hatte damals die Wissenschaft noch nicht die genügende Tiefe erreicht, um die Bedeutung dieses großen Ereignisses zu würdigen. Tupai Kupa gab die Namen und die Bedeutung eines jeden Zeichens, erzählte die Gelegenheit, bei welcher dies oder jenes angewandt werde, skizzierte die Tätowierungswappen aller ritterlichen Familien, aber leider haben alle Berichterstatter dieses Ereignisses nur die Thatsache als solche, nicht aber die Einzelheiten und Tupai Kupas Angaben abgedruckt.

Wir wissen aber mit Bestimmtheit, daß es auf centralen Inseln Polynesiens Sitte war, den Schutzgeist, resp. das heilige Tier jedem auf den Körper zu tätowieren, — wir wissen, daß gelegentlich fröhlicher Feste die Erinnerungsmale den Teilnehmern auf die Brust gebucht wurden. Wir haben denselben Ritus in Afrika, z. B. bei den westlichsten Azande. Hier trägt der Jüngling die Anzeichen, wenn er unter die Männer des Stammes als Krieger aufgenommen wurde, daß Ehepaar statt der Eheringe Tätowierungsmerkmale und die Mutter die Zahl der Kinder als beständige Notiz, die für jeden Kundigen lesbar ist.

Und damit sind wir bei einem wichtigen Abschnitte angelangt, d. h. nämlich bei den Anfängen einer Schrift und einer Geschichtsschreibung.

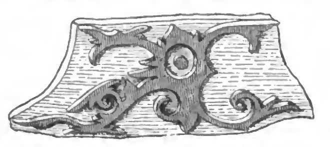


Fig. 31. Stempel zum Körperbemalen. Dajak; Borneo. (Nach Ling Roth.)

Sicher ist es übrigens, daß der Tätowierung die Bemalung des Körpers vorangegangen ist. Noch heute werden die Muster mit schwarzer oder roter Farbe auf die Haut gemalt, ehe die Punktiernadel hineingetrieben oder das Messer zum Schnitt angesetzt wird. Ja, die Dajak auf Borneo benutzen hierzu sogar einen regelrechten geschnitzten Stempel, wie nebenstehende Abbildung zeigt.

Proben der Mannhaftigkeit.

s wird jetzt Zeit, uns daran zu erinnern, daß wir von den Flegeljahren der Menschheit sprechen. Eine rechte Rüpelei ist es, mit der ich mich jetzt beschäftigen will. Das Kollier und das Armband sind Eigenarten auch unserer Lebensform; die Hautverzierung und Bemalung treffen wir auch bei unseren Matrosen, bei den Soldaten und auf unseren Bühnen an; was aber nun kommt, das zeugt von einem Übersprudeln der Kraft, das wir in dieser ungeregelten und unbegrenzten Form nur in den Flegeljahren der Menschheit antreffen. Wir lachen heute zum Teil schon über das zierliche Nadelloch im Ohrläppchen, durch das ein niedlicher Ring gezogen ist. Wir entsetzen uns aber beim Anblick eines Ohrloches, das bis herab auf die Schulter gezogen ist — bis auf die Schulter! Ich staune darüber, daß die Menschheit so zäh an gewaltthätigem Schmuck hängt, wie etwa am Ausbrechen der Zähne, dem sich keiner entziehen darf, der als Mann im Stamme ein Wort mitreden will. Ihr mögt auch über den Geschmack erstaunen, der sich darin äußert, daß der Kopf der Kinder, solange er noch weich ist, durch Binden und Gestelle deformiert, verunstaltet wird. Und doch sind solche Erscheinungen gerade bei kräftigen Völkern nicht selten — und gerade das Kopfpressen, das zwangsweise Zurückbinden der Stirn treffen wir bei hochstehenden Völkern, den alten Peruanern, den Mangbattu, die ein Mann wie Schweinfurt bereit ist, für die intelligentesten aller Neger zu halten. Ich bilde hier einige Holzschnitzereien dieser Mangbattu ab, aus denen man ersehen mag, für wie schön die zurückgebundene Stirn gehalten wird. (Fig. 32 u. 33.)

Gerade diese Sitten, die einerseits das Stammesmerkmal bedeuten und andererseits die Jugend erproben, deren Mannesmut

stärken sollen, gerade sie müssen fesseln. Also einige Beispiele. Zuerst die tiefstehenden Neu-Holländer (Australier), dann die Mexikaner.

Zwischen dem 12. und 15. Jahre galten früher die neu-holländischen Bengel unter den Eingeborenen von Neu-Süd-Wales als reif, unter die Zahl der kriegerischen Männer aufgenommen zu

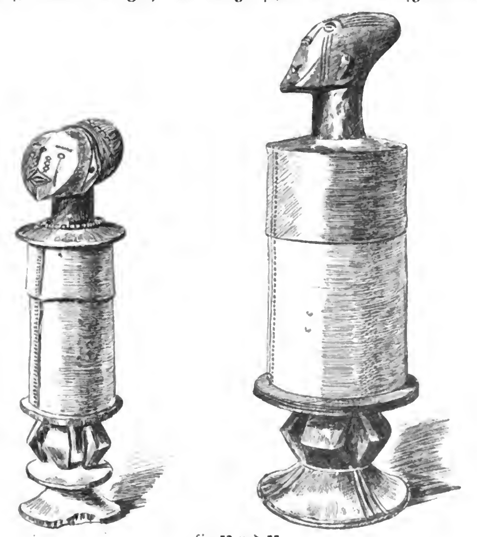


Fig. 32 und 33.
Zwei Schachteln der Mangbattu im Ubangi-Uelle-Gebiet.
Beide in etwa 1/4 der natürlichen Größe.
(Im Besitze des Verfassers.)
Man beachte die zurückgebogenen Stirnen, die bei den Kindern durch Pressen erzeugt werden.

werden. Sie mußten sich dann einer Operation unterziehen, die den Namen Gua-nung führte. Diese bestand darin, daß die Nasenscheidewand durchstochen und ein Stück Schilfrohr oder Knochen als ständige Zierde durchgeführt wurde. Gleichzeitig wurde ihnen ein Zahn ausgeschlagen. Mit dem Verluste des Zahnes traten sie in

die Reihe der Männer ein; d. h. sie erhielten auch deren Rechte, die nicht nur in kriegerischen Zügen bestanden, sondern auch in der Känguruhjagd und Ähnlichem. Im Jahre 1795 beobachtete Collins eine solche Ceremonie auf der Spitze von Farm-Cove.

Einige Tage vor Beginn der Ceremonien war ein Platz von ovaler Gestalt, ca. 20 Fuß lang und 16 Fuß breit, You-Lang genannt, von Gras, Gestrüpp und Baumästen gereinigt worden. Als Collins ankam, fand er die Hauptteilnehmer des Vorganges, welche vom Kemmiraistamme waren, in voller Rüstung am einen Ende des Schauplatzes und die jungen Leute, die ihren Zahn verlieren sollten, am anderen.

Die Ceremonie begann. Die bewaffneten Männer traten singend oder vielmehr schreiend hervor, schlugen mit den Lanzen und Wurfhölzern gegen die Schilde und wirbelten mit den Füßen Staub in die Höhe, der die Umstehenden bedeckte. In dem Augenblick, als sie sich den Knaben näherten, trat ein Mann aus dem Trupp der Tanzenden und Bewaffneten, ging einige Schritte vorwärts, ergriff einen Knaben und wandte sich gegen seine Kameraden. Diese begrüßten den Vorgezeigten mit Geschrei und erwiesen durch ihre Gesten ihre Bereitwilligkeit, den Jungen sowohl als Opfer zu empfangen, als auch ihn zu schützen. Auf diese Weise wurde ein jeder der vorhandenen 15 Jungen der Reihe nach ergriffen und zu dem Chore der Männer auf die andere Seite hinübergetragen. Hier blieben sie mit gekreuzten Füßen, gesenktem Kopfe und verschlungenen Händen sitzen. So beschwerlich diese Lage auch ist, so versicherte man Collins doch, daß die Burschen die ganze Nacht sich weder rühren, noch die Augen aufheben, noch, bis die Ceremonie beendet sei, die geringste Nahrung erhalten würden.

Die Carrahdis (Priester) verrichteten hierauf einige mysteriöse Gebräuche. Einer derselben warf sich plötzlich zu Boden, wälzte sich in wunderlichen Zuckungen und Verdrehungen auf der Erde herum, imitierte fürchterliche Leibschmerzen und schien dann zum Schluß von einem Knochen, der zur folgenden Ceremonie dienen sollte, befreit zu werden. Dabei sangen und schrieen die anderen Wilden um ihn herum und einige schlugen ihn solange auf den

Rücken, bis er den wunderbaren Knochen von sich gab. Damit schien er von seinem Leiden befreit.

Kaum war der eine erschöpft und in Schweiß gebadet aufgestanden, als ein zweiter dieselbe Rolle spielte. Wieder kam der Knochen zum Vorschein. Man erklärte, die fingierten Schmerzen der Carrahdis sollten die Jungen davon überzeugen, daß die am nächsten Tage vorzunehmende Operation ihnen nur wenig Schmerzen verursachen werde, da sie desto weniger zu leiden hätten, je mehr die Priester litten. Damit waren die Ceremonien dieses Tages abgeschlossen.

Bald nach Sonnenaufgang rückten am zweiten Tage die Carrahdis einer hinter dem andern in langer Reihe mit schnellen Schritten auf den You-Lang zu, erhoben ein gewaltiges Gebrüll und liefen dreimal darin rund herum. Alsdann wurden die Knaben mit gebeugten Knieen und verschlungenen Händen auf den Platz geführt, und nun ging in fröhlicher Abwechslung eine Ceremonie nach der anderen vor sich, eine jede etwas Besonderes darstellend, jede grotesk und eigenartig. Von diesen lasse ich hier acht Scenen abbilden.

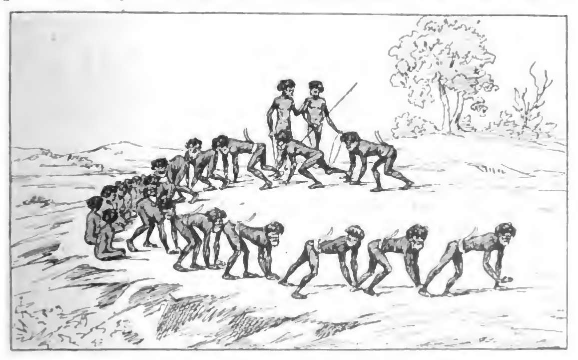


Fig. 34.

Fig. 34. Die Jünglinge, 15 an der Zahl, saßen am oberen Ende des You-Lang, während die, welche die Operation vornehmen sollten, mehrmals auf allen Vieren um den Platz herumliefen, auf

diese Weise die Hunde im Gang nachahmend. Um dieses Vorbild möglichst ähnlich wiederzugeben, war der Bumerang hinten in den Gürtel gesteckt, sodaß er wie ein Hundeschwanz emporragte. Jedesmal, wenn sie an dem Orte vorbeikrochen, wo die Buben saßen, warfen sie Sand und Staub mit den Händen auf. Während der ganzen Zeit blieben die Knaben mit jämmerlicher Miene mucksmäuschenstill und unbeweglich sitzen; sie thaten so, als sähen sie die komische Kavalkade der Männer gar nicht. — Angeblich sollte diese lächerliche Hundeparade dazu dienen, den Knaben die Herrschaft über die Hunde einzuräumen und ihnen alle nützlichen Eigenschaften dieser Tiere vorzuführen.

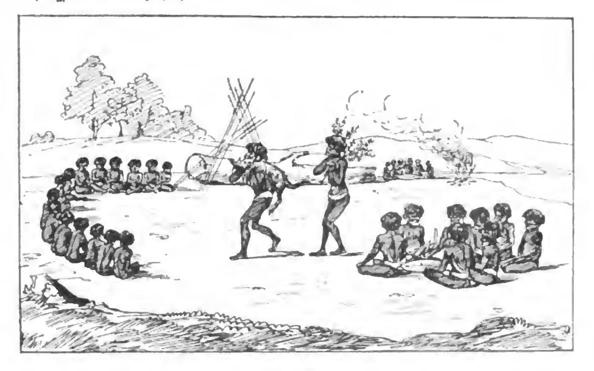


Fig. 35.

Fig. 35. Die Jungen saßen wie eben. In der Mitte rückte ein kräftiger Wilder heran, der auf seiner Schulter ein aus Gras nachgemachtes Känguruh trug, während ein zweiter ein Bündel Reiser auf der Schulter schleppte. Die übrigen saßen in einiger Entfernung, sangen und schlugen den Takt, nach welchem die zwei Carrahdis ihre Schritte maßen. Die beiden schienen unter der Last fast zusammenzubrechen. Sie standen einen Augenblick still, dann marschierten sie aber stark hinkend wieder vorwärts, bis sie bei den

Jungen anlangten. Sie legten diesen ihre Beute zu Füßen und zogen sich dann, wie von schwerem Frondienste befreit, von dem You=Lang zurück. — Derjenige, der das Gesträuch trug, sah um so sonderbarer aus, als er durch das Loch in der Nasenscheidewand zwei kleine Ästchen mit Blumen gesteckt hatte. — Das Känguruh deutete auf die Erlaubnis hin, von nun ab diese Tiere töten zu dürfen — das Gesträuch auf den Ort, wo diese Tiere sich gewöhnlich aufhalten.

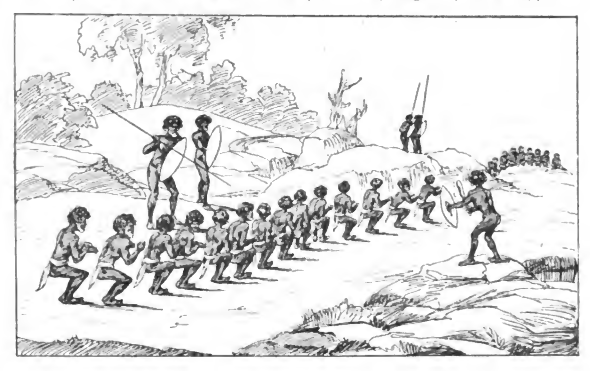


Fig. 36.

Fig. 36. Die Knaben blieben am Ende des Platzes eine ganze Stunde lang sitzen. Während dessen zogen sich die dar=stellenden Männer in ein benachbartes Thälchen zurück und steckten statt des Bumerangs nunmehr ein langes Kräuterbüschel in den Gürtel, setzten sich wie ein Trupp Känguruhs in Bewegung, bald wie diese auf den Hinterfüßen hüpfend, bald sich aufrichtend, bald mit den Pfoten kratzend. Dazu schlug ein abseits Stehender immer mit einer Keule gegen den Schild. Zwei andere bewaffnete Männer folgten, wie wenn sie sich auf der Jagd befänden, den Tieren auf der Fährte wären und sie erlegen, überfallen und durchbohren wollten. — Es war dies natürlich das Sinnbild einer Känguruhjagd, der männlichen und wichtigen zukünftigen Beschäftigung der zuschauenden Knaben.

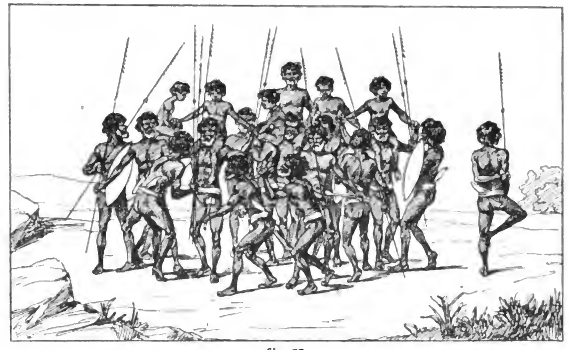


Fig. 37.

Fig. 37. Auf den Platz wieder angelangt, zog die Gesellschaft der drolligen Känguruhspieler wie eine kleine Herde an den Buben vorbei. Plötzlich aber rissen sie die Kräuterschwänze heraus und warfen sie weg; jeder ergriff einen Knaben, setzte ihn sich auf die Schultern und trug ihn an den Ort, wo die große, letzte Ceremonie der ganzen Komödie von statten gehen sollte.

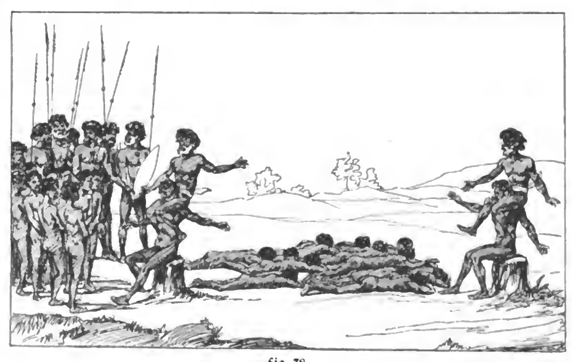


Fig. 38.

Fig. 38. Nach einigen Schritten wurden die Knaben von den Schultern der Männer genommen und in einer Gruppe aufgestellt. Mit verschlungenen Händen und auf die Brust gesenktem Haupte harrten sie des weiteren. Während sich einige der Hauptdarsteller auf ungefähr 10 Minuten entfernten, um eine weitere Scene vorzubereiten, ward Collins gebeten, den Schauplatz zu verlassen, so daß er einen Teil der Ceremonien nicht zu beobachten vermochte. Gerade diese Scene betrachteten die Leute als ein tiefes Geheimnis und als eine für die folgenden Vorgänge notwendige Vorbereitung.

Als er zurückkehrte, fand er die ganze Stellung vor, wie sie in Fig. 38 abgebildet ist. In der linken Gruppe standen die Knaben und ihre Begleiter; vor ihnen auf jeder Seite zwei Männer, deren einer auf einem Baumstamm saß, während der andere auf den Schultern desselben hockte. Beide streckten die Arme aus. Hinter ihnen lagen am Fuße eines Baumstammes die anderen Männer am Boden, das Gesicht gegen die Erde gewendet, so dicht nebeneinander, wie es nur irgend möglich. Als sich die Knaben und ihre Führer den beiden Männern auf dem ersten Baumstamme näherten, drehten diese sich bald auf die eine, bald auf die andere Seite und huben an, die Zunge herauszustecken, fürchterliche Gesichter zu schneiden, ihre Augen zu öffnen, so weit sie konnten und dieselben wild zu rollen, so daß ihnen das ein schreckliches Aussehen gab. Nachdem diese Grimassenschneiderei einige Minuten gewährt hatte, wurden die Knaben über die auf der Erde liegenden Körper geführt. Da fingen diese an sich zu regen, wanden sich und krümmten sich, wie wenn sie in den letzten Zügen lägen; dabei verursachten sie einen dumpfen Lärm, dem in weiter Ferne rollenden Donner ähnlich; das sollte Schmerzen und Angst ausdrücken. Nach Vollendung dieses sonderbaren Marsches wurden die Knaben den beiden Männern auf dem zweiten Baumstamme vorgestellt; die schnitten dieselben Grimassen wie die ersten. Dann aber setzte sich der ganze Zug in Bewegung.

Diese Ceremonie wurde Burn-Murung genannt, die eigentliche Bedeutung aber nicht verraten. Auf die Erkundigung nach ihr war die Antwort gegeben: es sei sehr gut und geschehe, auf daß zukünftighin die Jünglinge tapfere und kampfesfeste Männer würden.

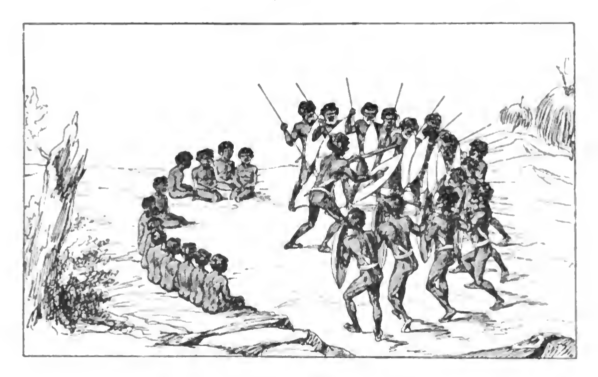


Fig. 39.

Fig. 39. In einiger Entfernung machte der ganze Trupp Halt. Die Knaben mußten sich in eine Reihe nebeneinander setzen; die Männer, mit Lanzen und Schilden bewaffnet, bildeten vor ihnen einen Halbzirkel. In der Mitte stand, das Gesicht gegen die Männer gewendet, Budirro, der Leiter des Ganzen. In der einen Hand hielt er den Schild, in der anderen die Keule; im Takte schlug er mit der Keule auf den Schild, beim dritten Taktschlage aber richteten die anderen die Lanze gegen ihn und stachen auf die Mitte seines Schildes. — Damit endeten die der Zahnoperation vorangehenden Darstellungen, deren letzte daraufhin zu deuten scheint, daß die Burschen in Zukunft die Lanze als ihre vornehmste Waffe betrachten sollten.

Fig. 40. Jetzt wurden Anstalten gemacht, den Knaben die Zähne herauszuschlagen.

Der erste Bursch war 10 Jahr alt; er ward einem Manne, der auf dem Boden kniete, auf die Achseln gehoben. Jetzt wies man dem Knaben den Knochen, den am vorhergehenden Abend der erste Carrahdi bei seinen Gaukeleien aus dem Innern hervorgewürgt haben wollte. Dieser Knochen war vorn scharf abgeschliffen, um

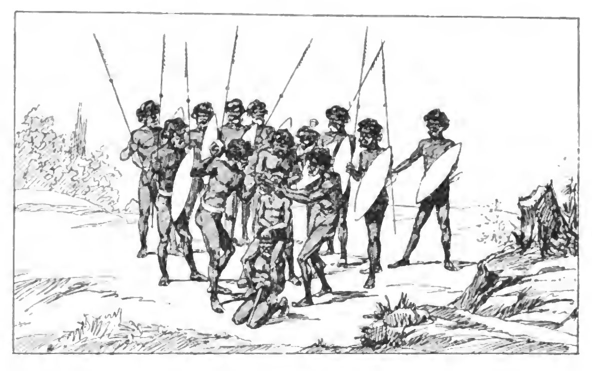


Fig. 40.

damit das Zahnfleisch zu durchschneiden; thäte man das nicht, so würde man beim Schlage leicht den Kiefer zertrümmern. Weiterhin ward unter vielen Umständlichkeiten ein Womera von 8—10 Zoll Länge zugeschnitten; der sollte als Meißel dienen. Nachdem das Zahnfleisch vom Knochen gelöst war, ward das Holz auf den Zahn gesetzt. Dann ein Lufthieb — noch ein Lufthieb — noch ein Lufthieb, dann erst prallte der schwere Stein im starken Schwunge gegen den Holzkeil. Es waren immer drei Schläge in die Luft vor jedem eigentlichen Streiche. Beim ersten Knaben dauerte die Operation 10 Minuten, denn unglücklicherweise hielt der Zahn sehr fest. Armer Bube!

Endlich sprang er weg. Seine Freunde nahmen den kleinen Patienten bei Seite; sie drückten ihm das Zahnfleisch zusammen. Dann kleideten sie ihn in die Tracht, die ihn nunmehr etliche Tage schmücken sollte. Es war ein Gürtel und der Bumerang, dazu um den Kopf eine Binde, deren Weiß eine nicht häßliche Verzierung darstellte. Der Patient hielt die linke Hand gegen den Mund; der Mund mußte geschlossen bleiben; das Essen und das Reden war ihm für den ganzen Tag verboten. — Jeder Jüngling fügte von dieser Stunde an dem Namen seines Trägers dem seinigen bei.

Auf diese Weise wurden alle vorhandenen Knaben behandelt und nur ein einziger, der 8 Jahre alt war, wurde vom Schmerze so überwältigt, daß er davonlief. Während der ganzen Operation schrieen die umstehenden Zuschauer um die Wette, um die Knaben zu zerstreuen resp. ihre Schmerzensschreie zu übertönen. Es lag aber in den Buben offenbar ein ziemlich starkes Ehrgefühl, denn sie verkniffen sich das Stöhnen und Seufzen nach Möglichkeit.

Zu den weiteren Sonderbarkeiten gehörte, daß man das Blut nicht abwischte, sondern auf die Brust und dem unten sitzenden Manne auf den Kopf träufeln ließ. Das geronnene Blut verblieb für mehrere Tage auf dem Kopfe des Mannes resp. der Brust des Buben. — Später gab man dem Jüngling den Titel Kebarra, ein Name, der sich offenbar auf das Instrument bezieht, dessen man sich bei dieser Ceremonie bedient; Kebah bedeutet ein Stein oder ein Felsen.

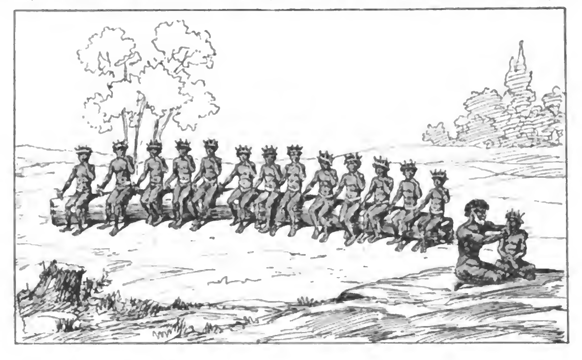


Fig. 41.

Fig. 41. Nun sind die sämtlichen Jünglinge vereinigt, sie haben die Ceremonie überstanden und sitzen nebeneinander auf einem Holzstamme. Nur einer der Buben, Nanbarry mit Namen, hat allzusehr gelitten. So ist denn sein Vetter, ein Mann Namens Kolbi, zu ihm getreten und hält einen gerösteten Fisch gegen das Zahnfleisch. Das soll den Schmerz lindern.

Auf ein gegebenes Zeichen springen aber alle von den Sitzen auf und jagen alles, Männer und Weiber, Zuschauer und Operateure vor sich her in die Stadt; und was nicht schnell genug fliehen kann, macht ehrfurchtsvoll Platz.

Diese Einweihung zu Männern giebt den Jungen das Recht, Keulen und Lanzen zu führen und zu heiraten. — Der ausgebrochene Zahn wird als Kostbarkeit um den Hals getragen.

Solange solche Sitten nur bei Völkern wie den Neu-Holländern, die als tiefstehend allgemein bekannt und verschrieen sind, vorkommen, begnügt sich der Europäer mit einem Achselzucken:

„Na ja, das sind eben Wilde!“

Wie nun aber, wenn wir genau die gleiche Brutalität, die gleiche Gewaltthätigkeit, das menschliche Antlitz, die natürliche Gestalt zu entstellen, bei den vielberühmten und vielgerühmten Azteken und Inkas antreffen?

Und dies ist in der That so. Gomara berichtet von einem allerhöchsten Ehrengrade, gewissermaßen einem Ritterorden, der sich aus den tapfersten und vornehmsten Männern Mexikos zusammensetzte, die man Tecnitles nannte. Der Herrscher selbst war in diesem Verbande. Wollte einer ein solcher Ritter werden, so hatte er eine lange Probezeit, ein Jahr härtester Strapazen und körperlicher Mißhandlungen mit mannhaftem Mute und ausdauernd zu überstehen. Im Anfange dieser Zeit gab es eine festliche Veranstaltung und die ganze Ceremonie ward damit eingeleitet, daß der angehende Ritter vor einem Altare niederkniete, daß ihm mit einem spitzen Knochen oder einer Adlersklaue die Nase durchbohrt und ein Stück Obsidian durch die Öffnung gesteckt wurde. Dann kamen die



Fig 42. Gobu-Bubu vom Ubangi, westl. von Mokoangay, mit einfachem Lippenpflock.



Fig. 43 Gobu-Bubu mit Lippenpflöcken in Ober- und Unterlippe.

weiteren Martern, Beschimpfung, jederlei Entsagung und Blutabzapfung; das alles mußte er ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Wenn diese Zeit nun überstanden war, dann nahm man das härene Gewand von den Schultern und band das Haar mit einem roten Bande und krönte ihn mit vielfarbigen Federn. Dann ward sein Mut gepriesen und dann ward er ermahnt, alle Zeit als ein echter Tecuitle tapfer und streitbar für Vaterland und Religion einzutreten, dann ward er daran erinnert, daß er die höchste Ehre erfahren, daß seine Nase mit einem Knochen und mit einer Adlersklaue durchbohrt sei.



Fig. 44. Tätowierung und Zahnfeilung der Sakara am Ubangi.

Und wenn die Jünglinge des Inkareiches ihre schwere Erziehung in Arbeit und Waffenführung überstanden hatten, dann verlieh ihnen der Inka selbst das hohe Ehrenzeichen der Männlichkeit, — dann durchbohrte er in eigener Person mit einer goldenen Nadel ihre Ohren.



Fig. 45. Tätowierung, Ohrläppchenerweiterung und Zahnfeilung der Völker am Knie des Ubangi.

Es ist also sicher, daß wir es nicht mit einer Brutalität zu thun haben, der lediglich die „ganz Wilden“ fröhnen. Und in der That steckt auch noch mehr darin. An Beispielen aus ozeanischen Gebieten läßt sich mit Leichtigkeit der tiefere Wert dieser Sittengruppe erkennen. Man höre:



Fig. 46. Tätowierung und Zahnfeilung der Bakuba zwischen Sankuru und Kassai.

Riedel giebt an, auf Babar, eine der kleinen Sundainseln, hinge die Ausweitung der Ohrlöcher mit der Vorstellung zusammen, daß der Zutritt in das Totenland nach dem Tode nur denen

gestattet werde, die diese Verschönerung des Ohrläppchens in gehörigem Maße im Leben erzielt hätten. — Einige Stämme der Australier auf Neu-Holland behaupten, daß diejenigen, die nicht die Nasenscheidewand durchbohrt hätten und durch die Öffnung einen Knochen, ein Schilfrohr oder etwas Ähnliches trügen, im Jenseits gestraft würden. — Bei den Motu, einem Stamme des englischen Neu-Guinea, giebt es eine eigentliche Strafe nach dem Tode nicht. Im Volksglauben giebt es nur die eine peinliche Bestimmung, daß die

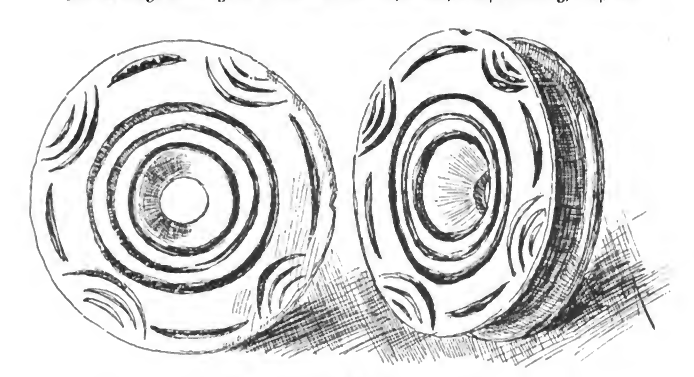


Fig. 47.
„Pelele", d. h. Lippenpflock (Elfenbeinscheibe) vom Rubi, nördlich vom Kongo, in natürlicher Größe. (Im Besitze von Dr. Brandt.)

Seelen solcher, deren Nase nicht durchbohrt ist, an einen bösen Ort kämen, wo es wenig Nahrungsmittel und keine Betelnuß gäbe. — Nach dem Glauben derer von Maevo (einer Insel im Neu-Hebriden-Archipel) dürfen alle, deren Ohren nicht durchbohrt sind, kein Wasser trinken, — dürfen alle, die nicht tätowiert sind, nicht gute Speisen genießen. — Nach dem Tode beginnt für die Seelen der Bewohner Floridas eine Wanderschaft, in deren Verlauf sie am Ufer der Seeleninsel einen gewissen Tindalo (Geist) antreffen. Dieser prüft, ob die Nase durchbohrt ist, in welchem Falle sie leicht in das Reich der Glücklichen gelangen, wogegen andernfalls eine Zeit der Pein

und Mühsal anhebt. — Schlimmer geht es auf Mota (Banks-Inseln) denen, deren Ohren nicht vor dem Totenrichter Paget durchbohrt gefunden werden, und auf den Gilbert-Inseln gelangen nur die Tätowierten in das Land der Seligen. — Im Seelenlande der Fidschier werden alle, deren Ohren nicht durchbohrt sind, aufs ärgste verhöhnt, Frauen, die nicht tätowiert sind, von den Seelen des eigenen Geschlechts niedergeschlagen und zum Brote der Götter.

Nun muß man wissen, daß die Völker der letzten Sitten- und Anschauungswelt von einem so starken Egoismus erfüllt sind, daß sie in ihr Totenland auf keinen Fall die Mitglieder anderer Völker aufnehmen, daß sie auf der anderen Seite die Tugend des Mannes in der strengsten Befolgung aller Sitten und alten Überlieferungen erkennen. Es gilt fernerhin, sich klar zu machen, daß ein durchbohrtes Ohr, eine Tätowierung, ein Nasenstab oder ein Lippenpflock feststehende Merkmale, unauslöschliche Urkunden sind. Was also bei uns die städtische Verwaltung mit einem Apparat von Standesamt und Polizei besiegelt, die „Familienzugehörigkeit“, — genau das Analoge erreicht der Wildling mit Lippenpflock und Nasenring, nämlich Beleg, Paß und Urkunde der „Stammeszugehörigkeit“, — ein Paß und wie wir sehen eine Eintrittskarte für die Seligkeit.



Fig. 48.
Geborenes Wahokoweib, naturalisierte Wawirafrau.
(Nach Stuhlmann.)

Eventuell läßt sich eine solche Urkunde auch noch ändern. Nebenstehend gebe ich die Abbildung einer Frau (Fig. 48) aus dem Innersten Afrikas. Sie ward geboren als ein Weib aus dem Stamme der Wahoko. So empfing sie sieben Schnitte in die Oberlippe. Dann geriet sie in die Hände der Wawira und ein Mann dieses Stammes heiratete sie. Als Zeichen der neuen Stammeszugehörigkeit empfing sie eine Scheibe in die Oberlippe. So ist ihre Wanderung und ihr Umzug bis an ihr Ende urkundlich und unauslöschlich festgestellt.

Keine europäische Polizei würde das haben besser machen können.

Vom Ursprunge der Arbeit.

Also die Menschen haben immer daran gedacht, sich zu schmücken, alle, die allerniedrigsten, und wenn es nur mit einer bunten Feder war, die in das Haar gesteckt wurde, mit einem Strohring, der den Hals umgab, einem Farbenstrich über die Stirn, sie alle haben sich geschmückt, soweit wir sie kennen. Das aber ist ganz natürlich, daß die einen sich der kleinsten Kleinigkeit erfreuen, während andere nicht genug thun können im Sichbeladen. Wie viel sie für ihre Schönheit thun — das kann man bei den Naturvölkern mit ziemlicher Bestimmtheit sagen —, das läßt darauf schließen, ob sie reich, ob sie arm, d. h. wie reich sie sind. Denn man ist wohl berechtigt, von armen und reichen Naturvölkern zu reden.

Eins dabei ist gar vergnüglich zu beobachten, wie nämlich der Mensch in fröhlicher Laune sich schmückte und schmückte — er dachte gar nicht daran, daß es etwas geben könne wie Arbeit — denn die beglückende ihn umgebende Natur läßt ihm ja vielfach Speise und Trank in den Mund wachsen, — wie sollte er also überhaupt auf den Gedanken kommen, daß es etwas gebe wie Arbeit, Zwang einer Thätigkeit? — wie er sich also schmückte und schmückte und mit einem Male — arbeitete. Er brauchte es gar nicht, um sich zu nähren, — nein, die Arbeit entstand ihm, weil er eben noch nicht genug des Schmuckes hatte.

Es giebt natürlich mehrere Quellen der Entstehung der Arbeit, aber diese hier ist wohl die eigenartigste und sie wollen wir daher einmal beobachten.

Ein Material, das mit am meisten zum Schmucke verwendet wird, ist die Muschel. Daß dies in Ländern, die am Meere liegen, der Fall ist, ist nichts Erstaunliches. Bemerkenswert aber ist es,

daß die Muscheln von den Küsten aus weit, weit über die Länder gewandert sind, — nicht nur über Länder, nein, über einen ganzen Erdteil, nämlich über Afrika. Dies ist bekanntlich mit der kleinen, zierlichen Kauri-Muschel der Fall. Sie stammt aus den Meeren zwischen Indien und der Ostküste, ist aber im Besitze fast aller Völker des schwarzen Erdteiles anzutreffen. Bald schmückt sie ein Käppchen, ein Stirnband, bald ziert sie einen Messergriff oder einen Lendenschurz.

Aber mit der einfachen Muschel begnügten sich die Wildlinge nicht. Vielmehr wurden die Schalen in Stücke geschnitten, zu runden Scheiben poliert und auf Schnüre gezogen. Es ergaben sich so die berühmten Muschel-Perlschnüre, die wir aus allen Erdteilen kennen. In Amerika werden wir sie im nächsten Abschnitte in den berühmten Wampuns wiedertreffen, in Afrika habe ich sie in Sammlungen aus fast allen Teilen des Kongo-Gebietes aufgefunden und vor allen Dingen sind sie ungeheuer artenreich und vielverwendet in den Inseln der Südsee, zumal auf den nordöstlich und östlich von Neuguinea gelegenen Archipelen. Vor allem berühmt sind die Muschelschmucke, die als Dewarra aus Neupommern (Neubritannien) in unsere Museen gewandert sind. In alten Zeiten mag das Dewarra als zierliche Muschelkette den Hals dieser Leute geschmückt haben, dann aber kam eine Epoche, in der die zierliche Schnur zu einem gewaltigen Kragen auswuchs (Fig. 49). Als die Europäer sich nun auf Neupommern niederließen, war dieser Kragen gerade im Verschwinden begriffen, weil nämlich das Dewarra als Geld sich umgestaltet und einen viel zu großen Wert angenommen hatte, um noch zur Leibesverschönerung „vergeudet“ werden zu können. Daß diese Schmucksorten zu Geld werden, zu einem Wertschätzungsmittel, das können wir allerorts beobachten. Ist doch auch die Kauri-Muschel in Afrika, zumal im Westen, heute ein Geld geworden, giebt es doch in Ozeanien hunderte von Muschelgeldsorten. Aber die



Fig. 49.
Mann von Neupommern mit Dewarra-Kragen. (Nach Photographie.)

Erscheinung des Dewarra ist die eigenartigste von allen und die wollen wir hier an der Hand Parkinsons betrachten.

Die Muscheln, welche als Dewarra, auch Tabu genannt, verwendet werden, sind etwa 9 mm lang und in natürlichem Zustande schwarzbraun. Zu Dewarra werden diese präpariert, indem man ihre obere gewölbte Schale durchbohrt, sie auf dünne Rohrstäbchen aneinanderreiht, dann mit Sand abscheuert und von der Sonne weiß bleichen läßt.

Dewarra steht bei den Bewohnern der Gazelle-Halbinsel (im Norden Neupommerns) in hohem Werte. Dewarra zu erwerben und einen möglichst großen Schatz davon zu sammeln, ist daher das eifrigste Bestreben der Eingeborenen, denn für Dewarra kann er sich alles verschaffen. Mit Dewarra kauft er seinen Schmuck, seine Frauen, mit Dewarra kauft er sich aus allen Verlegenheiten und Verwicklungen los, mit Dewarra besänftigt er seinen erbitterten Feind — selbst wenn er dessen nächsten Verwandten erschlagen hat.

In einigen an der Blanchebucht gelegenen Distrikten stellt sich der Wert der Ware etwa folgendermaaßen; man bezahlt:

1	Faden	Dewarra	für	60 Yamswurzeln — 80 kg,
10	„	„	„	ein Schwein im Gewicht von 60 kg.
20	„	„	„	eine ältere Frau,
50—100	„	„	„	ein junges Mädchen,
20— 50	„	„		als Sühne an die Hinterlassenen eines Erschlagenen.

Das Dewarra stellt in Neupommern eine ungeheure Macht dar. Wer am meisten davon besitzt, genießt das höchste Ansehen, übt den größten Einfluß aus. Die Frauen müssen ihr Lebelang von morgens früh bis Sonnenuntergang arbeiten, um Dewarra für den Mann zu erwerben; die Männer sinnen und trachten, wie sie dem Nachbar seinen Schatz entwenden können.

Zur Bestreitung der täglichen kleinen Ausgaben pflegt der Mann $1/2$—4 Faden von dem Muschelgeld bei sich zu tragen; das übrige hat er im Dewarrahaus, eine Hütte, die eigens bestimmt ist, das Vermögen aller Bewohner eines Dorfes, sowohl die Tausende von Faden der Reichen, wie die kleinen Ersparnisse der Armen darin

aufzubewahren. 50, 100 und bis zu 250 Faden werden zusammengerollt und die Rollen mit bunten Blättern umwickelt. Geringere Beträge liegen lose in kleinen Körben. Das Dewarrahaus ist stets von mehreren Wächtern umstellt, die sofort Lärm machen, wenn demselben Gefahr droht. Männer, Weiber und Kinder eilen dann herbei, und beladen sich mit einer Last Dewarra, um sie in Sicherheit zu bringen. Es wird gesagt, daß eine vom Feinde verfolgte Frau eher ihr Kind fallen läßt und preisgiebt, ehe sie das Dewarrageld von sich wirft.

Seinen im Dewarrahaus verwahrten Schatz greift der Eigentümer nur bei ganz besonders wichtigen Gelegenheiten an, etwa, wenn er den Kaufpreis für eine Frau bezahlt. Sonst wird derselbe erst nach dem Tode des Eigentümers herausgenommen, um beim Begräbnis ganz oder teilweise verteilt zu werden. In der Wohnhütte behält jeder nur soviel Dewarra, wie er zum gewöhnlichen täglichen Bedarf nötig zu haben glaubt.

Hat aber ein Eingeborener einmal mehr gesammelt, so ist es sein Stolz, wenn er eine Rolle von 50 oder mehr Faden in das Dewarrahaus niederlegen kann. Dann wird die Trommel geschlagen: das ruft die Nachbaren zusammen; neidisch sehen sie zu, wie der Glückliche den mit Stäben wohlversperrten Eingang öffnet und seine Rolle hineinträgt. Ist es die erste Rolle, die er so dort deponiert, dann mag er sich auf arge Spottreden seitens der neidischen Zuschauer gefaßt machen.

„Warte doch bis morgen“ — sagt der eine. „Du könntest ja hungrig werden und hast dann kein Dewarra, Dir Essen zu kaufen.“

„Kommt schnell, wir wollen unsere Hütten sehen, ob uns nicht etwa Dewarra gestohlen worden ist“ — ruft ein anderer.

Damit haben wir aber den Gipfelpunkt der habgierigen Erscheinungen, die aus dem Schmucke entsprangen, noch nicht erwähnt. Vielmehr muß ich zu meinem Leidwesen konstatieren, daß, wenn auf der einen Seite diese Habsucht die Arbeitsthätigkeit des Stammes erhöht, daß doch leider auf der anderen die Begriffe von mein und dein und von der Berechtigung des Besitzes in sehr häßlicher Weise verwischt werden. Denn der Neupommeraner ist so erpicht auf sein

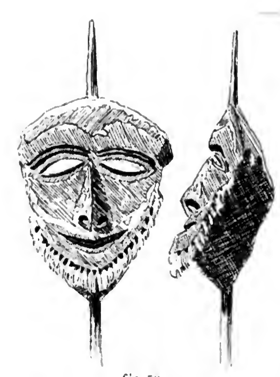


Fig. 50
Kinakinau, Diebsamulett von Neupommern.
Von vorn und von der Seite.
(Ethnographisches Museum in Leiden.)

Dewarra, daß er keine Gelegenheit vorübergehen läßt, es — zu stehlen. Ja, diese Diebstahlsmanie ist so ausgebildet, daß sie heutzutage handwerksmäßig betrieben wird, daß sich ein eigener kleiner Anschauungskreis und eine Art Kultus ausgebildet hat, der keinen anderen Zweck hat, als den Dieb zu schützen. Der, der einen Schlafenden bestehlen will, nimmt ein sehr merkwürdiges Zauberwerkzeug zu Hülfe, den Kinakinau (Fig. 50—52). Dies ist ein am oberen Ende eines hölzernen Stabes befestigter Unterkiefer, der mit einem grotesken Antlitz bemalt und die Verkörperung des Geistes Taun ist. Taun besitzt die schöne Macht, den Schlaf fest zu bannen. Wenn nun einer also auf einem Diebszuge an dem schlafenden Besitzer des erstrebten Dewarra vorbei muß, so schwingt er den Kinakinau über ihn hin und her, damit er nicht erwache. Oft mag dies ja glücken, häufig genug passiert es freilich, daß der Schläfer trotz Tauns und Kinakinaus erwacht. — Doch das thut dem Glauben an die Macht des Taun keinen Abbruch; man meint dann, Kaiia, ein Geist, der noch mächtiger ist als Taun, habe den Schläfer



Fig. 51.
Kinakinau.
(Ethnographisches Museum in Leiden.)

Fig. 52.
Kinakinau.
(Ethnograph. Museum in Dresden.)

beschützt! — Der Geisterglaube ist ja immer praktisch gewesen. Hat man sich im Glauben an die Macht des einen getäuscht, so ist es nicht schwierig, einen noch mächtigeren dafür verantwortlich zu machen.

Wenn hier die Triebkraft des Schmuckes, entwickelnd, nicht aber gerade fördernd das Geld hervorbrachte, so soll auch ein Beispiel folgen, das klarere und wertvollere Kulturregungen ins Leben gerufen hat.

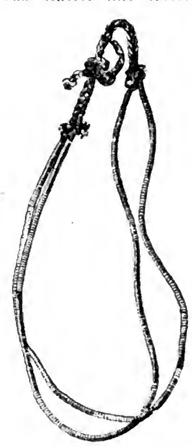


Fig. 53. Eisenperlkette, Geld aus Yimbagere. (Im Besitze von Dr. Brandt.)

In Yimbagere, einem Dorfe zwischen Rubi und Aruwimi im nordöstlichen Kongobecken, findet sich im Gegensatze zu den umliegenden Landstrichen eine Menge guter und leichtlöslicher Eisenerze. Daher sind die Bewohner dieses Dorfes reich mit Eisen geschmückt, daher zeichnen sie sich auch ganz besonders durch schöne Eisenwaffen vor allen Nachbaren aus. Während nun jeder Dörfler in den öffentlichen Schmieden seine Waffen arbeitet und repariert, ist die Kunst einiger weniger, die herrlichen, zierlichen Eisenperlen, die wie das Muschelgeld auf Schnüren aufgezogen und um den Hals getragen werden, zu fabrizieren. Diese Leute nun thun weiter nichts, als Eisenperlen herstellen. Die Eisenperlen haben auf diese Weise bestimmten Wert angenommen. Eine Kette — eine Ziege. 20 Ketten — eine Frau. Das heißt also, die Eisenperlen haben Sinn und Wert des Geldes angenommen. Während keinerlei Waffen an die Nachbarvölker abgegeben werden, wandern die Eisenperlen weit über das Land zum Aruwimi und zum Rubi, und zwar immer eine Kette — eine Ziege; 20 Ketten — eine Frau. Derart also wurde ein Beruf geschaffen und derart entstand aus dem Schmuckbedürfnis die Arbeit.

Das war aber nicht nur in Yimbagere so. Auch in Polynesien gab es Meister der Schmuckfabrikation, Leute, die davon lebten und sich davon ernährten, was sie an Schmuckarbeit für andere leisteten. So gut wie es auf Hawai Bootsbauer gab, so gut gab es Meister

der Federarbeiten (Federmäntel und Federkragen), und so gab es auch Meister des Tätowierens, die zwar keinen Stundenlohn erhielten, die aber die einzelnen Arbeiten an den verschiedenen Körperteilen nach bestimmten Sätzen honoriert erhielten.

Einen scherzhaften Vorgang will ich hier nicht zu erwähnen vergessen. Bei den Benabendi am Kassai in der Nähe der Baschilange (vergl. Fig. 25 und 26), — welche letzteren Wißmann und Pogge seinerzeit als die ersten kennen lernten und über deren reiche Tätowierung diese beiden Reisenden sehr erstaunt waren —, hatte jeder Mann im Gegensatz zu allen umwohnenden Völkern nur eine Frau. Diese Frau hatten sie sehr lieb, dies bewiesen sie dadurch, daß sie sie tätowieren ließen. (Man sieht, nicht nur in Europa beweist man seiner Frau seine Liebe, indem man sie schmückt!) Nun gab es drei Meister, die derartige Arbeiten ausführten und zwar nach althergebrachten Sätzen hierfür bezahlt wurden. Da tauchte eines Tages ein neuer Meister dieser Kunst auf. Da aber die Herren Kollegen sehr schön in der Kundschaft saßen und er aus einer sehr wenig einflußreichen Familie stammte (er war zudem noch der Sohn eines Sklaven), so konnte er nicht recht vorwärts kommen. Doch siehe da, er wußte sich zu helfen. Er erklärte eines Tages öffentlich, er wolle die Arbeiten zu halben Preisen machen. Sogleich gab es einen großen Skandal. Die Bürgerschaft trat zusammen und in einem Palaver ward feierlich bestimmt, so etwas ginge nicht. Es ward nicht weiter davon gesprochen, aber der junge Mann reüssierte. Offiziell durfte er nur für volle Preise arbeiten, in Wahrheit aber gab er die Hälfte jeden derartigen Geschenkes sogleich wieder zurück; und siehe da, die anderen Meister bequemten sich dem an und binnen ganz kurzer Zeit stellte sich folgender Brauch ein: einen Frauenarm tätowieren kostet zwei Doppelmatten. Diese empfängt der Meister nach vollendeter Arbeit, damit geht er nach Hause. Am nächsten Tage aber kommt er wieder und bringt dem splendiden Ehegatten eine Matte und ein Körbchen voll Erdnüssen als Gegengeschenk.

Daraus ist zu ersehen, daß es im Schmuckhandel der Naturvölker auch schon die Konkurrenz gegeben hat.

Schmuckſprache.



rüder, mit dieſem Gürtel öffne ich Eure Ohren, damit Ihr höret; ich nehme Kummer und Sorge von Euerm Herzen; ich ziehe die Dornen aus Euern Füßen, die Ihr Euch eingeſtochen habt, als Ihr her reiſtet; ich reinige die Sitze des Verſammlungshauſes, damit Ihr bequem ſitzet; ich waſche Euer Haupt und Euern Körper, damit Ihr erfriſcht werdet; ich beklage mit Euch den Verluſt der Freunde, die geſtorben, ſeit wir zum letzten Male zuſammen waren; ich wiſche alles Blut ab, das zwiſchen uns gefloſſen ſein mag. —

Derartige feierliche Reden hielt der empfangende Häuptling, wenn zwei Indianerſtämme zuſammentraten, um Frieden zu ſchließen, zu beraten oder irgend welche Verträge abzuſchließen.

„Brüder, mit dieſem Gürtel öffne ich Eure Ohren, damit Ihr höret," das ſind die erſten Worte, das iſt eine Redewendung, die ſich auf einen der merkwürdigſten Gebräuche der Indianer, eines ihrer eigenartigſten Geräte, das Wampum, bezieht. Das Wampum iſt wohl hervorgegangen aus Schnüren, auf denen Muſchelperlen verſchiedener Farben aufgereiht waren, die Hals und Arme zierten, die erſt nur als Schmuck, ſpäter aber als richtiges Geld im Lande kurſierten. Die verſchiedenen Farben der Muſchelſchalen mögen zuerſt dazu geführt haben, perſönliche Merkmale, ſozuſagen Eigentumszeichen in den Gürteln, aus ihnen zuſammenzuſetzen. Es iſt denkbar, daß bei den Indianern ein kleiner Tauſch zur Beſiegelung der Freundſchaft oder eines Vertrages ſtattfand. Sicher iſt, daß der Wampum-Gürtel eine außerordentlich große Bedeutung angenommen hat, daß in den Wampum-Gürteln eine gewiſſe Urkunden-Schriftart ſich ſeinerzeit ausgebildet hat und die allerdings untergegangen ſein dürfte, noch ehe die Europäer daran dachten, derartige ſeltſame Kulturäußerungen zu beobachten.

Unsere beifolgende Abbildung nach Lafitau (Fig. 54) zeigt eine sehr konventionelle Darstellung, aber im allgemeinen wohl nicht falsche

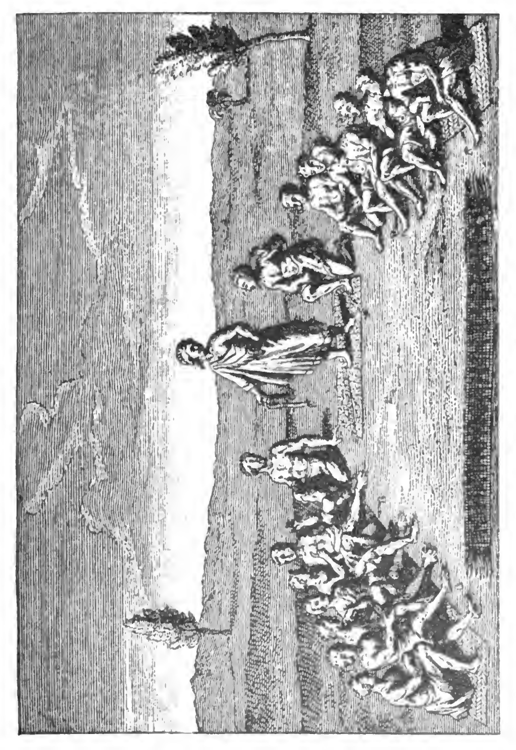


Fig. 54. Vertragsabschluß oder Wampumvorführung bei nordamerikanischen Rothäuten. (Nach Lafitau.)

Verwendung des Wampum-Gürtels. In einer Ebene sind auf zwei Seiten in je einer Reihe zwei vertragsabschließende Parteien, in der Mitte im Hintergrunde zwischen beiden der sprechende Häuptling zu



Fig. 55. Wampum, Name eines Häuptlings. (Nach Holmes.)

sehen. Dieser hält in der einen Hand einen solchen Gürtel. Drei andere Wampum-Gürtel liegen zu seinen Füßen, während ein fünfter im vergrößerten Maßstabe im Vordergrunde zu erblicken ist, ohne daß man seine Ornamente des Näheren erkennen könnte.

Wenn zwei Völker einen Vertrag abschlossen, so tauschten sie, wie gesagt, Wampums, die an Stelle einer Urkunde das Ereignis ornamental eingeflochten enthielten. Nach Morgan gab es unter den Irokesen einen Häuptling, der das erbliche Amt eines Wampum-Bewahrers hatte und dessen Aufgabe es war, nicht nur selbst den Sinn eines jeden Gürtels zu behalten, sondern auch dafür zu sorgen, daß diese Kenntnis im Volke erhalten und bewahrt blieb. Zu diesem Zwecke wurden in einer bestimmten Jahreszeit die Gürtel dem Schatzhause entnommen und dem ganzen Volke ausgestellt. Dann wurde öffentlich die Geschichte und die Bedeutung eines jeden wiederholt. Die Sitte hat sich bis heute erhalten.

Es waren nicht immer nur Gürtel, die diese Inschriften und Bedeutung hatten. Zuweilen kamen auch nur einfache Stränge, Perlschnuren zur Anwendung. So ward, wenn ein neuer Häuptling eingesetzt wurde, diesem als Bestallungsurkunde eine Wampumschnur von zehn weißen Perlketten übergeben. Unsere Abbildung zeigt drei Stränge, meist weißer Perlen, die den Namen eines Häuptlings darstellen. Wenn dagegen ein Häuptling gestorben war, so betrauerte man ihn, indem man zehn Stränge von schwarzem Wampum trug. War es ein Häuptling außer Diensten, so genügten zehn kurze Schnuren.

Das Wampum hatte aber wohl auch noch andere Bedeutung. Es ist bekannt, daß Hiawatha, ein Stammesheros, dessen Lied Longfellows eine große Berühmtheit erlangt hat, einst gegen Perlfeder, den Zauberer Megissogwon zu Felde zog und mit ihm kämpfte, daß Perlfeder von Kopf bis zu Fuß mit Wampum bedeckt war, daß Hiawathas Pfeile an diesem Kettenpanzer absprangen, bis der Heros endlich auf die unbedeckten Haarwurzeln zielte. — So hatte der Wampum wohl auch allerhand Zauberkraft.

Es ist allerdings nicht nötig, auf den Wampum zurückzugreifen, um gewisse Schriftzeichen resp. eine Art Sprache des Schmuckes an das Tageslicht zu befördern. Ich will hier noch ein anderes Beispiel derartiger Merkmale des Schmuckes bieten.

Bei den Hidatsa-Indianern bedeuten Adlerfedern und ihre Ausschmückung bestimmte hervorragende Thaten des Trägers. Eine Feder, an deren Spitze ein Bündel von Daunfedern oder einige Pferdehaare angebracht sind (Fig. 57), besagt, daß der Träger einen Feind getötet hat und zwar, daß er der erste war, der in diesem Kampfe jenem zu Leibe gerückt war. Siehe Abbildung! Demjenigen dagegen, dem es als zweiten Kämpfer gelungen war, den Feind zu Boden zu strecken, stand nur eine Feder zu, an deren breiterem unteren Ende ein wagerechter Strich gezogen war. (Fig. 58.) Wer als dritter im Bunde den Feind

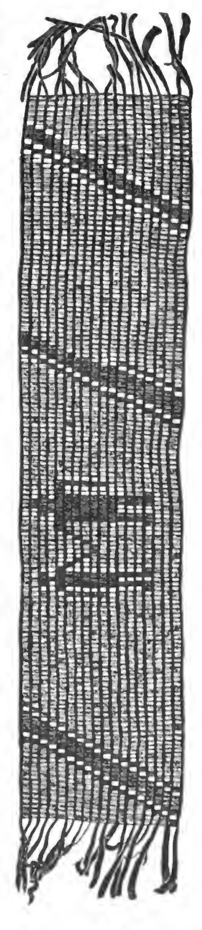


Fig. 56. Wampum aus alter Zeit. Früher im Besitze des Mr. Penn, Enkels des Gründers von Pennsilvania und also wahrscheinlich eine Urkunde, die auf einen Vertrag Bezug hat, der in den ersten Zeiten mit den Indianern geschlossen wurde. (Nach Holmes.)

endgültig vernichtete, hatte Anspruch auf eine solche mit zwei roten Querstrichen (Fig. 59), der vierte auf eine solche mit drei roten Querstrichen. (Fig. 60.)



Fig. 57—60 Federzeichen der Hidatsa. (Nach Mallery.)

Weitere Ehrenzeichen vermochte allerdings nicht einmal der indianische Ehrgeiz zu verleihen.



Fig. 61—64. Federzeichen der Dakota (Nach Mallery.)

Verwandte Zeichen wendete das Volk der Dakota an. Ein Fleck aus der breiteren Seite der Feder (Fig. 61) zeigt an, daß der Träger einen Feind getötet hat, während ein Einschnitt und schwarze Umrandung desselben (Fig. 62) beweist, daß die Kehle des Feindes durchschnitten und sein Skalp gewonnen worden ist. Wurde nur die Kehle des Feindes durchschnitten, so konnte man das an einer Feder erkennen, die oben abgeschnitten und deren Rand an der Schnittkante dunkel gefärbt wurde. (Fig. 63.) Eine gespaltene Feder (Fig. 64) besagt: viele Wunden.

Bei den Hidatsa gab es noch andere allgemein verständliche Merkmale in der Tracht, solche, die auf der Kleidung, häufig sogar auf den Zehen in blauer oder roter Farbe aufgemalt waren, obgleich dies eigentlich nur bei festlichen Gelegenheiten oder bei Tänzen der Fall ist.

Vier in einem Quadrat sich schneidende Linien (Fig. 65) bedeuten, daß der Träger sich mit Erfolg und Geschick, den Körper hinter einen aufgeworfenen Erdhügel verbergend, gegen den Feind verteidigt hatte. Die Verdoppelung (Fig. 66) dieser Figur besagt, daß das Ereignis zweimal stattfand. Eine hufeisenförmige Figur erinnert daran, daß es dem, der sie auf den Beinkleidern, dem Ruderblatt oder auf sonst einem Teile seines Eigentums abgebildet hat, gelang, dem Feinde ein Pferd zu stehlen.

Fig. 65 und 66. Ehrenzeichen auf Gewändern.

Nun, der indianische Ehrgeiz verlangt nicht allzuhohe Thaten, um mit ihnen zu prunken.

Zeichensprache.

Lange bevor der Mensch es gelernt hatte, sich durch Schriftzeichen auf weitere Entfernungen zu verständigen, verfügte er schon über die verschiedentlichsten Methoden, ohne Benutzung der Sprachwerkzeuge etwas zu verstehen zu geben. Wir verließen soeben das Kapitel Schmucksprache. Nicht nur der Indianer drückt durch eine Feder, ein gemaltes Ornament ein großes Ereignis seines Lebens aus. Auch wir unterscheiden Männer-

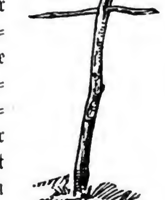


Fig. 67. Wegzeichen in Alaska für Jäger.

und Frauentracht, Frauen- und Mädchentracht. Unser Soldatentum hat beinahe ein eigenes Uniformsignalwesen geschaffen. Also auch wir haben eine Art Schmucksprache.

Eine neue Ausdrucksweise haben wir dagegen in der Zeichensprache zu suchen, ohne übrigens behaupten zu wollen, daß diese Zeichensprache Naturvölkern allein eigen sei. In mancher Schule und in mancher Quarta und Tertia „grassiert“ eine ganz ausgeprägte Zeichensprache, die den ausgesprochenen Zweck hat, sich hinter dem Rücken des Lehrers mitten im Schweigen eines göttlichen Extemporales, durch die feierliche Stille hindurch geräuschlos zu unterhalten. Ein jeder, der den Cäsar kennt und dem bellum gallicum einige Schweißtropfen gewidmet hat, weiß, wie sich Cäsar geärgert hat, wenn die Nachrichten der „Wilden“ schneller durch Feuersignale und Winken über die Berge hin sich fortpflanzten, als die seinen. Da sind wir bei den Zeichensprachen angelangt, die ich meine.

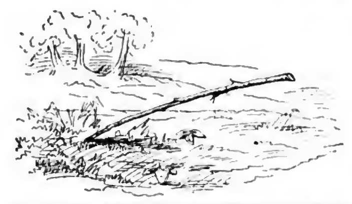


Fig. 68. Stab, welcher für Nachkommende die Richtung angiebt. — Abnaki-Indianer.

Fig. 69. Der lange Stab giebt die Richtung der Wanderschaft an. Da der kurze Stab nahe am Fußende in die Erde gesteckt ist, sagt das Zeichen: „Ich bin in der und der Richtung, aber nicht weit gegangen“. — Abnaki-Indianer.

Es giebt ganz allgemeine, man möchte sagen, sich aus der Natur der Sache ergebende Zeichen des täglichen Umgangs. Man winkt mit dem Taschentuch, — auch der Knoten im Taschentuch ist ein Zeichen. Man schüttelt mit dem Kopf, man nickt, das heißt ja und nein. Die Weichensteller unserer Eisenbahnen winken mit roten und weißen Fähnchen.



Aber es giebt auch ferner liegende Zeichen. Auf folgende Weise z. B. drücken die Kameruner den Morgen aus: Sie fahren mit der flachen Hand von der Stirn über Augen, Nase und Mund. Hutter meint, es sei dies die Bewegung, die man am Morgen beim Erwachen oft instinktiv mache. — Ohr und Wangen unter seitlichem Kopfneigen auf die flache Hand legen — bedeutet Schlafen u. s. w.

In solchen Zeichen scheint sich nun kein Volk interessanter entwickelt zu haben als die Nordamerikaner, welche oftmals in der Zeichensprache sich zu unterhalten vermögen, wenn sie auch die eigentliche Sprache des Partners nicht verstehen oder zu sprechen vermögen. Ich will hierfür ein interessantes Beispiel geben, einen Satz, den der Häuptling Tce=caq=a=daq=a=qic, das ist der „dürre Wolf", ein Häuptling der Hidadsa=Indianer im Dakotagebiet, dem amerikanischen Forscher Dr. Hoffman auseinandergesetzt hat. Der ganze Satz lautet:

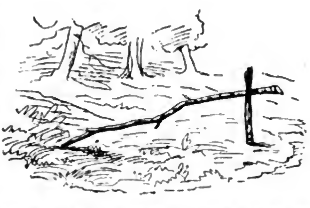


Fig. 70. Wie das Vorige. Da aber der kurze Stock weit vom Fußende fortgesteckt ist, sagt das Zeichen: „Ich bin in der und der Richtung weit weggegangen". — Abnaki-Indianer.

„Vor vier Jahren vereinbarte das amerikanische Volk mit uns Freundschaft; aber sie logen. Fertig."

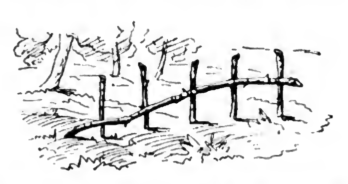


Fig. 71. Wie das Vorige. Da aber fünf kurze Stöcke quer gesteckt sind, so sagt das Zeichen: „Ich bin in der und der Richtung (die der lange Stab angiebt) gegangen und werde fünf Tage fortbleiben". — Abnaki-Indianer.

Um dies auszudrücken, gebrauchte der Indianer die folgenden sechs Bewegungen:

Fig. 72. Er legte die geschlossenene Hand mit dem Daumen, der über der Mitte des Zeigefingers ruhte, auf die linke Seite der Stirn, Handfläche nach unten und zog dann den Daumen rechts eine kleine Strecke über den Kopf hinaus. — D. h. „Weißer Mann“.



Fig. 72.



Fig. 73

Fig. 73. Er legte die natürlich ausgebreitete Hand, deren Finger und Daumen leicht getrennt und nach links gerichtet waren, ungefähr 15 Zoll vor die rechte Seite des Körpers und bewegte sie in eine kurze Entfernung von sich. — D. h. „Mit uns“.



Fig. 74.

Fig. 74. Er streckte die flache rechte Hand so aus, als wolle er die Hand irgend eines anderen Wesens ergreifen. — D. h. „Freunde“.

Fig. 75. Er führte die rechte Hand, deren Finger mit Ausnahme des Daumens ausgestreckt waren, zur Vorderseite des Körpers zurück bis auf 18 Zoll vor die rechte Schulter. — D. h. „4“.



Fig. 75.

Fig. 76. Er schloß die rechte Hand, Zeige- und Mittelfinger leicht getrennt und ausgestreckt lassend. Er legte sie mit dem Handrücken nach außen ungefähr 8 Zoll vor die rechte Seite des Körpers und führte sie schnell in einem leicht nach unten zeigenden Bogen. — D. h. „Lügen“.



Fig. 76.



Fig. 77.

Fig. 77. Er legte die geschlossenen Fäuste zusammen vor die Brust mit den Handflächen nach unten und trennte sie alsdann in einem Bogen nach außen nach beiden Seiten fahrend. — D. h. „Fertig“.

Es genügt wohl, wenn ich noch eine Abbildung (Fig. 78) bringe, welche zeigt, wie solche Zeichen auf weite Entfernungen Verständigungen ermöglichen.

Im Übrigen ist es bemerkenswert, daß gerade in dem Fernverkehr die Naturvölker großartige Unterhaltungsmittel geschaffen haben. Besonders bemerkenswert ist die Trommelsprache, der ich ein eigenes Kapitel widmen will.

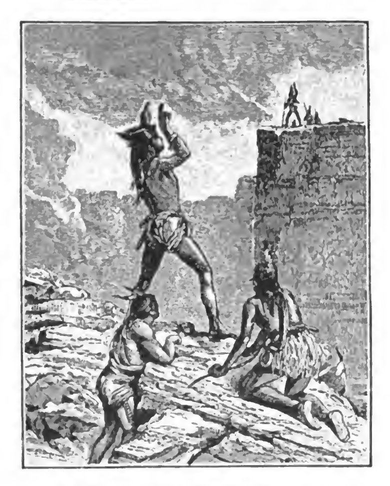


Fig. 78. Frage: „Wer seid Ihr?“ Antwort: „Pani“. (Nach Hoffmann.)

Die Trommelsprache.

Zunächst eine Scene aus dem fürchterlichsten aller afrikanischen Kriege!

Vor mir liegt das Manuskript eines jener Männer, die in dem blutigen Wettbewerb im östlichen Kongogebiet ihr Leben verloren. Es war drüben im Aruwimigebiet. Unser Mann marschierte an der Spitze einer Abteilung von Haussa-Soldaten hinter einem Araberchef her. Es ging durch den Urwald, weiter immer weiter durch den Urwald; auf schlechten Wegen so eilig als möglich, aber fruchtlos. Der Araber ließ sich nicht fassen.

Wer kennt den afrikanischen Urwald nicht aus Stanleys Schilderungen? Ödes Schweigen, Hunger, Krankheit und sonstige Not lauern hier ihrer Opfer. Unser Freund war bald schachmatt. Er blieb in einem Dorfe liegen — in einem verlassenen Dorfe mitten im Urwalde. Seine Leute, die bis dahin ziemlich marode und matt waren, fingen nun aber mit einem Male an, hier aufzuleben und während der Chef selbst immer mehr zusammenfiel, begannen sie schon, abends fröhliche Tänze aufzuführen.

„Wie kommt es, daß es Euch mit einem Male so viel besser geht?“

Keine Antwort, sie grinsten nur, es war ein verlegenes Grinsen. Sie sagten auch nichts, bis der Führer selbst eines Tages eine Entdeckung machte, eine fürchterliche Entdeckung: Die Leute hatten sich auf die Lauer gelegt, hatten von den Einwohnern, die dem eigenen Dorfe entflohen und nunmehr im weiten Walde versprengt und flüchtig waren, dann und wann einen gefangen, gebraten und verspeist. Der Chef kam gerade dazu, als sie einen Burschen geknebelt hatten und ihn eben zu ihrem in einem entlegenen Winkel versteckten kannibalischen Kochplatze schleifen wollten. Der Offizier brauste auf, riß den Jüngling an sich, nahm ihn mit in seine Hütte. Wenn sein eigener Vorrat auch kärglich war, so gab er ihm doch einige Bissen davon ab, dann ließ er ihn laufen. In der nächsten Nacht wachte er von einem Geräusch auf. Der Bursch war herangeschlichen und hatte ihm einige Bananen und ein Huhn gebracht, die nächste Nacht wiederholte sich das. Da hielt ihn der Offizier fest und hängte ihm ein zerbrochenes Opernglas als Geschenk um den Hals. Nun war dessen zurückhaltender Sinn erschlossen. Es begann ein eifriges Pantomimenspiel. Und siehe, eine Verständigung gelang. So viel war dem Chef klar geworden, daß der Neger seine Stammesgenossen veranlassen wollte, mit dem Europäer einen Lebensmittelhandel zu eröffnen. Aber das Wie, das konnte er nicht verstehen. Aber siehe, da erhob sich der Bursch plötzlich und zog den Weißen an seinen Kleiderfetzen hinter sich her. Sie schritten bis zu einem Baume, der quer vor dem Versammlungshaus in der Mitte des Dorfes lag, der nur an einer Stelle, nämlich am Ende aufgeschlitzt

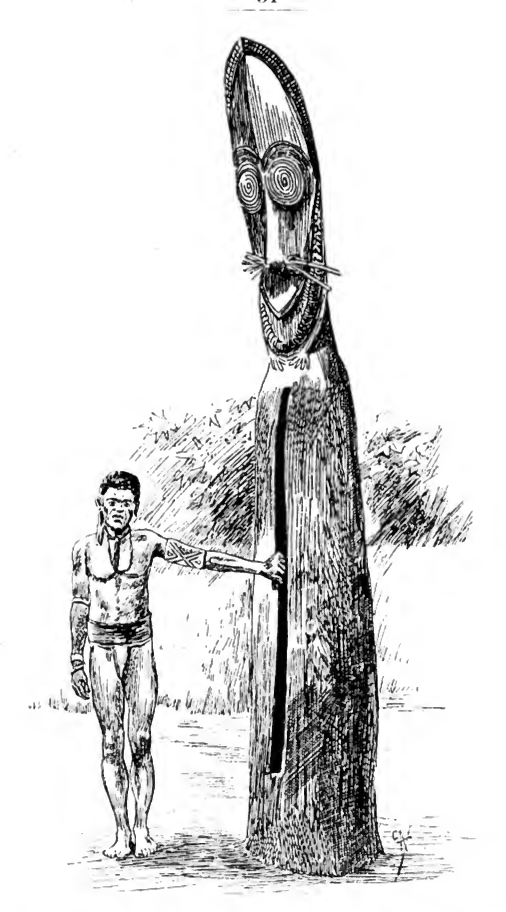


Fig. 79. Ausgehöhlter und geschnitzter Baumstamm als Pauke. Malicolo. Neuhebriden. (Nach Photographie.)

und ausgehöhlt war. Er ergriff zwei Hölzer, die im Innern der trogartigen Höhle ruhten und begann auf den Schlitzrändern zu trommeln, bald lang trillernd, bald kurz abgesetzt, bald mehr reibend, bald mehr hackend. Sofort hatte der Offizier den Sinn ergriffen.



Fig. 80. Fidschiinsulaner die Signalpauke schlagend. (Nach Wilkes.)

„Es war mir in diesem Momente, als sänken die Fesseln dieser öden Einsamkeit“, so schreibt er selbst, „von meinen Gliedern. In dieser Öde, in der jeder Vogelschrei, jedes gesprochene Wort wie ein fremder Laut verklingt, da dröhnte mit einem Male ein Vokalkonzert an meine Ohren, das ich sofort als die angeborene, oder aus dem Wesen des Waldes entspringende Sprache begriff, wenn ich sie auch noch nicht verstand. Ich hatte wochenlang mit meinen nordischen Negern diese Straße durchzogen. Im Norden hatte ich ihr Wesen verstanden. Hier im Süden waren sie mir fremd geworden. Mir war das Ganze fremd geblieben, diese wilde Einsamkeit, dieses dumpfe Schweigen, die scheuen, immer flüchtigen Eingeborenen. Aber in diesem Augenblicke, als Rufiros Paukenschläge erschallten, da begriff ich mit einem Male den Geist dieser Scenerie, da löste sich das vordem unendlich erscheinende Schweigen in einer halbmelancholischen Klappersprache auf.

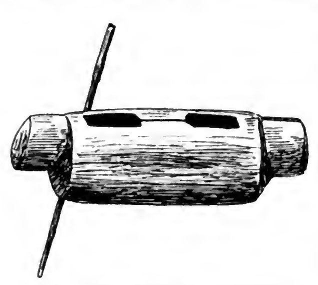


Fig. 81. Signalpauke von Neupommern mit Schlagstock. (Ethnographisches Museum in Leiden.)

„Und als nun aus den verschiedenen Windrichtungen die verschiedensten Klappertöne antworteten, bald aus jener Ecke ein Spruch,

bald von dieser Seite ein Gemurmel, da stieg das beseeligende Gefühl in mir auf, daß ich selbst in diese Umgebung jetzt hineingewachsen sei, daß ich ihr Verständnis gewonnen habe, daß ich vor meinen eigenen kannibalischen Leuten sozusagen gerettet wäre."

In der That änderte sich die Situation mit diesem Momente. Am nächsten Morgen kamen die Eingeborenen in ihr Dorf zurück, schleppten von den entlegenen und verborgenen Feldern Bananen und Hühner herbei, ja, sie schafften sogar Teile eines am vorigen Tage in einer Falle gefangenen Elephanten heran, — und alle Not war fürs erste gehoben.

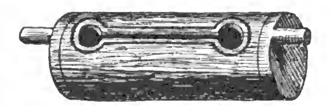


Fig. 82. Signalpauke von Neupommern. (Nach Parkinson.)

Als in demselben Kriege der Gouverneur Five einst spät abends auf der Rückkehr in sein Lager in einem entlegenen Dorfe des Basako=Gebietes die Mitteilung auf dem Trommeltelegraphen auf=gegeben hatte, man möchte ihm sein Abendessen aufbewahren, traf er, als er dann nach einigen Stunden daheim anlangte, die gedeckten Tische. Die Nachricht war schon lange vor seiner Ankunft und kurze Zeit nach der Aufgabe des „Telegrammes" angelangt. Die Nachricht hatte gelautet:

„Abend Bula Matadi an=kommen, nicht alles aufessen!"

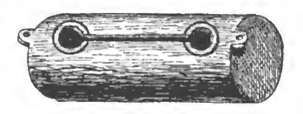


Fig. 83. Signalpauke der Baluba im südöstlichen Kongobecken. (Nach Cameron.)

In meinem Verkehr mit Be=amten, Reisenden und Missionaren im Kongogebiete habe ich fest=gestellt, daß diese eigenartige Tonsprache fast im ganzen centralen Afrika östlich der Seenkette gehandhabt wird. Vordem war es aber schon lange bekannt, daß die Dualla in unserer deutschen Kolonie Kamerun ebenfalls eine derartige außerordentlich ausgeprägte Signalsprache besitzen und bei den verschiedensten Fällen zur Anwendung bringen. Durch den Kilometer weit reichenden Klang der Pauke unterhalten die Dörfer sich über die intimsten Angelegenheiten. Man neckt sich, man

erklärt sich den Krieg, man macht sich Mitteilungen über Gesundheitszustand, Palaver und Gerichtssitzungen, — ja, man schimpft sich sogar. Es ist jedoch bemerkenswert, daß jede Beschimpfung durch den Trommeltelegraphen stärker bestraft wird, als eine solche durch Wort oder That. Die Sprache selbst wird hervorgebracht und differenziert durch Schläge an verschiedenen Stellen der Pauke. Es giebt vier verschiedene Töne. Diese Töne kann man auch mit dem Munde



Fig 84. Dualla in Kamerun auf der Signalpauke sich unterhaltend. (Nach Photographie)

nachahmen und ergeben dann eine Sprache, die von der des alltäglichen Lebens absolut abweicht. Beispiele:

to–go–lo–gu–lo–go–lo–gu–lo = madiba (im Dualla) = Wasser, Meer, Fluß;

ko–lo–gu–lo–go–lo oder to–lo–gu–lo–go–lo = Bwambo ba Mutumba (im Dualla) = Prozeß, Verhandlung.

Man kann das Getrommelte nicht nur leise bei geöffnetem Munde auf die Wange klopfen, sondern man vermag es auch zu pfeifen und das erinnert uns daran, daß die Hornbläser der Aschanti in ihren Signalen ebenfalls bestimmten Sinn haben. So bläst das Horn des Königs selbst: „Ich übertreffe alle Könige der



Welt!" Das Motto des Chefs der Stadtpolizei lautet: „Bobie schläft nicht, er wacht für den Reichserhalter, in der Hand des Reichserhalter wacht etwas."

Und diese Sprache, eine selbständig entwickelte Silbensprache, bedeutet einen großartigen Schatz im Kulturbesitze der allerdings nicht sehr zahlreichen Naturvölker, welche sie besitzen. Am ausgebildetsten dürfte sie in den westlichen Gegenden des äquatorialen Afrika sein, doch ist sie kaum weniger verbreitet in Ozeanien, das



Fig. 85. Musikbande aus Urua im südöstlichen Kongobecken. Die beiden Mittelsten bearbeiten die Signaltrommel. Rechts und links davon zwei Schläger der Marimba, eines Holzklavieres. Rechts vorn eine gewöhnliche Trommel. (Nach Photographie.)

heißt in den Inselländern, welche nordwestlich und nordöstlich von Neuguinea liegen. Geben sich doch auch auf Neupommern die einzelnen Dörfer auf solchen Trommeltelegraphen Nachricht über weite Strecken hin. Ein weiteres Gebiet der Trommeltelegraphie ist das Thal des Amazonenstromes und Mexiko. Ähnliche Instrumente besitzen auch die Nordwestamerikaner.

Das Instrument, das einen solchen Verkehr ermöglicht, hat in Afrika ein sehr verschiedenartiges Aussehen. Schon die Stellung ist sehr unterschiedlich. Im südlichen Kongogebiet wird es im allgemeinen umgehängt oder getragen. Im nördlichen dagegen steht es auf der Erde auf vier Beinen oder es ruht auf untergelegten

Hölzern. Im Süden kommen zwei Formen nebeneinander vor. Ein walzenförmiges Instrument (Fig. 83) und ein kastenartiges, dessen Basis jedoch breiter ist als die nach oben gerichtete Schlitzfläche (Fig. 85). Im Norden liegen die runden, ausgehöhlten Baumstämme in den Dörfern und unter dem Dach des Versammlungshauses direkt auf der Erde. Sie sind bis $1\frac{1}{2}$ m lang. Im Rubigebiet müht man sich erst gar nicht lange damit ab, den Schallkörper von dem umgehauenen Baume loszulösen. Es kommt vor, daß die Trommel weiter nichts ist, als der untere Teil eines 15—20 m langen gefällten Baumes. Die Abanza dagegen, die im Knie des Ubangi wohnen, geben ihren Signalpauken oftmals zierliche Gestalt, z. B. die von Tieren oder Menschen.

Fig. 86. Bogen der Madi am Ubangi mit Stuhlrohrsehne und Signaltrömmelchen. Ca. 1/10 der natürlichen Größe. (Im Besitze des Verfassers.)

Aber der gefällte Baum ist gar nicht notwendig; einige Stämme nordöstlich der Bakuba begnügen sich damit, einen stehenden Baum ein wenig auszuhöhlen. In vielen Stellen des Waldes trifft man derartig vorgerichtete Riesen. Überall, wo eine Elephantenfalle, eine gute Jagdposition ist, wo auf der anderen Seite ein Fährmann zum Überholen antelegraphiert werden kann, sind derartige Signalstationen angelegt. Im Gegensatz zu diesen Rieseninstrumenten, zu diesem etwas naturwüchsigen Signalwesen stehen allerliebste und zierliche kleine Instrumente des Nordens. Da ich selbst der glückliche Besitzer einiger dieser sehr seltenen Instrumente bin, so möchte ich hier des näheren auf sie eingehen.

Als der verdienstreiche Professor Schweinfurth im Jahre 1870 zu den berühmten Mangbattu als erster vorgedrungen war, beschrieb er den Bogen derselben folgendermaßen:

„Der Bogen derselben ist im allgemeinen 1 m lang, hat zur Sehne einen Strang von einfach gespaltenem spanischen Rohr, der

an Spannkraft jede Schnur übertrifft. Ein eigentümlicher Apparat zeichnet indes diese Bogen vor allen anderen mir bekannten aus, indem zum Schutze der Finger gegen den Zurückprall der Sehne

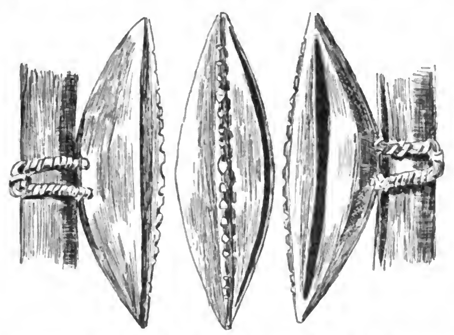


Fig. 87. Signaltrömmelchen des Bogens Fig. 86 der Madi in ca. 1/2 der natürlichen Größe von drei Seiten.

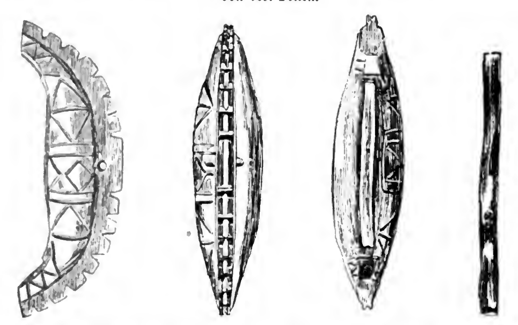


Fig. 88. Signaltrömmelchen von einem Bogen der Sango am Ubangi von drei Seiten, sowie ein kleiner Schlagstock. (Im Besitze des Verfassers.)

in Gestalt eines Weberschiffchens ein ausgehöhltes Hölzchen in der Mitte am Bogen befestigt ist. Der Pfeil gleitet beim Zielen stets durch die mittleren Finger hindurch."

In seiner Arbeit über die afrikanischen Bogen schrieb 1891 Professor Ratzel:

„Würde nicht die Autorität Schweinfurths für die Bezeichnung Bogen stehen, so würde dieses Anhängsel an ein Musikinstrument wie die Gorra denken lassen.“ — Diese Gorra ist ein im südlichen Afrika gebräuchliches Saiteninstrument, bestehend aus einem einfachen Bogen, auf dessen Sehne eine Kürbisschale hin- und hergezogen und die von der Sehnenansatzstelle aus geblasen wird. (Siehe: „Die reifere Menschheit“.)

Ich habe einem solchen Instrument lange Zeit vergeblich nachgestrebt, bis es mir genau am Wendepunkt des vorigen Jahrhunderts gelang, ein solches zu erhalten, dem dann im vorigen Jahre ein zweites folgte. So wie ich das erste sah, war mir klar, daß Schweinfurths Angabe nicht ganz richtig sein könne, da bei Wagerechthalten des Bogens das Gift unbedingt zur Erde tröpfeln und so das Instrument verlassen muß, da andererseits die Spannart dieser Bogenformen ein Schutzmittel gegen das Zurückprallen unnötig macht. Sogleich fiel mir die Ähnlichkeit dieses Apparates mit den Holzpauken auf. Schon die dunkle Färbung am Schlitz deutete darauf hin, daß hier fettige Negerfinger vielfach herumgetastet haben. Und richtig! Von einem Berichterstatter (de Hertogh) erhielt ich folgende Nachricht: „Dieser kleine Apparat, der zuweilen den Bogen der Amadi, Abarmbo, Mangbattu, Asande, Bangbas, angefügt ist, dient dazu, sich z. B. im hohen Grase zu verständigen; die Eingeborenen haben eine Sprache, die durch leichte Schläge, welche mit dem Pfeil oder einem kleinen Stöckchen gegen den Apparat geführt werden, ausgedrückt wird. Sie benutzen diese gleiche Sprachart auf ihren großen Holzpauken.“

Wir haben also hier ganz kleine Apparate der Trommelsprache vor uns (Fig. 86 bis 88).

Fig. 89. Bambustrommel mit Holzknüppel von Sumbawa, ostindischer Archipel. (Ethnographisches Reichsmuseum.) — a ist der Schlitz eines ähnlich. Instrumentes von Celebes, das sich im Berliner Museum befindet.

Die ozeanischen Instrumente sind verschiedenartiger als die afrikanischen. Da sind zunächst diejenigen von Java und Sumbawa, die aus Bambusstücken bestehen. Diese sind außerhalb eines Gliedes derart von Halme abgetrennt, daß ein durch zwei Knotenscheidewände geschlossener Raum erhalten wird, der nun durch Längsaufschlitzen zu einer Bambuspauke gestaltet wird. Diese Instrumente werden in den Bäumen aufgehängt. Auf Java werden durch Schläge gegen sie die Affen zur Futterstelle zusammengerufen. — Ich nehme diese Form als ursprüngliche in Anspruch (Fig. 89).

Ihre Nachbildung aus Holz haben die Jesuiten auf den nördlichen Philippinen als Kirchenglocken zur Anwendung gebracht (Fig. 90).


Fig. 90. Dorfglocke, alte Signalpauke, hängend. Auf den nördlichen Philippinen. (Nach Jagor.)

Ich nehme an, daß dieses der Weg der Entwicklung ist: Anfangs gaben diese Völker Mitteilungen durch Schläge gegen Bambushalme. Dann schnitt man einzelne Glieder heraus und hängte sie auf. Diese hängenden Formen wurden zunächst durch hängende Holzpauken ersetzt. Dies ist die Philippinenart. Dann kam die Holzpauke in liegende Form. Wie diese Instrumente entstanden sind, lehrt uns ein kleines Merkmal: die Griffsform an den Enden. Da ist zunächst das Instrument von Borneo (siehe Fig. 91). Es ist noch ein „Ohr“ erhalten. Das ist ein Ausläufer jener Hängevorrichtung, die man bei der Bambuspauke von Sumbawa erkennt. Die nächste Form der Entwicklung (siehe die Holzpauke von Java, Fig. 92) hat nun schon zwei Ohren oder Griffe. Diese beiden bleiben auf den Admiralitätsinseln und auf Neuguinea, wo es entzückend geschnitzte Instrumente dieser Art giebt, bis nach Neupommern hin. Dann verschwinden die Griffe dem Osten zu. (Vergl. Fig. 93.)



Einige seltsame Formen giebt es noch in der Südsee. Da ist die Pahu, die Kriegsglocke von Neuseeland, die in den Wachttürmen der Festungswerke aufgehängt war und deren dumpfe Klänge zur Nachtzeit dem Feind verkündeten, daß die Dorfbewohner auf ihrer Hut und den Dorfbewohnern selbst, daß ihre Wachen in eifriger Umschau begriffen

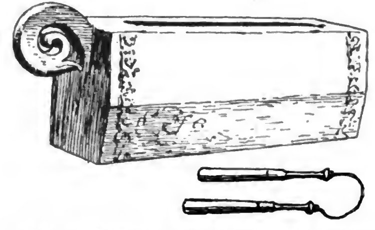


Fig. 91. Signalpauke der Dajak auf Borneo nebst Schlägeln. (Nach Ling Roth.)



Fig. 92. Signalpauke von Java. (Ethnographisches Museum in Leiden.

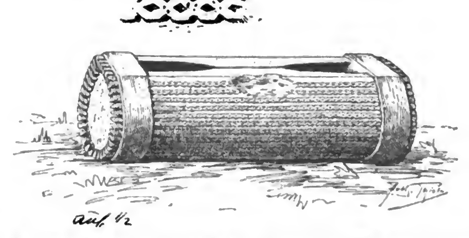


Fig. 93. Signalpauke von den Hervey-Inseln. (Museum für Völkerkunde in Leipzig.)

wären. Ihr Klang war sehr melancholisch; die starken schweren Streiche unterbrachen mit einer feierlichen Einförmigkeit die Ruhe der Nacht, als ob sie verkünden wollten, daß sie das Totengeläute



Fig. 94. Signalpauken, eingegrabene Baumstämme von den Neuhebriden. (Nach Photographie.)

wären für manchen, der am kommenden Morgen sein ehrliches Soldatenende finden würde. (Fig. 95.)

Ferner sind da die mächtigen stehenden Holzpauken der Neuhebriden zu erwähnen, die aus ganzen Baumstümpfen bestehen, welche in die Erde gelassen sind und weit über Mannesgröße haben. Ganze Wälder von solchen Baumtrommeln giebt es. Oft sind sie oben hübsch geschnitzt, stellen Vögel, Menschen und Reliefs von Schiffen dar. (Fig. 79 und 94.)



Fig. 95. Kriegspauke von Neuseeland. (Nach Angas.)

Amerikanische Instrumente dieser Verwandtschaft habe ich in europäischen Museen nur sehr wenige aufzutreiben vermocht. Besonders

zu beachten ist das Teponaztli der alten Mexikaner. Bei festlichen Gelegenheiten wird es noch heute in der Stadt Tepoztlan in der Provinz von Morelos gebraucht. Zwei alte Instrumente dieser Art habe ich vor einigen Jahren in dem ethnographischen Museum zu Basel aus einem verborgenen Winkel aufgegraben, eines befindet sich in Wien. Sie sind von den bisher besprochenen Formen insofern unterschieden, als in den Schlitz hinein von den Seiten aus zwei Zungen ragen. (Fig. 96.)

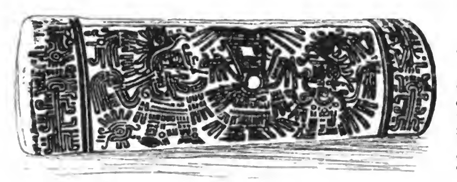


Fig. 96. Teponatzli der alten Mexikaner. (Ethnographisches Museum in Basel.)

Dagegen ist die Verwandtschaft afrikanischer und ozeanischer Formen geradezu überraschend (siehe Fig. 82 und 83).

Trommeln und Trommeltänze.

Einige sagen, daß im Anfange, ehe noch die Sonne ihr Kind zur Welt gebracht hätte, ein Kampf zwischen der Sonne und dem Monde stattgefunden hätte. Nachdem es aber erschienen sei, rief sie den Mond, daß er ihre Tochter bis zu ihrer Rückkehr hielte. Sie wollte nämlich gerade waschen. Der Mond nahm denn auch die Tochter der Sonne auf seine Arme; aber er war nicht imstande, das Kind des Glutballes lange zu halten, denn wenn er es ergriff, brannte es ihn, und wenn er die Hitze fühlte, ließ er es fallen und es fiel auf die Erde, und das ist auch der Grund, weshalb es den

Menschen auf der Erde so heiß ist. Als nun die Sonne umkehrte und zurückkam und den Mond wiedersah, fragte sie:

„Wo ist meine Tochter?"

Der Mond antwortete:

„Deine Tochter? Ja, die hat mich so sehr verbrannt, darum ließ ich sie los und da fiel sie auf die Erde."

Da wollte die Sonne den Mond packen.

Nun sagen aber einige, der Weg des Mondes wäre voll Dornen und derjenige der Sonne voll Sand und das ist auch der Grund, weshalb der Mond nicht so schnell wie die Sonne reisen könne. Wenn er nun des Wanderns müde, so pflege er auf den Weg der Sonne zu gehen, die dann den Mond zu fangen suche.



Fig. 97. Trommel der Somali, welche mit folgender Aufschrift eingeliefert worden ist: „Holzmörser als Trommel". (Museum für Völkerkunde in Leipzig.)



Fig. 98. Thönerne Trommel aus der Stadt Fees, Marokko. (Museum für Völkerkunde in Berlin.)

Hat nun die Sonne den Mond gefangen, dann nehmen die Leute ihre Mörser, binden ein Fell über die Öffnung des Mörsers und schlagen die Trommel und bitten die Sonne und sagen:

„O Sonne, Sonne, stell es ein oder laß den Mond fallen!"

So ist in unserem Lande der Brauch, wenn die Sonne mit dem Monde kämpft.

So ist es und es ist fertig.

Diese kleine Mythe hat Schön von einem Haussamanne gelernt. Was uns in diesem Momente an ihr interessiert, daß ist die Herstellung der Trommeln. Es handelt sich hier offenbar darum, wie die Haussa sich bei einer Mondfinsternis benehmen. Sie ergreifen nämlich ihre Mörser, ziehen ein Leder darauf und trommeln. Als Ergänzungsstück zu dieser Mythe befindet sich im Leipziger Museum



eine Trommel mit der Aufschrift: „Holzmörser als Trommel: Dulban, Somali.“ (Siehe Fig. 97.) Haben wir hier den Mörser als Resonanzboden, so dient anderweitig zu demselben Zwecke eine Kallebasse (Kürbisschale), ein Thontopf (Fig. 99) oder auch ein Biertrog. Ja, ich kann sogar hier eines der berühmten, zierlichen Ziergefäße der Bakuba vorführen, das als Trömmelchen durch Überzug eines Leders hergerichtet ist (Fig. 100).



Fig. 99. Trommel aus einem Topf hergestellt. Tumba-See südlich des Kongo. (Museum in Tervüren.)



Fig. 100. Trommel aus einem Zierbecher hergestellt. Lukenje-Fluß südlich des Kongo. (Museum in Tervüren.)

Nun hat uns Bücher berichtet, wie die verschiedenen Gesänge an der Hand verschiedener Thätigkeiten entstanden wären, wie der Ruderer im Takte des Ruderns dichtet und singt, wie der Weber in seiner klingenden Kunst sich an den Rhythmus des Webens hält, wie in gleicher Weise der dreschende Bauer, der hämmernde Zimmermann singt und dichtet. Daß in dieser Weise aus der Thätigkeit des Hirsestampfens bei den Negern aus dem Mörser ein Musikinstrument werden konnte — das liegt auf der Hand. Wie aber das Trommelfell sich entwickelte, das möchte ich hier noch kurz beweisen.

Die Kürschner der Hottentotten nehmen die frischen und noch rauchenden Häute, reiben sie stark mit Fett ein, bis dasselbe recht eingedrungen ist. Darauf ergreifen sie zu zweien die Haut, gleichwie zwei Dienstmädchen einen staubigen Teppich und klopfen sie vermittels starker Stöcke und großer Stärke ꝛc.

Die Marutse schließen den Prozeß der Fellbearbeitung, nachdem mit Schabbeilchen oder anderen Kratzinstrumenten die Fleischrestchen, Sehnenfasern ꝛc. entfernt sind, das Fell beiderseits mit öligen oder fettigen Substanzen gut eingerieben ist, damit, daß zwei bis sechs Männer in hockender Stellung im Takt und unter Gesang das Fell mit ihren Händen pressen, Stelle um Stelle aneinander reiben, bis sich das Fell trocken und geschmeidig anfühlt.

Die besten Lederfabrikanten Süd-Afrikas sind nach Fritsch die Betschuana. Bei ihnen wird die Prozedur des Präparierens, obwohl dabei heftige Körperbewegung auch unvermeidlich ist, doch mit einem Eifer und mit einer Energie ausgeführt, die den Eingeborenen bei keiner anderen Gelegenheit eigen zu sein pflegen. Die anstrengende Arbeit, an der sich bei größeren Häuten mehrere Personen zu beteiligen pflegen, wird ihnen zu einem geselligen Vergnügen und das taktmäßige Walken mittelst der Hände oder Füße begleiten sie mit eigentümlichem, einförmigem Summen, wodurch das Vergnügen noch wesentlich erhöht zu werden scheint.

Dieselben Betschuanen, denen das taktmäßige Walken mit Händen und Füßen in der geselligen Arbeit zum Vergnügen wird, erlangen bei den Mannbarkeits-Ceremonieen ein Takt- und Schlaginstrument dadurch, daß ihrer mehrere eine Ochsenhaut gespannt halten und mit Stöcken gehörig bearbeiten. Dazu erklingt wieder dasselbe Summen.

Die Sache ist also sehr einfach. Die Trommel ist ein Zwitterinstrument, dessen einer Teil, der Schallkasten, dem Getreidestampfen, dessen anderer, das Fell, der Lederwalkerei seinen Ursprung verdankt. Bei dieser Gelegenheit mag die Schilderung eines Stammes nordwestlich des Ubangi-Knies Platz finden, die ich Herrn Charles Roland verdanke, der sie seinerseits dem Tagebuche seines Neffen entnommen hat.

Es ist Nacht. Der Vollmond ist heute zum ersten Male in voller Klarheit aufgegangen. Ach, es ist so schön, so klar, — der Himmel so prangend, — die Welt so weit, so weit! Wir in unserm Lager auf dem Hügel haben einen entzückenden Ausblick über die liebliche Ebene, die Büsche an den Ufern des sich dahinschlängelnden Flusses, — die Dörfer.

Das ist eine herrliche Nacht.

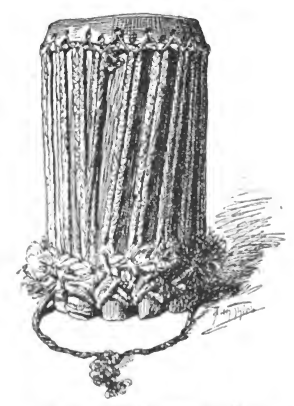


Fig. 101. Große Trommel von Tahiti. (Sammlung Cook im historischen Museum in Bern.)

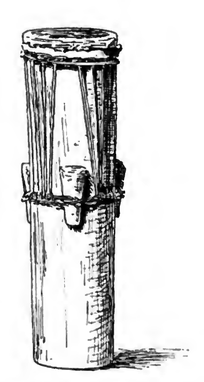


Fig. 102. Trommel der Dajak auf Borneo. (Ethnograph. Museum in Leiden.)

Ich sitze hier oben am Lagerfeuer und kritzele mit steifen Fingern in mein Tagebuch. Wie kann einem so kalt sein, wenn die Welt so schön dreinschaut. Aber es ist kalt, sehr kalt.

Und alles schweigt!

Jetzt geht aber unten im Dorfe etwas los, es ist wie ein leises Murmeln, wie ein aus der Ferne gehörtes Meeresrauschen. Ob die Schwarzen da unten wieder einmal ihre Geister um Rat fragen und beten? — Oder ob sie wohl der Schönheit der Welt einen Lobgesang darbringen?

Ah! — jetzt wird es interessant. In zwei Reihen ziehen sie aus dem Dorfe auf das Feld. Jeder vierte oder fünfte trägt etwas. Rechts sind es die Männer, geschmückt mit einem tollen Haarputz, links die kurzgeschorenen Weiber. Was die Weiber tragen, kann ich erkennen: ihre Mörser. Jetzt machen die Frauen Halt. Sie ziehen im weiten Kreise umher und schließen einen Kreis um die Männer. Zu zweien und dreien stehen sie immer an einem Mörser. Und innen breiten sich jetzt die Männer aus. Aha, jetzt kann ich erkennen, was sie haben: ihre Ledermäntel. Zu dreien und vieren fassen sie sie an.

O weh! und nun ist es losgegangen; ein Spektakel, man möchte meinen, der Teufel wäre auf dem Umzuge begriffen. Das klopft und stampft und randaliert, das trampelt und singt, — all das liebliche Schweigen ist hin.

Omakiruko ist eben herzugetreten. Bei dem Lärm kann er ebensowenig schlafen, wie alle anderen. In diesem Falle hat seine Freundschaft für mich Wert. Er kann mir den Sinn dessen da unten erklären, die Worte der Gesänge übersetzen. Er steht neben mir und flüstert mir ins Ohr.



Fig. 103. Trommler von der Loangoküste. (Nach Photographie.)

Dumpf dröhnen die Mörserschläge.

„Viel Hirse, viel Hirse; gute Ernte, gute Ernte!
Ich will den Eßkorb meines Mannes füllen,
Meine Kinder will ich ernähren.
Viel Hirse, viel Hirse; gute Ernte, gute Ernte!“

So singen die Weiber.

Klatschend fallen die Schläge auf die Ledermäntel.

„Im Flußthale Antilopen, daß ich sie nicht zählen kann.
Antilopen, Antilopen, Antilopen.

Elephanten mit schweren weißen Zähnen für die Weißlichen (Europäer).
Antilopen, Antilopen, Antilopen."

Daß den Leuten gar nicht die Kraft vergeht! — Sie tanzen und brummeln nun schon zwei geschlagene Stunden, ich werde müde. Aber ich weiß nicht, ob ich bei dem Skandal werde schlafen können. Omakiruko meint, das ginge so fort bis zum nächsten Morgen. Wenn der Morgen anbräche, dann bänden die Frauen ihrer Männer Lederwämse auf die Mörser und trommelten gemütlich



Fig. 104. Korriborri, nächtlicher Festtanz der Neuholländer Queenslands, bei welchem der Takt im Zusammenschlagen von Bumerang und Wurfkeule gegeben wird. (Nach Lumholtz.)

weiter, während die Herren der Schöpfung sich einer wüsten Trinkerei hingeben. Um das letztere zu sehen, braucht man nicht in Afrika die Nacht durchzuwachen. Ich beschließe also wie die anderen, mich wieder hinzulegen.

Doch halt, da macht mich Omakiruko auf etwas aufmerksam, das ich Dir noch schnell aufschreiben muß.

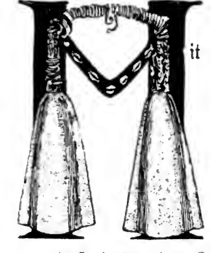
Abseits vom großen Kreise stehen drei Frauen um einen Mörser. Sie sind anders gekleidet, wie die anderen Weiber, denn weiße Perlschnüre hängen vom Nacken tief auf die Brust herab. Sie stoßen ihren Mörser taktmäßig gleich den anderen; sie murmeln auch wie die anderen.

Aber höre, — ihr Murmeln hat nicht einen Sinn. Sie können und dürfen nichts erflehen, denn es sind Witwen, die ein Jahr ausgeschlossen vom Kreise der Fröhlichen ein tristes Witwendasein, eine Zeit harter Entbehrungen an Speise und Trank verleben müssen.

Und wenn sie schlummern, schlummern sie auf dem Grabe des Mannes, der mitten in ihrer Hütte bestattet ist.

Das war kein hübscher Schluß, den mir da Omakiruko versetzt hat. Die Nacht war vordem so schön, nun sind dunkle Gedanken über die Ebene gewandert.

Bilderschrift und Ornamentieren.



Mit diesem Kapitel treten wir an die Stufe der reiferen Menschheit, denn die Bilderschrift bedeutet die Vorstufe einer eigentlichen wirklichen allgemein verständlichen Schrift. Der Unterschied der Schrift und der Bilderschrift besteht darin, daß letztere stets einer engeren oder weiteren Auslegungsmöglichkeit unterworfen ist, während die erstere mit ein für allemal festgelegten Zeichen arbeitet, daß letztere den Laut unberücksichtigt läßt und nur Ereignisse, Thatsachen ꝛc. fixiert, während erstere den Laut, jeden Laut oder wenigstens den größten Teil der Laute wiederzugeben vermag. Es ist bekannt, daß aber auch andere Völker, wie Chinesen und Ägypter, eine Bilderschrift hatten, ehe sie zu einer Lautschrift kamen.

Wir wollen uns nun diese Bilderschrift einmal näher ansehen, und dies werden wir am besten können, wenn wir uns an die indianischen Texte halten. Da ist zunächst der Lebenslauf der rennenden Antilope, eines Häuptlings der Uncpapa Dakota, den dieser im Jahre 1873 in folgenden 11 Bildern für Dr. W. J. Hoffman zu Papier gebracht hat. Diese 11 Bilder, welche mit

Wasserfarben in das Buch des Gelehrten gemalt wurden, stellen die wichtigsten Ereignisse in dem Leben des Häuptlings dar.



Fig. 105.

Fig. 105. Zwei Arikara-Indianer wurden an einem Tage getötet. Die Lanze in seiner Hand, mit der er nach dem vordersten Feinde zielt, bedeutet, daß er die Person mit jener Waffe tötete. Die Person zur linken Hand wurde, wie man sieht, durch das losgehende Gewehr getötet und mit der Lanze niedergeschlagen.

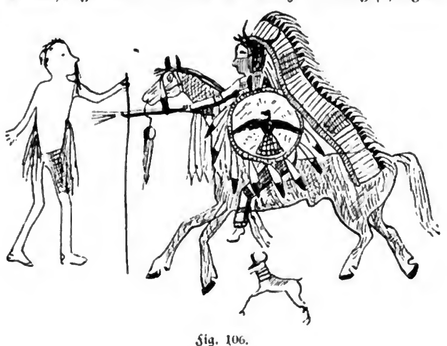


Fig. 106.

Fig. 106. Ein Arikara erschossen und skalpiert. Es scheint, daß dieser versuchte, die rennende Antilope darauf aufmerksam zu machen, daß er unbewaffnet sei, denn seine rechte Hand zeigt mit ausgebreiteten Fingern nach außen, um die Bewegung der Verneinung zu markieren.

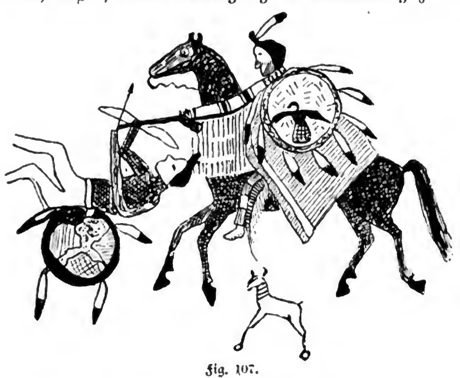


Fig. 107.

Fig. 107. Ein Arikara geschossen und getötet.



Fig. 108.

Fig. 108. Zwei Arikara an einem Tage getötet.

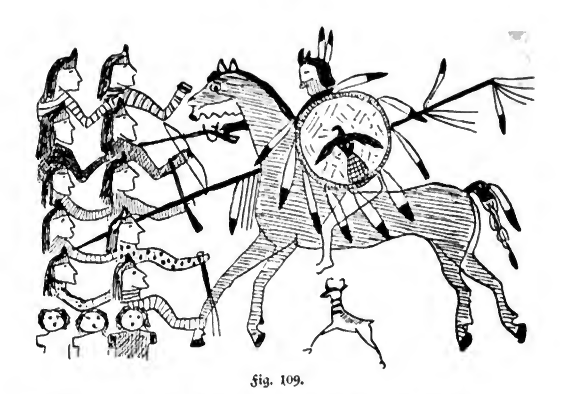


Fig. 109.

Fig. 109. Zehn Männer und drei Frauen getötet.



Fig. 110.

Fig. 110. Zwei arikarische Anführer getötet. Ihr Rang wird durch Anhängsel an den Ärmeln, die aus Wieselfell gefertigt sind, bezeichnet. Der Pfeil an der linken Seite des Berichterstatters zeigt, daß er verwundet ward. Die Narben waren übrigens an dem Häuptling noch deutlich erkennbar.

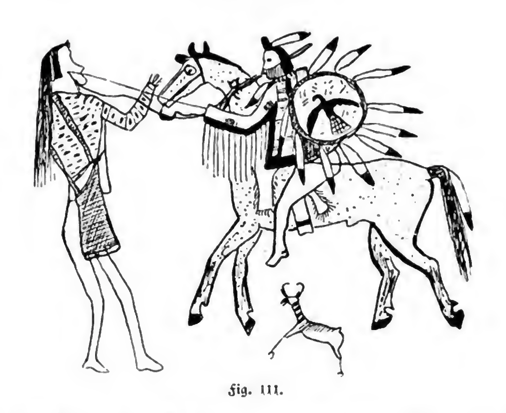


Fig. 111.

Fig. 111. Ein Arikara getötet und zwar mit dem Bogen erschlagen, was man als die größte Schmach, die einem Krieger widerfahren kann, ansieht, eine That, deren der Held des Ereignisses sich andererseits sehr zu rühmen weiß.

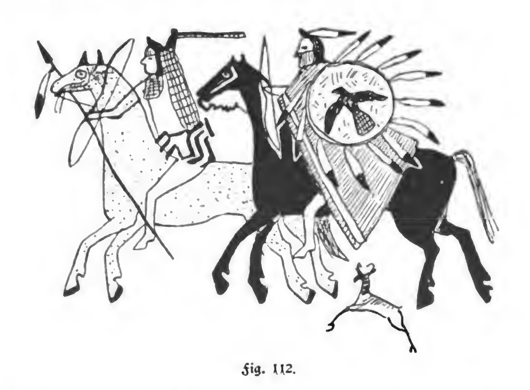


Fig. 112.

Fig. 112. Ein Arikara getötet und ein Pferd eingefangen.



Fig. 113.

Fig. 113. Zwei arikarische Jäger getötet und zwar mit der Flinte, wie dies zu ersehen ist. Jeder der beiden Fremden ist mit der Flinte dargestellt. Die Striche über den Feinden zeigen das Losgehen der Flinte an und die Stelle, an der die Kugel traf. Die obere Person wollte gerade einen Pfeil abschießen, als sie getötet ward.

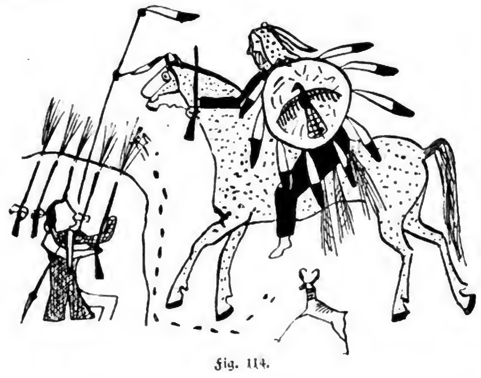


Fig. 114.

Fig. 114. Fünf Arikaren an einem Tage getötet. Die punktierte Linie bezeichnet die Spur, welche die rennende Antilope verfolgte. Als die Indianer entdeckten, daß sie verfolgt wurden, flüchteten sie hinter einen vereinzelt stehenden Busch. So wurden sie mit Muße getötet. Die fünf umrahmten Flinten stellen die fünf bewaffneten Personen dar.

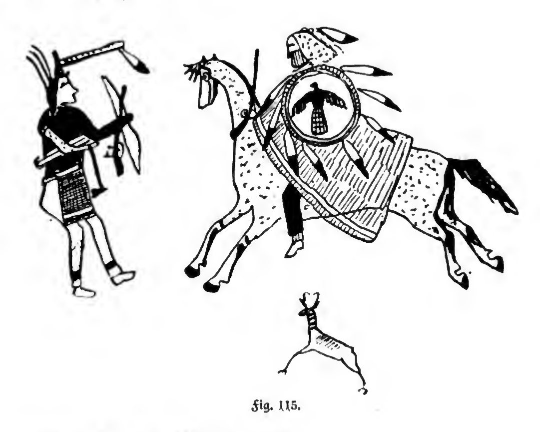


Fig. 115.

Fig. 115. Ein Arikare getötet.

Auf den vorliegenden Zeichnungen, die sich sämtlich auf die Ereignisse eines Krieges zwischen zwei Stämmen beziehen und den Zeitraum von 1853—1865 umfassen, ist die rennende Antilope mit den charakteristischen Insignien abgebildet. Einerseits nämlich findet sich stets der Name des Kriegers unter das Pferd gezeichnet: die springende Antilope. Dieselbe ist eigentlich immer gleich, wie klischiert oder wie mit einem Stempel gedruckt gezeichnet, ein Beleg dafür, wie geläufig der Berichterstatter in dieser Unterschrift gewesen sein muß. Der Vogel auf dem Schilde bezieht sich auf das Geschlecht resp. das Totem (siehe das Kapitel „Heilige Tiere") der rennenden Antilope und drückt sozusagen den Familiennamen aus.

Dies ist ein charakteristischer Bericht. Die Sache ist ziemlich allgemein verständlich und naturalistisch gemalt. Um aber den Wert dieses Naturalismus, dieser Natürlichkeit zu prüfen, wollen wir noch andere Materiale herbeiziehen, ich will hier noch einige Bilder aus dem Winterbericht des Lone-Dog wiedergeben.

Ich habe die ganze Wintererzählung, die eine 71 Jahre umfassende und mit dem Winter 1800—1801 beginnende Chronik darstellt, auf der Tafel I abgebildet. Man sieht hier das Fell, ein Büffelfell, auf dem in spiralischer Reihenfolge die wichtigsten Ereignisse dieser 71 Jahre geschildert resp. vermerkt sind. Die ganze Sache fängt mit der die 30 Striche enthaltenden Figur in der Mitte an. Ich nehme einzelne Bilder heraus.


Fig. 116.


Fig. 117.

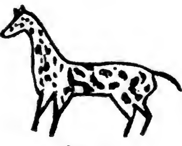

Fig. 118.


Fig. 119.

Fig. 116. 1800—1801. 30 Dakotas waren durch Kräheninidianer getötet worden. Das Zeichen besteht aus 30 gleichlaufenden schwarzen Linien in drei Abteilungen. Die äußeren Linien sind zusammenhängend. In dieser Art bedeuten solche schwarzen Linien immer den Tod, der durch ihre Feinde niedergemachten Dakotas. — Die Absaroka oder Kräheninidianer haben, trotzdem sie mit diesen gleichen Stammes sind und auch zur Sioux-Familie gehören, mit den Dakotas im Kriege gelegen, solange die Europäer von ihnen etwas wissen.

Fig. 117. 1801—1802. Viele starben durch Kinderblattern. Das Zeichen ist Kopf und Körper, die mit Blattern bedeckt sind.

Fig. 118. 1803—1804. Es wurden einige Pferde den Kräheninidianern gestohlen.

Fig. 119. 1807—1808. „Der rote Rock", ein Häuptling wurde getötet. Die Figur zeigt den „roten Rock" von zwei Pfeilen durchbohrt und mit aus dem Munde tropfendem Blut.

Fig. 120. 1821—1822. Das Hauptereignis dieses Jahres war offenbar der Fall eines sehr schönen Meteores.

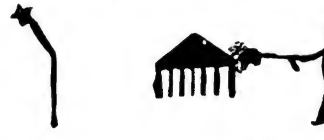
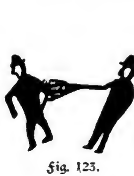


Fig. 120. Fig. 121. Fig. 122.

Fig. 121. 1823—1824. Soldaten der Vereinigten Staaten attakieren mit Hülfe der Dakotas die Arikara. Es ist eine Dorfbefestigung abgebildet, die ein Soldat anzündet.

Fig. 122. 1825—1826. Der Missouri hatte eine sehr starke Überschwemmung und so wurden einige Indianer ertränkt und mit fortgeschwemmt. Auf der Darstellung scheinen auf dem Wasser schwimmende Köpfe charakterisiert zu sein.



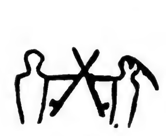




Fig. 123. Fig. 124. Fig. 125.

Fig. 123. 1831—1832. Le Beau, ein weißer Mann, tötete einen anderen Namens Kermel. Dieser le Beau lebte noch im Jahre 1877 bei Little Bend, 30 Meilen von Fort Sully.

Fig. 124. 1832—1833. „Lone-Horn", das einzelne Horn, hatte sein Bein „getötet", wie die Auslegung angiebt. Das einzelne Horn ist auf der Figur deutlich erkennbar. Ebenso ist das eine Bein wie gebrochen oder verzerrt angedeutet.

Fig. 125. 1851—1852. Friedensabschluß mit den Absaroka oder Kräheninidianern. Zwei Indianer in verschiedener Haartracht, welche die Pfeife zwecks „Friedensrauchens" austauschen, repräsentieren die beiden Stämme.

Fig. 126. 1870—1871. (Das letzte Zeichen der Chronik.) Die Uncpapas hatten eine Schlacht mit den Kräheniudianern, in welcher die ersteren 14 verloren und 29 von den letzteren getötet

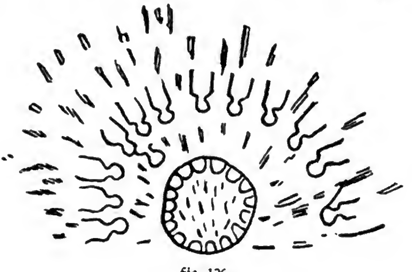


Fig. 126.

haben sollen. Es scheint in der Mitte ein verbarrikadiertes Fort zu sein und Flintenkugeln, nicht Pfeile oder Speere, durchschwirren die Luft.

Blicken wir über die hier wiedergegebenen Abbildungen, so fällt uns auf, daß wir es im allgemeinen lediglich mit Abbildungen von Ereignissen zu thun haben, daß also, wenn wir es ganz genau fassen, von einer „Schrift" eigentlich nicht die Rede sein kann. Es sind eben einfach Bilder.

Immerhin deutet doch eine ganze Zahl von Merkmalen auf eine bestimmte Entwicklung der Schrift hin. Es sind Unterschiede in diesen Bilderzeichen. Wenn da ein Pferd abgebildet ist wie in Fig. 118, so kann das alles mögliche heißen, kann bedeuten, daß ein Pferd gestohlen ist, daß eine Krankheit unter den Pferden war, daß Pferde getötet sind, starben &c., und es bleibt dem Gedächtnis des Chronisten resp. der Tradition überlassen, das Zeichen richtig auszulegen. Anders dagegen die Fig. 116 mit ihren 30 Strichen. Solche senkrechte Striche bedeuten immer Tod. Das Bild irgend eines Mannes, neben dem sich ein solcher Strich befindet, sagt aus, daß dieser Mann gestorben ist. Ein solches Zeichen hat schon eher das Recht, Schriftzeichen genannt zu werden. Das heißt also,

dieses letztere Zeichen hat sich von dem Begriff eines persönlichen Erinnerungsmerkmals bis zu einem allgemein verständlichen Schriftzeichen erweitert.

Unser Bild, Fig. 125, zeigt den Weg, auf dem diese Bildersprache zu einer richtigen Schrift sich hätte entwickeln können. Die beiden Friedenspfeifen, die hier abgebildet sind, sind allgemein verständlich. Die ganze Figur ist nicht mehr eine viele Einzelheiten enthaltende Schilderung, sondern die Darstellung eines Symbols. An der Hand einiger weiterer Beispiele soll gezeigt werden, wie ein solches Symbol einen höheren Wert als Schriftzeichen besitzt, als eine ganze Schilderung.





Fig. 127—129. Zeichen für „Frieden".

Fig. 127—129 stellen Friedensabschlüsse dar. Zuerst sind zwei Leute mit den Waffen repräsentiert, dann zwei verkümmerte Gestalten, die sich die Hände reichen, dann nur zwei Hände. Aus dem ersten kann man noch eine ganze Masse herauslesen, das zweite ist schon eindrucksvoller, das dritte Zeichen endlich ist knapp, einfach und eindrucksvoll. Weiterhin: In Fig. 125 wurde noch ziemlich viel von den beiden Männern um die Friedenspfeifen herumgezeichnet. In der folgenden Fig. 130 treten diese beiden Pfeifen schon selbstständiger auf. Und wenn nun in Fig. 131 lediglich ein allerdings



Fig. 130 und 131. Zeichen für „Frieden".

importiertes Zeichen, die Fahne, als Friedenssymbol dargestellt wird, so haben wir den Höhepunkt der Kürze und Verständlichkeit, die knappste Darstellung des Begriffes „Frieden“ erreicht.



Fig. 132—136. „Wolken“. Zeichen der Moki.

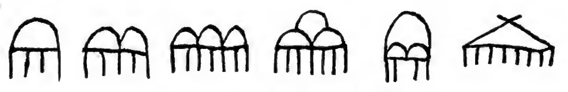


Fig. 137—142. „Regen“. Zeichen der Moki.

Was wir hier sehen, ist gewiß ein Weg der Entwicklung, ein Weg, den wir nach zwei Seiten verfolgen können. Die ersten, eingehend schildernden Bilder sind durchaus die besseren, — vom Standpunkt des Kunstkritikers aus betrachtet. Die letzteren dagegen müssen als Kritzeleien bezeichnet werden. Mit dem Wachsen des Wertes als Schriftzeichen geht also der Verlust der natürlichen Schilderung Hand in Hand. Betrachten wir die nebenstehenden Abbildungen von diesem Standpunkte aus, so sehen wir dasselbe aufs Neue. Die inhaltreichsten und klarsten Zeichen vom Standpunkte der Schrift (Fig. 148—150) sind vom Standpunkte der Kunst aus betrachtet, die langweiligsten.

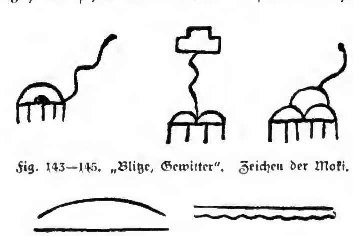


Fig. 143—145. „Blitze, Gewitter“. Zeichen der Moki.

Fig. 146 „klar“, Fig. 147 „stürmisch“. Zeichen der Ojibwa.



Fig. 148 „Sonnenaufgang“. Fig. 149 „Mittag“. Fig. 150 „Sonnenuntergang“.
Zeichen der Ojibwa. (Alle nach Mallery)

Wir kommen nunmehr zu einer der interessantesten Thatsachen der Völkerkunde. Diejenigen Völker nämlich, welche kulturell am niedrigsten stehen, nämlich die Zwergvölker Afrikas und die Neuholländer Australiens sind bei weitem die geschicktesten Zeichenkünstler unter den Naturvölkern. Wie soll man das nun erkären? — Und steht dies wohl in irgend einer Beziehung zu dem eben behandelten Thema?

Um die Frage genügend würdigen zu können, muß der Leser schon so freundlich sein und die im nächsten Kapitel wiedergegebenen Buschmannszeichnungen beaugenscheinigen. Ich mache ihn ganz besonders auf die ersten desselben aufmerksam, den Hund in Fig. 155, die Jagdscene, Fig. 154, dann den Rinderdiebstahl ꝛc. Das alles sind ganz hervorragende Leistungen, sind kleine Kunstwerke, wie sie die anderen sonst so unendlich viel höher stehenden Centralafrikaner nicht geschaffen haben. Die Zeichnungen der so oft verachteten Neuholländer müssen als ebenso vortrefflich bezeichnet werden; diese haben ebenfalls eine Entwickelungsstufe erreicht, welche unbeschreiblich viel höher steht, als die der weltberühmten Polynesier.

Blicken wir nun auf Amerika selbst, so haben wir das Problem dieser Erscheinung klar aufgerollt und leicht lösbar vor uns. Im Norden haben wir die Eskimos, Völkerstämme, die in ihrem ganzen Kulturbesitz nicht nur, sondern vor allen Dingen auch in ihrer Kunstfertigkeit, in ihrem Kunstgeschick mit den Neuholländern und den Zwergvölkern Afrikas auf einer Stufe stehen. Da haben wir dieselben allerliebsten Zeichnungen — da haben wir aber auch denselben Mangel an Ornamenten, an verzierenden Schmucklinien. — Im Süden schließen sich nun an jene Indianerstämme, deren Bilderschrift wir soeben vorgeführt haben, bei denen also die naturalistische, natürliche Schilderung in eine Schrift überzugehen scheint, bei denen aber auch die eigentliche Kunst im Verlöschen ist. — Endlich die dritte Epoche im Süden. Hier haben wir die Mexikaner, welche bekanntlich über eine ziemlich voll entwickelte Bilderschrift verfügten, die außerordentlich viel Ornamente hatten, denen aber natürliches Schilderungsvermögen, Bildergewerk wie das der Buschmänner und Eskimos absolut fehlt. — Noch ein kleiner Schritt und wir sind

auf dem Gipfelpunkte bei den südlichen Maja angelangt. Für diese ist charakteristisch die ideal und voll entwickelte Bilderschrift, ein Überwiegen von Ornamenten und gänzliches Fehlen natürlicher Schilderei.

Auf vier verschiedenen Stufen versinkt und verschwindet also das eine vollständig, steigt aber eine neue große Sache aus dem Verschwinden empor. So stellt sich der Thatbestand ein. Wie aber sollen wir nun diesen Thatbestand beurteilen, wie sollen wir das verstehen?

Um einen richtigen Maßstab zu finden für das sich hier aufdrängende Problem, braucht es nur der Erwähnung zweier Thatsachen.

1) Eine Eskimozeichnung wird jeder verstehen. Zur Auslegung brauchen wir einen Eskimo nicht.

2) Um die Maja-Schrift zu entziffern, quälen sich seit Jahrzehnten die größten Gelehrten ab. Denn die Majakultur starb aus und wir wissen sehr wenig von ihr.

Das sagt genug. Aus allen diesen Thatsachen spricht der große Satz, daß die Kultur im Geiste des Menschen lebt, daß der Mensch sich gänzlich nach innen gewandt hat, daß es eine gänzlich neue Welt ist, in der er lebt, nämlich die von ihm geschaffene Kultur. So wie er das Bild der Natur bis zum Schriftzeichen verzerrt, wie er stolz sich abwendet von den äußeren einfachen Naturformen, so ist er selbständig in allem, so ist er Mensch.

Jetzt aber wollen wir uns die Geisteseigentümlichkeiten der verschiedenen Epochen näher betrachten, wollen es verfolgen, wie der Mensch seine Interessen, sein Verständnis und Sehvermögen erweitert hat. Ich beginne bei den Künstlern der Urzeit, bei jenen Zwergen, die die zierlichen Zeichnungen herstellen.

Tiersagen der Buschmänner.

1.


agn war der erste auf der Welt, er gab Befehle und veranlaßte alle Dinge, zum Vorschein zu kommen; er machte die Sonne, den Mond, Sterne, Wind, Gebirge. Der Name seines Weibes war Coti. Er hatte zwei Söhne, der ältere war Führer und sein Name war Cogaz, der Name des zweiten war Gewi. Es waren drei große Anführer, Cagn, Cogaz und Quanciqutschaa, welche große Kraft hatten, aber Cagn gab die Befehle durch die andern zwei.

2.

(Hierzu die nebenstehende Abbildung. Fig. 151.)

Cagns Weib, Coti, nahm ihres Mannes Messer und gebrauchte es, um einen Grabstock zu schärfen, und sie grub Wurzeln zum Essen. Als Cagn sie fand, hatte sie sein Messer

Fig. 151. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

verdorben; er schalt sie und sagte, es würde Unglück über sie kommen. Hierauf empfing sie und zog ein kleines Elendkälbchen in den Feldern auf und erzählte es ihrem Manne. Sie sagte, sie wüßte nicht, was

für eine Sorte Kind es wäre und er lief, es zu sehen, und als er zurückkam, befahl er Coti, Kanna zu reiben, damit er erfahren könne, was es wäre. So that sie und er ging und sprengte die Zaubermittel auf das Tier und fragte es:

„Bist Du dieses Tier? Bist Du das Tier?“

Aber es blieb schweigend bis er fragte:

„Bist Du ein Elend?“

Da sagte es:

„Ja.“

Dann schloß er es in seine Arme, ging hin und brachte eine Kallebasse, in welche er es setzte und trug es in eine abgeschlossene Felsspalte, die von Hügeln und Abgründen umgeben war. Hier ließ er es aufwachsen.

Er machte zur selben Zeit alle Tiere und Dinge und machte sie den Menschen dienstbar, und er machte Fallen und Waffen. Er schuf das Rebhuhn und die gestreifte Maus und machte den Wind, daß sich das Wild nach dem Winde richten könnte — denn sie liefen beständig nach dem Winde. Cagn nahm drei Stöcke, schärfte sie und warf einen nach dem Elend, und es lief fort, und er rief es zurück und fehlte mit jedem von ihnen, und jedesmal rief er es wieder zurück. Dann ging er zu seinem Neffen, um Gift für die Pfeile zu holen, und er war drei Tage fort.



Fig. 152. Buschmannszeichnung. (Nach Barrow.)

Während er fort war, gingen seine Söhne Cogaz und Gewi mit jungen Leuten aus, um zu jagen und stießen auf das Elend, daß ihr Vater versteckt hatte; aber sie wußten nichts von ihm. Es war ihnen ein neues Tier. Seine Hörner waren eben gewachsen und sie versuchten, es zu umzingeln und hinterlistig zu erstechen. Es durchbrach aber immer wieder den Kreis und, nachdem es zurückgekommen war, legte es sich auf denselben Platz hin. Zuletzt, als es eingeschlafen war, durchstach es Gewi, welcher gut werfen konnte, und sie zerlegten es und nahmen das Fleisch und Blut mit heim.

Aber nachdem sie es zerschnitten hatten, sahen sie die Schlingen und Fallstricke des Cagn und wußten, daß er sie gemacht hatte; da fürchteten sie sich.

Cagn aber kam am dritten Tage zurück, und er sah das Blut auf der Erde, wo es getötet war, und er wurde sehr zornig und als er nach Hause kam sagte er Gcwi, er würde ihm für seine Vermessenheit und seinen Ungehorsam strafen, riß ihm die Nase ab und schleuderte sie in das Feuer. Aber er sagte:

„Nein, ich werde das nicht thun" — und er setzte ihm seine Nase wieder auf und sagte:

„Nun, versuch das Unglück wieder gut zu machen, welches Du gethan hast, denn Du hast die Elends verdorben, als ich sie zum Gebrauche passend machte."

So befahl er ihm, von des Elends Blut zu nehmen, es in einen Topf zu thun und es mit einem kleinen heimischen Rührstock, welchen er in dem Blute durch Reiben des aufgerichteten Stockes zwischen den Händen drehte, zu schütteln und er verbreitete das Blut und es verwandelte sich in Schlangen und sie gingen weit fort. Doch Cagn sagte ihm, er sollte keine so schrecklichen Dinge machen; da schüttelte er wieder, versprengte das Blut und verwandelte es in Hartebeests, die fortliefen. Da sagte sein Vater:

„Ich bin nicht zufrieden, dieses ist noch nicht, was ich wünsche. Du kannst gar nichts machen. Wirf das Blut weg! Coti, mein Weib! reinige diesen Topf und bringe mehr Blut von diesem kleinen ausgeweideten Tier, wovon sie es nahmen und schüttle es."

Sie that es und fügte das Fett von dem Herzen hinzu. Sie schüttelte es und sprengte es aus, da wurden die Tropfen zu männlichen Elends, die sie umringten und sie mit ihren Hörnern stießen, und er sagte:

„Du siehst, wie Du die Elends verdorben hast," und er trieb diese Elends fort. Dann schüttelten sie wieder und brachten eine Menge Elends hervor, und die Erde war von ihnen bedeckt.

Da sagte er zu Gcwi:

„Geh und jage sie und versuche eins zu töten, das ist nun Deine Arbeit, weil Du es warst, der sie verdarb," und Gcwi lief

und that sein Bestes, kam aber keuchend mit wunden Füßen und abgezehrt. Und den nächsten Tag jagte er wieder und war unfähig, eins zu töten. Sie vermochten nämlich sehr schnell zu laufen, weil Cagn in ihnen war.

Dann schickte Cagn den Cogaz, die Elends ihm zuzutreiben und Cagn schrie und die Elends kamen dicht hinter ihm gelaufen und er warf Wurfspeere und tötete drei Bullen. Dann schickte er Cogaz zu jagen, und er gab ihm einen Segen, und er tötete zwei, dann schickte er Gewi, und er tötete eins.

An dem Tage wurde den Menschen das Wild zu essen gegeben und das ist die Ursache, daß sie verdorben und wild wurden. Cagn sagte, er müßte sie bestrafen, weil sie die Dinge zu töten versuchten, die er gemacht hatte, welche sie nicht kannten, und er müßte sie quälen.

3.


(Hierzu die nebenstehende Abbildung.)

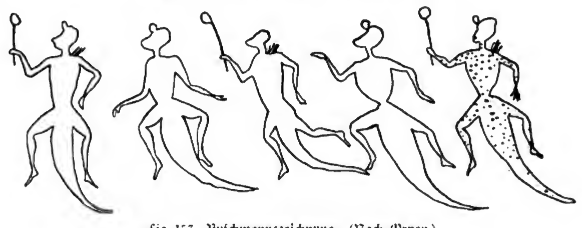


Fig. 153. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

Die großen, mit Entstellungen gemalten Leute sind die Oobé, — sie trugen Streitäxte und sind so gekennzeichnet.

Diese waren Kannibalen, sie schnitten den Menschen die Köpfe ab, töteten die Frauen und sogen das Blut aus ihren Nasen.

Cagn schickte Cogaz nach ihrem Aufenthaltsorte, eine Frau von ihnen zu retten und lieh ihm seinen Zahn. Sein Zahnweh hatte ihn veranlaßt, Cogaz zu schicken. Cogaz ging und als er zurückkam, sah Cagn den Staub und schickte den kleinen Vogel,

welcher auffliegt und sagt: tee=tee, in Sesuto moti genannt wird und quoka in der Buschmannssprache, aber er sagte nichts. Dann sandte er einen andern Vogel, den tink=tinki oder tintinjane — qinqininja bei den Buschmännern — und er brachte keine Nachrichten. Dann sandte er einen dritten, den qeip, einen schwarz und weißen Vogel, welcher am frühen Morgen singt, genannt tswannasike in Sesuto und rieb Kanna auf seinen Schnabel und er flog in den Staub und kam mit der Nachricht zurück, daß die Riesen kämen.

Die Riesen griffen Cogaz verschiedene Male an, aber er brauchte nur den Zahn des Cagn anzulegen und wuchs zu einer großen Höhe auf, sodaß sie ihn nicht zu erreichen vermochten.

Er kochte gewöhnlich seine Nahrung da oben und dann pflegte er auf einer Rohrflöte zu blasen und dieses brachte sie in Schlaf; und so oft er fortging, wachten sie auf und folgten ihm. Dann legte er von neuem den Zahn an.

Zuletzt, als sie fortfuhren, ihn anzugreifen, tötete er einige von ihnen mit vergifteten Pfeilen, und Cagn sagte, er möchte diese Leute nicht haben und trieb sie weit fort und tötete sie, da sie Kannibalen wären, und er nahm seinen Karoß und die Sandalen ab und verwandelte sie in Hunde und wilde Hunde und hetzte diese auf die Oobé=Riesen und vernichtete sie.

4.

Owanciqutschaa, das Oberhaupt, pflegte allein zu leben. Er hatte kein Weib, weil ihn die Frauen nicht haben wollten. Ein Mann schickte eine Zahl kleiner Knaben aus, für die Frauen Stöcke zu schneiden, um Ameiseneier zu suchen. Eine dieser Frauen murrte, da sie herausgefunden hatte, daß ihr Stock krumm war und die der andern gerade.

In derselben Nacht träumte sie, daß ein Affe (Pavian) kam, ein junges Mädchen zur Frau zu nehmen, welches Owanciqutschaa ausgeschlagen hatte.

Als sie am nächsten Tage allein grub, kam der Affe in Wut zu ihr — er war zugegen gewesen und hatte die Bemerkung über

den krummen Stock gehört und dachte, sie spottete über die Krümmung seines Schwanzes — und er sagte:

„Warum schimpfst Du mich?“

Dabei warf er einen Stein nach ihr, und sie lief nach Hause und erzählte dem Mädchen von ihrem Traum und daß es so kommen würde und riet ihm, zu Cwanciqutschaa zu entschlüpfen. Das Mädchen sank darauf in die Erde und kam an einem andern Platze wieder heraus und es sank wieder. Sie sank dreimal und kam ebenso oft wieder herauf und gelangte so zu Cwanciqutschaas Wohnplatz.

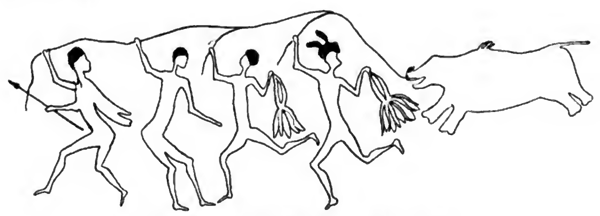


Fig. 154. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

Cwanciqutschaa hatte einen roten Rehbock getötet und häutete ihn gerade, als er sah, daß die Elends umherliefen und wunderte sich, was sie plötzlich erschreckt haben könne. Er ließ das Fleisch liegen, nahm das Fell und ging heim, wo er das junge Mädchen vorfand und fragte, warum sie käme. Sie sagte, daß sie durch den Affen erschreckt worden wäre. Er befahl ihr, Wasser zu holen, um das Blut von seinen Händen abzuwaschen. Sie ging und kam rennend zurück in großer Furcht und vergoß etwas auf Cwancikutschaa. Er sagte:

„Was fehlt Dir?“

Sie entgegnete:

„Ich bin über den Affen erschrocken.“

Er sagte:

„Warum bist Du erschrocken: ist er Dein Gemahl und kommst Du von Deiner Wohnung?“

Sie antwortete:

„Nein, ich bin zu Dir gelaufen aus Furcht vor ihm.“

Dann hob er sie auf seinen Kopf und verbarg sie in seinem Haar.

Der Affe kam zur selben Zeit zu den Leuten, die sie verlassen hatte und fragte nach ihr, und sie sagten, sie wüßten nicht, wo sie wäre. Aber er roch, wo sie in die Erde gesunken war, und er gab sich Mühe, sie irgendwo aufzuspüren und als er zu Qwanciqutschaa kam, stutzten die Elends, liefen umher und starrten ihn an. Er kam zu Qwanciqutschaa mit seinen Kirris (Wurfkeulen) herauf und fragte:

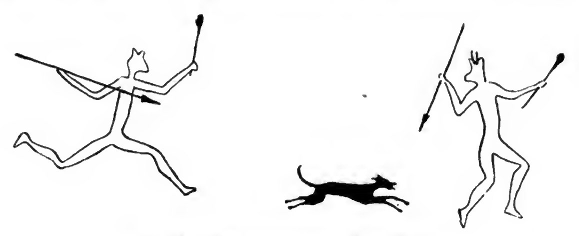


Fig. 155. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

„Wo ist mein Weib?“

Qwanciqutschaa sagte:

„Ich habe Dein Weib nicht!“

Er prallte gegen Qwanciqutschaa und focht mit ihm, aber Qwanciqutschaa überwand ihn und streckte ihn mit seinem eigenen Kirri nieder. Qwanciqutschaa verbannte ihn in die Berge, indem er sagte:

„Geh! Iß Skorpionen und Rüben, wie es einem Pavian geziemt.“

Und er lief schreiend fort. Und der Schrei wurde von den Weibern an dem Orte, von dem er kam, gehört und alle Affen wurden verbannt.

Qwanciqutschaa tötete ein Elend, reinigte sich, weil der Affe ihn befleckt hatte, und befahl dem Mädchen nach Hause zu gehen, um den Leuten mitzuteilen, daß er noch am Leben sei. Die jungen Männer wünschten das Mädchen zu heiraten, sie aber sagte:

„Nein, ich liebe keinen, außer Owanciqutschaa, welcher mich von dem Affen errettet hat.“

So begannen sie, Owanciqutschaa zu hassen und als er ein rotes Elend getötet und Fleisch zum Rösten auf das Feuer gelegt hatte, nahmen jene jungen Männer Fett von einer Schlange, die sie getötet hatten, und tröpfelten es auf das Fleisch. Als er nun ein Stück abschnitt und in den Mund steckte, fiel es heraus, als er ein anderes abschnitt, fiel es wiederum heraus und ebenso das dritte Mal. Dazu strömte das Blut aus seiner Nase. Da nahm er alle seine Sachen, seine Waffen und Kleider, und schlenderte sie in den Himmel hinein. Er selbst stürzte sich in den Fluß.

Es waren Dörfer dort unten und junge Frauen, welche Owanciqutschaa zu fangen suchten, aber er verwandelte sich in eine Schlange und sagte:

„Nein, durch Frauen wurde ich getötet.“

Und er wich ihnen aus und drohte ihnen, sodaß sie alle fortliefen. Das einzige Mädchen, welches zurückblieb, war dasjenige, welches er gerettet hatte, und sie machte eine Hütte, ging und suchte allerhand zusammen, machte Kanna und legte Stücke in einer Reihe vom Flußufer bis zur Hütte. Und die Schlange kam heraus und verzehrte die Zaubermittel und kehrte in das Wasser zurück.

Den nächsten Tag that sie das Gleiche und die folgende Nacht kam er, ging zur Hütte, nahm eine Matte, er stieg in den Himmel herauf und holte seinen Karoß. Dann kam er herunter und schlief auf der Matte.

Als das Mädchen sah, daß er dagewesen war, stellte sie die Zaubermittel wieder auf und legte sich auf die Lauer. Da kam die Schlange aus dem Wasser, hob ihren Kopf in die Höhe, sah sich vorsichtig und mißtrauisch um und dann glitt er auf der Schlangenhaut aus und ging im Schlafe umher; indem er die Zaubermittel auflas, ging er zu der Hütte.

Als er eingeschlafen war, kam sie herein, ergriff ihn und nötigte ihn lebhaft, mehr Zaubermittel in seinen Mund zu nehmen und er suchte, sich heftig sträubend, ihr zu entrinnen. Aber sie hielt ihn fest, und als er erschöpft war, fragte er zitternd:

„Warum hälst Du mich, Du, welche die Ursache meines Todes bist?“

Sie sagte:

„Obgleich ich die Ursache war, so war es doch nicht mein Fehler, denn ich liebte Dich und keinen andern außer Dir!“

Und sie erstickte ihn in dem Kaross, lief zu der Haut, bespritzte sie mit Kanna und verbrannte sie. Und sie blieben drei Tage da. Und Qwancikutschaa tötete ein Elend, reinigte sich und sein Weib und

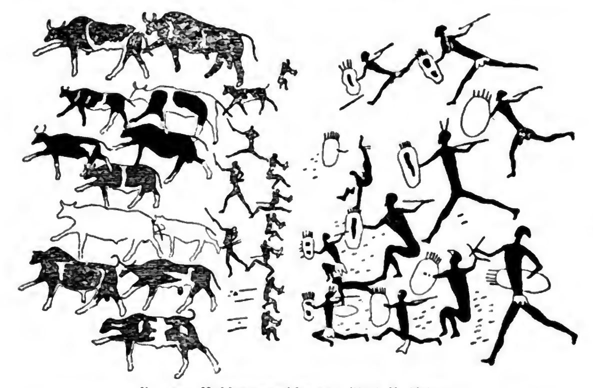


Fig. 156. Buschmannszeichnung. (Nach R. Andree.)
Die Buschmänner haben den Kaffern Vieh gestohlen und treiben es fort. Die Kaffern verfolgen sie.

befahl ihr, Kanna zu stoßen. Sie that es und er sprengte es auf die Erde und alle Elends, die tot waren, wurden wieder lebendig. Einige kamen mit Wurfspeeren im Leibe, welche sie von den Leuten empfangen hatten, die sie hatten töten wollen. Er zog die Wurfspeere heraus, es war ein ganzes Bündel und sie blieben an seinem Orte. Es war ein von Hügeln und Abgründen eingeschlossener Platz mit einem Paß, der beständig mit erstarrenden, kalten Nebeln angefüllt war, sodaß keiner hindurchgehen konnte, und jene Menschen blieben alle außerhalb, sie aßen zuletzt Ruten und starben vor

Hunger. Aber sein Bruder (oder ihr Bruder), welcher beim Jagen ein Elend verwundet hatte, verfolgte es auf seinen Fersen durch den Nebel hindurch und Owancikutschaa sah die Elends, erschrocken über das verwundete Elend und den Wurfspeer, welcher in ihm stak, umherlaufen. Er kam heraus, sah seinen Bruder und sagte:

„O, mein Bruder, ich bin gekränkt worden, Du siehst nun, wo ich bin.“

Den nächsten Morgen tötete er ein Elend für seinen Bruder und bat ihn, er möchte zurückkehren, um seine Mutter und Freunde zu rufen, und er that es. Als sie kamen, erzählten sie ihm, wie die andern Leute außerhalb vor Hunger gestorben wären, und sie verweilten bei ihm, und der Platz roch nach Fleisch.

5.

Cagn sandte Cogaz, Stöcke zu schneiden, um Bogen zu machen. Als Cogaz in den Busch kam, fingen ihn die Paviane. Sie riefen alle anderen Paviane zusammen, ihn zu hören und fragten ihn, wer ihn geschickt habe. Er sagte, sein Vater habe ihn geschickt, Stöcke zu schneiden, um daraus Bogen zu verfertigen. Da sagten sie:

„Dein Vater dünkt sich klüger als wir sind; er braucht diese Bogen, um uns zu töten, deshalb werden wir Dich töten.“

Sie töteten Cogaz, knüpften ihn an dem Gipfel eines Baumes auf, tanzten, einen unübersetzbaren Affengesang singend, um den Baum herum mit einem Chor, welcher sprach:

„Cagn denkt, er sei klug.“

Cagn war im Schlaf, als Cogaz getötet wurde, aber als er erwachte, bat er Coti, ihm seine Zaubermittel zu geben, und er nahm einige an seine Nase und sagte, die Affen hätten Cogaz aufgehangen. So ging er hin, wo die Paviane waren, und, als diese ihn dicht herankommen sahen, änderten sie ihren Sang, indem sie die Stelle über Cagn ausließen. Aber ein kleines Affenmädchen sagte:

„Singt nicht diese Weise, singt so, wie Ihr vorher gesungen habt!“

Cagn sagte:

„Singt so, wie das kleine Mädchen es wünscht.“

Da sangen und tanzten sie wie vorher. Und Cagn sagte: „Das ist der Gesang, den ich hörte, das ist, was ich wollte, fahrt mit tanzen fort, bis ich zurückkehre.“

Er ging und holte einen Sack voller Holznägel, und ging hinter jeden von ihnen, wie sie da im Tanze waren und großen Staub verursachten und trieb einen Pflock in den Rücken eines jeden von ihnen, sodaß es einen Krach gab und schickte sie fort, daß sie zur Strafe in den Bergen von Wurzeln, Käfern und Skorpionen leben sollten.

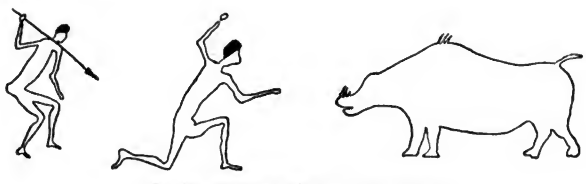


Fig. 157. Buschmannszeichnung. (Nach Orpen.)

Vorher waren die Affen Menschen, aber seitdem haben sie Schwänze und ihre Schwänze hängen krumm. — Dann nahm Cagn Cogaz herunter, gab ihm Kanna und machte ihn wieder lebendig.

6.

Die Dornen waren ein Volk; — sie werden Cagncagn genannt — es waren Zwerge und Cagn fand sie zusammen fechtend. Als er nun hinging, sie zu trennen, wendeten sie sich alle gegen ihn und töteten ihn. Die beißenden Ameisen halfen ihnen, und sie aßen Cagn auf.

Aber nach einer Weile sammelten sie und die Zwerge seine Knochen, legten sie zusammen und banden seinen Kopf daran, und diese (also seine Gebeine) gingen strauchelnd nach Hause.

Cogaz kurierte ihn, machte ihn wieder heil und fragte ihn, was ihm passiert sei. Er sagte es ihm und Cogaz gab ihm Rat und Macht, indem er sagte, wie er sie bekämpfen solle und riet

ihm zu folgender List: er solle anscheinend nach ihren Beinen schlagen und sie dann auf den Kopf treffen.

Und so ging er denn hin, tötete viele und trieb den Rest in die Berge.

Man hat die Buschmänner Zwerge genannt. Die Zwergvölker Afrikas stellen ein altes Problem dar. Man fabelte viel von ihnen, aber man glaubte nicht so recht an sie. Solange man die Buschmänner als große Menge, als eigenes Volk abseits der Zuluvölker im südlichen Afrika beobachtete, sprach niemand so recht von Zwergvölkern. Als aber nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts von kleinen Völkerchen, von Menschen kleiner Statur, die mitten unter großwüchsigen Negern wohnten und eine kleine eigene Rasse darstellten, verlautete, da spitzte die Gelehrtenwelt die Ohren. Anfangs lächelte man ungläubig. Dann aber zog der große Schweinfurth südwärts zum Nil, zur Wasserscheide zwischen Nil und Kongo, und da hatte er sie, — da waren sie wissenschaftlich festgelegt. Seit dem Jahre 1871 giebt es afrikanische Zwergvölker, das ist eine Rasse von Menschen, die in reinem, unverfälschtem Zustande ca. 15—20 cm kleiner ist, als die eigentlichen Neger.

Natürlich darf man sich nicht etwa vorstellen, die afrikanischen Zwerge sähen irgendwie unseren Märchengestalten ähnlich. Sie haben weder einen übermäßigen Kopf, noch lange Bärte; sie tragen weder Zipfelmützen, noch verstehen sie sich irgendwie auf liebenswürdige oder boshafte Zaubermanipulationen, wenn sie auch in der That boshaft genug sind. Für den gewöhnlichen Sterblichen sieht einer vom Stamme der Akka, der Batua oder der Buschmänner ganz gerade so aus wie ein gewöhnlicher Neger, — die tieferen körperlichen Unterschiede sind nur sehr intimen Kennern sichtbar.

Auf der Südspitze wohnen die sogenannten Buschmänner in ziemlich einheitlicher Verbreitung, dem Norden zu werden sie immer sporadischer; sie treten hier nur noch in kleinen Trupps als scheue Flüchtlinge sozusagen in den Wäldern auf. Ihre Verbreitung ist so recht der Typus der „verdrängten" Rasse. In den Wüsten, in

den Urwäldern, also an Örtlichkeiten, die für andere wenig Verlockendes haben, wohnen sie als Jäger. Sie stellen die charakteristischsten Jäger der ganzen Erde dar. Es sind die Freiheitliebenden, die Unabhängigen. Und wo sie im Kreise, im Gefolge, im Lager der Ansässigen auftreten, da stellen sie die Jägertrabanten dar. Wo sie den Ackerbauern zugesellt sind, da sind sie nicht etwa gewöhnliche Sklaven oder Hörige. Sie dienen den großen Fürsten der Mangbattu, der Bakuba, der Bateke oder wie die großen Ackerbaustämme heißen mögen, als freie Jäger, als unabhängige Pirschgesellen.

Das Jägertum, das ursprünglichste, urwüchsigste und kraftvollste Jägertum repräsentieren diese Zwergvölker. Frei von allem fesselnden Besitz, nie ansässig, nie an die Scholle gefesselt durch Gewerbe, Gewerkschaft oder Staatspflicht, durchstreicht der afrikanische Zwerg seine Jagdgründe. Er hat keine festgebaute Wohnstatt, er ist nicht gezwungen, an einer Stelle zu verweilen, etwa in der Nähe eines Eisenlagers — an der er sich das Material für seine Jagdwaffen schmiedet — nicht an eine Töpferstätte, denn seine Kochkunst kennt kein irdenes Geschirr. Überall findet er Büsche, die er als Laubdach über seiner und seines Weibes Schlafstätte zusammenflicht. Sein Pfeil hat eine Spitze von Holz oder Knochen oder einen zurechtgeschlagenen Stein. Wo er in der Nähe von eisenarbeitenden Negern haust, tauscht er von diesen die Spitzen von seinen Pfeilen ein. Kochen thut er überhaupt nicht. Er wirft das Fleisch in das Feuer, im Urwalde röstet er es auch wohl zwischen heißen Steinen, und hat er kein Feuer zur Hand, so verzehrt er es auch wohl roh.

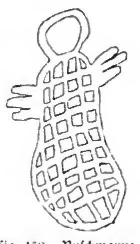


Fig. 158. Buschmannszeichnung, die nach Buschmannsaussage anscheinend einen ledernen Reisesack darstellen soll. (Nach Originalkopie im Besitze von Miss. Bleek.)

Das sind die Menschen, denen die obigen Mythen oder Fabeln oder Erzählungen, oder wie man sie nennen will, und die diesem Kapitel beigefügten Abbildungen entstammen. Aus dem Leben, aus ihrer Lebenseigenart, aus dem kulturellen Alter und Zustande heraus werden wir sie leicht verstehen. Was wir hier hören, das ist vielleicht das Wichtigste und Seltsamste, was wir in der Völkerkunde

an Dokumenten besitzen, denn es ist das letzte Lallen, das aus den Kindeszeiten der Menschheit zu uns herüberklingt. Wie wundersam berührt dies Stammeln, wie eigenartig klingt diese Sprache:

„Er, ein Buschmann, konnte keinen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Tiere angeben, sondern wußte nicht anders, als daß ein Büffel ebensowohl als ein Mensch mit Bogen und Pfeil schießen könne, wenn er solche hätte.“

Das ist die Erfahrung eines Reisenden, die den Aufschluß giebt über den Sinn der obigen Erzählungen. Wie sie da erzählt sind, wie sie Mr. Orpen von einem Buschmanne zur Erklärung der Gemälde im Maluti vorgetragen sind, bedeuten sie genau dasselbe, was der eben citierte Ausspruch eines anderen englischen Reisenden vervollständigt. Diese Zwerge haben den Unterschied von Mensch und Tier noch nicht erkannt. Wir müssen sie nehmen, müssen sie verstehen, wie sie in ihrer Eigenart, in ihrer Einsamkeit leben.

Die ursprüngliche Menschheit, die uns hier entgegentritt, kennt ja nichts anderes als die Natur und sich selbst. Sie selbst sind sich verhältnismäßig uninteressant; sie wollen nichts voneinander, sie kennen nicht den Begriff der Individualität. Es wird noch nicht lange her sein, daß die Zuluvölker in dies Gebiet wanderten. So sind sie nie dazu gekommen, mit anderen Rassen, mit höheren Kulturen sich zu vergleichen. Was soll man in solchen Verhältnissen am Menschen studieren? Was soll man von den anderen Menschen absehen?

Was immer wechselt, was nie gleich bleibt, das, was ständig und immerwährend die Sinneskraft des Menschen in Anspruch nimmt, das regt ihn an, das studiert er, das kennt er. Und in dieser weiten Natur, die so wild und so öde daliegt, in der diese Menschen täglich und stündlich, jahraus, jahrein um Nahrungssorgen ringen, da fesselt das Tier den Menschen mehr als der Mensch selbst. Es ist schade, daß der Raum mir nicht gewährt, Bilder aus dem Ringen zwischen Mensch und Tier bei diesem Volke zu schildern. Aber ich meine, es müßte sich schon jeder so vorstellen können, wie diese Eigenart des Daseins den menschlichen Geist zu solchen Schöpfungen wie die Buschmannserzählungen und die Buschmannszeichnungen zwingen mußte.

Man bedenke: auf der weiten Ebene oder im klüftigen Gebirge, im pfadlosen Urwalde oder in dem über mannshohen Kraut der Steppe, auf der einen Seite die flüchtig dahineilende Antilope oder den gewaltigen Elefanten, den tückischen Löwen und dem gegenüber das kleine, schwächliche Menschenkind, das Buschmännlein, mit seinen schlechten, miserabel schlechten Waffen. Hat doch der Buschmann auch heute noch nicht überall den Bogen, sondern nichts als eine Wurfkeule oder einen fast lächerlichen Wurfspeer. Und mit diesen jämmerlichen Waffen muß dieser arme Kerl nun diesen unglaublich geschwinden, listigen und gewaltig starken Tieren nach dem Leben trachten!

Er muß, — sage ich.

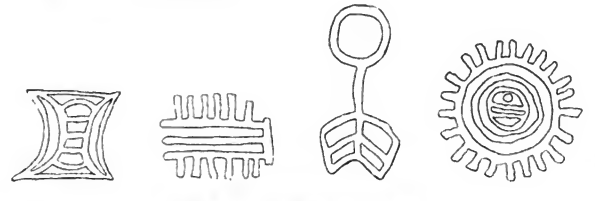


Fig. 159—162. Buschmannszeichnungen.
(Nach Originalkopieen im Besitze von Miss. Bleek.)

Die paar Wurzeln, die da wachsen, können ihn nicht ernähren, denn Südafrika ist merkwürdig arm an solchen schönen Dingen, und der Buschmann ist wunderbar unerfahren in der Verwendung der pflanzlichen Nahrungsstoffe. Also muß er fast täglich auf der Jagd liegen. Daß er da in diesem Ringen eine ganz unerhörte Erfahrung und Kenntnis der geistigen Eigenschaften seiner „Feinde“, der Tiere, hat, das ist ganz klar, — daß er die geistigen Kräfte jener sehr zu achten und zu schätzen weiß, das ist selbstverständlich, — daß sein eigenes, ganzes Interesse, sein eigenes Seelenleben sich immer wieder, beständig und ununterbrochen in dem Beachten, Studieren und Hochschätzen der Tiere konzentriert, das wird jedem einleuchten.

So steht die älteste Menschheit vor uns. Sicherlich sind sie nicht mehr Tiere, man kann nicht einmal sagen, daß sie mehr

Tierisches an sich haben als die höheren und höchsten Kulturen. Besitzen sie doch schon Schätze von allerhöchster Bedeutung. Sie wissen das Feuer zu erzeugen. Sie haben ein Familiengesetz. Sie haben Traditionen, wie wir sehen. Und sie haben eine Zeichenfertigkeit, die die der anderen Naturvölker bei weitem übertrifft.

Wir wollen festhalten, was sie aber an Eigenartigem der späteren Menschheit gegenüber besitzen. Das ist vor allen Dingen, daß sie den Unterschied zwischen Mensch und Tier noch nicht erfaßt haben. Sie haben sich noch nicht auf sich selbst besonnen. Daher kommt es, daß Mensch und Tier immer durcheinander gleiten. Daher kommt es, daß sich immer eines in das andere verwandeln kann.

„Verwandeln" — das ist die eigenartigste Sache dabei. Beim Lesen der obigen Erzählungen muß es aufgefallen sein, welch eigentümlichen Begriff vom Tode diese Leute haben. Die Leute sterben und siehe, mit einem Male sind sie wieder irgendwo anders. Sieht man genauer zu, so entdeckt man, daß dieses Sterben nichts weiter ist, als ein Verwandeltwerden, daß die gestorbenen Leute ganz gemütlich als umgewandelter Typus an einem anderweitigen Orte wieder zu Tage kommen. Es wird einem jeden aber auch auffallen, daß dieses Verwandeltwerden einen viel unangenehmeren Typus hat als wie das Verwandeltwerden in unserm Märchen. Es liegt eine tiefe Lebensüberzeugung in diesem Begriff.

Es lag mir viel daran, diese Weltanschauungsform möglichst verständlich zu machen, denn die gesamte spätere Menschheit lebt noch im Besitze von eigenartigen Anschauungen, deren Quelle in einem Zustande aufzuspüren ist, der der Lebensform der Buschmänner in Afrika entspricht. Aus diesem ursprünglichen Stadium, aus der Zeit, da der Mensch noch mit dem Tiere beständig um Leib und Leben rang, fließen die sämtlichen Zuthaten in Mythologie und Weltanschauung, soweit sie die Tiere betreffen. Wenn der Indianer behauptet, von einem Bären, einem Raben, einem Wolf abzustammen, wenn der alte Ägypter meinte, seine Seele werde als Schwein, als Hund oder als Krokodil wiederkehren, wenn der Polynesier seinen Sonnengott als Vogel strahlend und beglückend zum Himmel aufsteigen oder vernichtend zum Tode hinabfliegen läßt, wenn der

norddeutsche Bauer aus dem Fluge des Raben ein böses Omen liest — dann sind das alles Meinungen und Glaubensformen, die aus den Kinderjahren der Menschheit zu uns herüberklingen, aus jener Zeit, da der Mensch sich nicht weiter als dem Tiere gleich schätzte, da Mensch und Tier um Herrschaft rang.

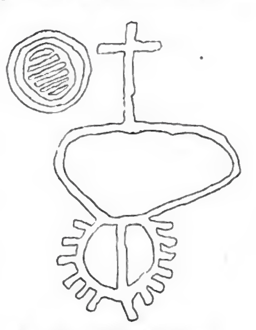


Fig. 163. Buschmannszeichnungen. (Nach Originalkopie im Besitze von Miss. Bleek.)

Diese Epoche der Weltanschauung trägt den Namen der animalistischen. Es ist die Weltanschauung, in der das Seelenleben des Tieres größere Rechte genießt als dasjenige des Menschen. Es ist das Zeitalter der Tierwertschätzung. Ich trete sogleich in die nächste Epoche über, in das Zeitalter des Manismus, in jene Weltanschauungsform, in der der Tod entdeckt worden ist und alle Anschauung in dem Abmessen des Einflusses der Totenseelen gipfelt.

Eine Totenfeier in Innerafrika.



Unter diesem Titel hat der Professor Dr. Max Buchner seinerzeit die Beschreibung einer Totenfeier des Bangalavolkes im südlichen Kongogebiet beschrieben, der er selbst am Weihnachtstage des Jahres 1880 beigewohnt hat und die zu dem Besten gehört, was jemals in der Beschreibung solcher Ereignisse unter den Wilden geleistet worden ist. Buchner schreibt:

Das vornehmste Ereignis während meines Aufenthaltes in Kassanje im Bangalagebiet am Kuangofluß bildete eine Totenfeier.

Plötzlich war Belenge, der älteste Sohn des Bansa, schwer erkrankt und innerhalb zweier Tage gestorben. Auch ich war als Arzt zu Rate gezogen worden, aber erst nachdem bereits die verschiedensten einheimischen Doktoren ihre Künste mittelst kalter und heißer Abwaschungen, mittelst Beschwörung, Zauber und Sympathie an dem armen Menschen versucht hatten. Ich hatte mich jedoch gehütet, meine Meinung offen auszusprechen und zu sagen, was mir schon auf der Zunge lag: „Laßt doch das ewige Abwaschen, euer Patient ist ja doch gleich tot." Denn hätte ich diese Unklugheit wirklich begangen, so wäre ich für das wenige Minuten später beendete Leben als Mörder in Strafe genommen worden. Das heißt, man hätte die Gelegenheit zu einer größeren Erpressung benutzt.

Denn selbst der zur Thatsache gewordene Tod eines freien Mannes darf bei den Bangala niemals direkt, sondern bloß nach einer darauf bezüglichen Frage mitgeteilt werden, und auch so darf der Mitteilende das verhängnisvolle Wort „oaffu" (tot) nicht zuerst aussprechen, sondern muß warten, bis dies von dem Fragenden geschehen ist. Regelrecht hat also die traurige Mitteilung folgendermaßen zu verlaufen: A. kommt und fragt B.:

„Wie stehts mit dem Muhongo?"

A. zuckt die Achseln und sieht betrübt zur Erde.

B.: „Tot?"

A.: „Tot."

In dem gegenwärtigen Falle lautete die alsbald verbreitete Erklärung des Geschehenen dahin, des Bansa Sohn sei durch den bösen Waldgeist Kosch ums Leben gekommen, aber wahrscheinlich hätte auch ein böser Zauberer in Menschengestalt seinen tückischen Einfluß dabei geltend gemacht.

Wie bei allen Menschen niedrigster Kultur, so bilden auch beim Neger Leichenbestattungen die größten Festlichkeiten, die um so länger dauern, je höher im Range der Verstorbene stand. Aus Nähe und Ferne kommen die Verwandten und die ganze Nachbarschaft ist versammelt, um sich manchmal wochenlang einem sonderbaren Seelenzustand hinzugeben, der dämonisch zwischen schmerzlicher Klage, dumpfem Hinbrüten und ausgelassenster Lustbarkeit auf- und ab-

springt. Alle Trommeln und sonstigen Lärminstrumente, die sich auftreiben lassen, werden da zusammengeschleppt, Schweine, Ziegen

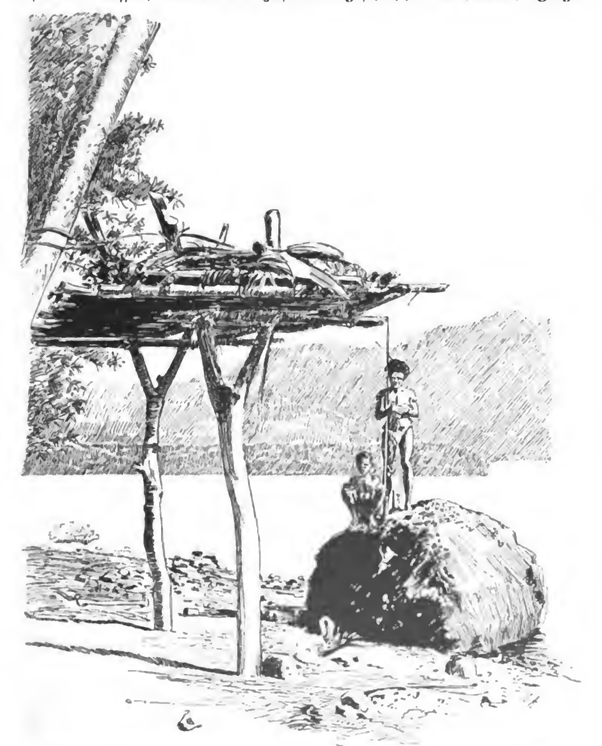


Fig. 164. Leichen auf der Plattform. Begräbnisweise im südwestlichen Neuguinea. (Nach Ppotographie.)

und Rinder werden geschlachtet, Schmausereien, Gesänge und Tänze, in die sich hie und da ein lautes Schluchzen mischt, füllen Tag und Nacht, reichlich fließen Sorghumbier und Schnaps und wer nur ein

Gewehr besitzt, hat sich damit bewaffnet, um von Zeit zu Zeit einen dröhnenden Schuß über die tobende Menge abzufeuern. Wohl die Hälfte allen Pulvers aus Europa wird in Afrika zu solchen blinden Lärmereien aufgebraucht. Namentlich die Nacht hindurch, unterm flackernden Scheine großer Feuer bis zum Morgengrauen, steigert sich dieses höllische Getriebe zu dem heftigsten, tobsucht-ähnlichen Gebaren. Nur während des Vormittags tritt einige Ermattung ein, aber gegen Abend ist dann alles wieder auf den Beinen und derselbe Wahnwitz hebt von neuem an.

Nachdem auch hier das Trommeln, Heulen, Singen, Tanzen und Schießen zwei Nächte angedauert hatte, sollte am dritten Tage die Beerdigung erfolgen. Jedesmal, sobald die Sonne unterging, wurde der Tote vor die Thür seiner Hütte gebracht und in sitzender Stellung auf einem stuhlartigen Gerüst aus rohen Pfählen festgebunden, damit er gleichfalls an der Festlichkeit sein Teil genieße. Kurz vor Sonnenaufgang barg man ihn dann wieder in der Hütte.

Ganz wie gewöhnlich kam auch heute am 25. Dezember der alte Bansa zum Morgenbesuch und empfing bei uns, während wir Kaffee tranken, zwei berühmte Zauberärzte, um ihnen wegen der Bestattung Aufträge zu erteilen. Die Angelegenheit schien kitzlich zu sein. Die Ärzte wollten durchaus nichts mit dem Toten zu schaffen haben, es schien, als fürchteten sie sich, der böse Kosch möchte auch sie noch umbringen. Aber umsonst verschwendeten sie mit erregten Stimmen, doch ohne den Respekt zu verletzen, ihre Beredsamkeit. Sie mußten. Betrübt fügten sie sich dem Befehl und trollten leise scheltend von dannen.

Noch manche sonstige Angelegenheit gab es zu besprechen, und da das Haus des weißen Mannes wegen seiner größeren Räume dem alten Häuptling überhaupt als tägliche Börse diente, sehr zu unserem eigenen Unbehagen, so wurde alles hier verhandelt. Da kamen Boten, zu berichten, daß wieder eine neue Schaar Trauergäste eingetroffen sei, und wieviel jeder als Beisteuer zu dem Totenfeste mitgebracht habe. Da kamen junge Männer aus dem Dorfe selbst, um zu fragen, ob die zwanzig Hühner und sechs Ziegen und zwei Rinder, die geschlachtet werden sollten, reichen würden. Da kamen

dann auch Klagen wegen der Spenden für den Toten, die von den Verwandten gebracht, aber als zu geringwertig befunden und zurückgewiesen worden waren. So hatte Bansa Nguvu z. B. bloß ein Fäßchen Pulver und vier Ellen Zeug beigesteuert und der verstorbene Belenge sei doch sein künftiger Schwiegersohn gewesen und habe für die Tochter, seine Braut, schon mindestens zwei Stücke Zeug und sieben Ziegen an Geschenken für die Eltern ausgegeben, und die Eltern könnten nun die Tochter, die jetzt wieder frei sei, noch einmal verschachern und noch einmal Gewinn daraus erzielen. Für solche schmähliche Knickerigkeit dürfe Bansa Nguvu höchstens auf ein Huhn zum Essen rechnen.



Fig. 165. Leichenaussetzung in Australien; Neuholland. (Nach Wood.)

Etwa um 10 Uhr erschienen die Zauberärzte wieder, den Bansa zu holen, alles zum Begräbnis sei versammelt, und wir gingen mit.

Auf dem freien Platz des Dorfes, der Hütte des Verstorbenen gegenüber, saß in Gruppen die Verwandtschaft des Häuptlings. Einige malerische Effekte bunter Gewänder, einige hübsche Frisuren, überall lautes, fröhliches Schwatzen, keine Spur von Ernst. Nur in und vor der weit aufgerissenen und schon halb zerstörten Totenhütte schluchzten und wimmerten die Klageweiber, darunter die Mutter und die beiden Frauen des Verstorbenen, dicht neben der Leiche zusammengekauert oder platt auf dem Boden ausgestreckt und über

und über schmutzig. Sie hatten Tage und Nächte hier gewacht, ohne sich waschen zu dürfen: Ein gar schrecklicher Dienst, da die Leiche bereits in Fäulnis übergegangen war und einen Gestank verbreitete, daß selbst die Gäste draußen im Freien ihre Nasen zuhielten und mit grünen Blättern verstopften. Es kostete mir Überwindung, die Leiche zu besichtigen. Die Züge des hübschen jungen Mannes waren schon vollkommen unkenntlich geworden, das ganze Gesicht nichts als eine ekelhaft aufgeschwollene, von Fliegen bedeckte Masse. Den Körper verhüllte eine rotblumige Schnupftuchtoga.

Wir setzten uns jenseits des Platzes neben dem Bansa auf Matten nieder, wechselten aber bald die Stelle, verjagt durch den Wind, der gerade von dem Toten herwehte. Einige große Trommeln, drei Marimbaklaviere und verschiedene Klapperinstrumente machten sich schüchtern bemerkbar. Aber es dauerte noch geraume Zeit, bis die eigentliche Feier begann.

Die zwei Zauberdoktoren von heute Morgen, ohne besonderen Schmuck, bloß mit dem Hüftentuch bekleidet, hatten mittlerweile in zwei gewöhnlichen Töpfen ein geheimnisvolles Dekokt aus Wurzeln und Kräutern zusammengebraut und nahten sich jetzt, um, Laubbüschel in die Töpfe tauchend, zuerst den Toten, dann alles rings herum von innen und außen mit der geweihten Brühe zu besprengen. Nachdem so die Desinfektion gegen die Einflüsse des bösen Kosch gründlich besorgt war, wurden vier Jünglinge angewiesen, die Leiche herauszuholen. Ein altes Weib stellte sich vor die Thür und verwehrte ihnen den Eintritt. Ebenso einer der Marimba-Musikanten, indem er sein Instrument quer davor setzte. Erst als der Bruder des Toten beide mit je einer Elle billigen Kattuns abgefunden, zogen sie sich zurück und ließen die Jünglinge passieren.

Die Leiche erschien. Es herrschte einige Minuten lang wieder Unklarheit, was mit ihr zunächst geschehen sollte. Nach einigem Hin- und Herzerren, nach einigem Hin- und Herzanken (glatt und ernst geht ja niemals etwas bei den Negern vor sich) wurde den Trägern bedeutet, ihre Last hinter die Hütte zu tragen und an die Strohwand anzulehnen. Dort sollte erst eine Zahnextraktion an ihr verübt werden. Belenge war nämlich ein großer Jäger gewesen, und

damit sein Talent nicht mit ihm verlorenging, mußte man einen Schneidezahn von ihm haben und zu einer Jagdmedizin zubereiten. Und zwar handelte es sich da nicht etwa um eine rohe manuelle Operation, sondern um einen sublimen zauberkräftigen Vorgang. Man brauchte nur, so wurde allgemein versichert, eine gewisse Wurzel auf den Zahn zu legen und er fiel von selber heraus.



Fig. 166. Ausdörren resp. Mumifizieren der Leichen in Australien; Neuholland. (Nach Wood.)

Die beiden Ärzte nahten sich abermals mit standesgemäßen wichtigen Mienen. Ein Rudel neugieriger Jungen und Weiber, der sogleich herbeidrängte, wurde zurückgejagt. Nur wenige Männer durften als Zeugen des nun folgenden merkwürdigen Aktes bleiben, darunter auch ich, nachdem ich den Bansa um Erlaubnis gefragt hatte. Das Doktorpaar schien indes damit nicht einverstanden und umgab den Schauplatz seiner Künste mit einem Vorhang, indem es zwei Gehülfen anwies, ihre weiten Obergewänder als Vorhänge emporzuheben, worauf dasselbe, solchermaßen halb verborgen, murmelnd zu manipulieren begann. Da ich kein übergroßes Interesse verraten wollte, weil das würdelos gewesen wäre, so sah ich nicht alles, was in der Verhüllung drinnen vorging. Doch gewährte der Spalt

zwischen den beiden Tüchern und das öftere Niederdrücken der Verhüllung durch andere Zuschauer genügende Einblicke. Ganz deutlich machte sich ein leises Hämmern hörbar und wirklich sah ich durch den Spalt hindurch, wie der eine Doktor den Unterkiefer des Toten festhielt, während der andere mit einem Holzkeil und einem Stein daran herumklopfte und sich abquälte, offenbar ohne seinen Zweck zu erreichen. Das Hämmern wurde immer lauter und ungenierter. Die außen herumstehenden Zuschauer aber nahmen davon nur insofern Notiz, als sie sagten, das sei ja gar nicht nötig, diese Stümper von Ärzten verständen nichts, denn wenn sie eine gute Arznei hätten, müsse ja der Zahn von selbst herausfallen. Bald hieß es, der Zahn sei endlich heraus, dann wieder nein, der Belenge sei ein Mulosch, ein Hexer gewesen und besitze noch im Tode die Kraft, der ärztlichen Wissenschaft zu spotten.

Auf einmal fällt der Vorhang. Die Ärzte tragen mit blutigen Händen ein kleines Paket aus Krautwerk und Blättern eilig hinweg. Die Lippen des Kadavers sind geschunden. Kischinta, der ältere Bruder des Verstorbenen, feuert einen kräftigen Schuß von 20 g Pulver in die Luft ab. Es heißt, die Zahnextraktion sei gelungen.

Ich glaubte, mir das Wahrgenommene folgendermaßen erklären zu dürfen: Die Doktoren waren wirklich Stümper. Dessen sich selbst bewußt und zugleich für ihren unberechtigten Ruf besorgt, hatten sie heute Morgen so hartnäckig den Auftrag des Bansa abzuwenden gesucht. Da ihnen dies nicht gelungen war, wollten sie die Zahnherauslockungsmedizin, an deren Existenz sie ebenso unerschütterlich, wie alle andern glaubten, die sie jedoch nicht besaßen, auf mechanischem Wege umgehen, verfuhren aber auch hierin zu ungeschickt und nahmen schließlich zu dem radikalsten und einfachsten Betrug ihre Zuflucht, indem sie in das eilig weggetragene Blätterpaket erst später einen fremden Zahn steckten. Nicht ein Einziger der Umstehenden, die alles ebenso gut wie ich hatten beobachten können, äußerte Argwohn.

Die Leiche wurde auf den Boden gelegt, etwas Zeug darunter gebreitet, dieses dann mit Stricken nach der Art der Hängematten, ungeschickt und langwierig an einen frisch gefällten Tragbaum

gebunden, und über das Ganze die Schnupftuchtoga geworfen. Zwei Jünglinge hoben den Tragbaum auf ihre Schultern und kamen damit, während die Weiber von neuem in Schluchzen und Wimmern ausbrachen, bis zur Mitte des Platzes vor. Unser alter Bansa wies sie seitwärts, damit nicht der scharfe Ostwind den fürchterlichen Geruch auf uns hinblies. Dafür hatte sich nun eine andere Gruppe die Nasen zuzuhalten.

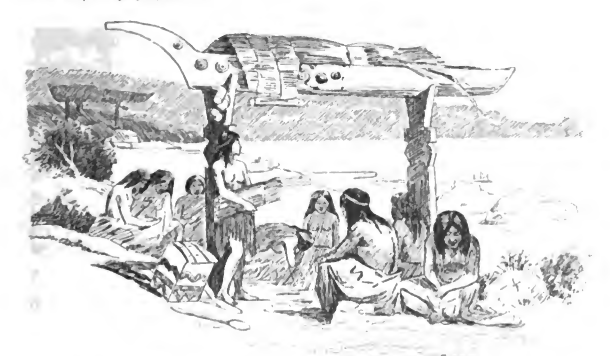


Fig. 167. Leichenaussetzung im Boote als Sarg; Nordwestamerika. (Nach Yarrow.)

Es folgte jetzt ein womöglich noch plumperes Possenspiel. Der Verstorbene sollte jetzt selber Kunde geben, was die Ursache seines Todes gewesen sei. Die beiden Träger gerieten samt ihrer Last ins Schwanken, als ob sie von einer unsichtbaren Macht bald vorwärts, bald rückwärts gestoßen würden. Einer der Häuptlingssöhne erhob sich, trat vor die Leiche hin und fragte mit lauter Stimme, während alles schwieg, ob der Tote Rede zu stehen geneigt sei. Ein heftiges Vorwärtsstürzen der Träger bedeutete „Ja".

„Wem willst Du antworten? Dem Bansa Kitamba? Oder dem Bansa Nguvu? Oder dem Bansa Muhungu? Vielleicht Deinem Bruder Ginsasch? Oder Deinem jüngeren Bruder Ngunsa?"

Der Tote rührte sich nicht von der Stelle, das bedeutete „Nein".

„Willst Du vielleicht vom Bansa Moania ausgefragt sein?"

Die Träger gerieten ins Schwanken und wurden vorwärts geschoben, so sehr sie auch scheinbar sich dagegen stemmten.

„Also der Bansa Moania.“

Dieser, so aufgerufen, war sichtlich betreten. Er wollte nichts wissen von dem gefährlichen Amte des Befragens, das ja doch nur darauf hinauslief, irgend einen Mißliebigen des Zaubermordes anzuklagen und dem entscheidenden Gifte auszuliefern. Und als er nach einigem Sträuben doch dem allgemeinen Drängen nachgab, stellte er seine Fragen so kleinlaut und verzagt, daß wieder jener ältere Kitamba-Sohn das Befragen in die Hand nahm, während der Moania als Puppe daneben herumtrippelte.

Was jetzt verhandelt wurde, blieb mir unklar; ich mußte mir deshalb den Vorgang verdolmetschen lassen. Die Leiche mitsamt den Trägern taumelte abermals hin und her, stürzte vorwärts oder stand festgebannt. Auf einmal fielen die Träger in Schweiß gebadet und völlig erschöpft zu Boden. Allgemein hieß es, daran seien die Weiber schuld, weil sie zu laut geheult hätten, da solches dem Toten offenbar unangenehm und sogar ärgerlich sei; er habe bloß deshalb seine Träger niedergeworfen, und Bansa Kitamba und alle anderen Männer riefen laut, die Weiber sollten sich mäßigen.

Mehrmals wiederholten sich dieselben Fragen:

„So sag uns, was Dich getötet hat. Ist ein schlimmer Zauber die Ursache Deines Todes gewesen? Oder waren es bloß die bösen Geister? Der Kosch vielleicht oder gar der Hniangongo oder irgend ein Santo?“ (Die Santos sind ursprünglich die katholischen Heiligen, in den Aberglauben der Neger als eine eigene Klasse koboldartiger Wesen übergegangen). Es war aber keine sichere Antwort herauszubekommen.

Endlich erklärte der Tote, er könne oder wolle nichts sagen, weil sein dritter Bruder verreist und im Tupende-Lande sei, um dort Kautschuk zu holen. Dann meinte er wieder, es seien sowohl böse Geister als auch ein Fitischör mit im Spiele gewesen, ganz bestimmt jedoch schien er es freilich nicht zu wissen.

Die Träger, die durch ihre Bewegungen das Orakel abgeben sollten, waren entweder zu sehr ermüdet oder ungeschickt oder selbst

Partei. Es traten deshalb zwei andere Jünglinge auf, sie abzulösen. Diesen hatten vorher einige Alten eifrig und erregt geheime Weisungen erteilt, und zwar öffentlich und vor aller Augen. Ja, selbst als sie bereits den Tragbaum auf ihren Schultern hatten und nach der



Fig. 168. Leichenbergung in einem hohlen Baum; Ostafrika. (Nach Becker.)

Mitte des Platzes vortraten, sprang ein Mann vor, ihnen schnell noch einiges ins Ohr zu flüstern.

Allein auch jetzt wollte der Tote nicht sogleich antworten. Man stritt sich, wer ihn fragen müsse, da an dieser Verstocktheit vielleicht

persönliche Abneigungen schuld waren. Verschiedene andere Männer versuchten sich der Reihe nach im Fragen, aber wie man sah, ohne rechten Erfolg. Unwille bemächtigte sich der Versammlung und man begann, über den eigensinnigen Toten arg zu schelten.

„So rede doch und halte uns nicht länger auf. Willst Du denn, daß wir noch einen Tag hier sitzen bleiben? Bereits zieht ein Gewitter auf, Regen kommt und wir werden alle naß werden. Du selber stinkst auch schon so fürchterlich (wörtlich), daß wir es kaum mehr ertragen können. Also mache nicht lange Umstände und rede," tönte es wirr durcheinander.

Die Träger gerieten in einige Schwankungen und standen wieder still.

Da sprang ungeduldig ein häßlicher Greis vor, ergriff das vordere Ende des Tragbaumes mit der Hand und stieß und zog ihn hin und her oder hielt ihn fest, je nachdem auf die Fragen geantwortet werden sollte, und die beiden Träger thaten willig, was ihnen dermaßen angedeutet werden sollte.

Zuletzt war alles einig, daß der verstorbene Belenge von Anfang bis jetzt erklärt habe, er sei weder rein durch bösen Zauber, noch einfach durch den Kosch getötet worden, sondern beides habe zusammengewirkt, ein Fetischör habe dem Kosch Macht über ihn gegeben, und so sei er dann erlegen. Damit schloß das Ausfragen, nachdem es ungefähr drei Stunden lang gedauert hatte.

Ein neuer Akt folgte. Die übelriechende Leiche mußte jetzt zum Abschied auch noch tanzen. Die drei Marimba-Klaviere und die große Trommel ertönten. Mühselig atmend, begannen die beiden Träger dicht vor den Instrumenten zu hüpfen und zu springen, so daß der eingewickelte Tote an dem Tragbaum wie eine große Glocke links und rechts schlug. Dann fuhren sie ganz plötzlich auf den alten Bansa Kitamba los, ihn so zum Gegentanze aufzufordern, und dieser erhob sich, schürzte sein Gewand und kankanierte mit einer Beweglichkeit und Kraft, die man ihm niemals zugetraut hätte, wohl mehrere Minuten lang vor der Leiche, die gleichfalls wieder mächtig auf und niederhopste. Kitambas Leopardenfell und scharlachrote Toga flogen, und ein allgemeiner Jubel spendete ihm Beifall.

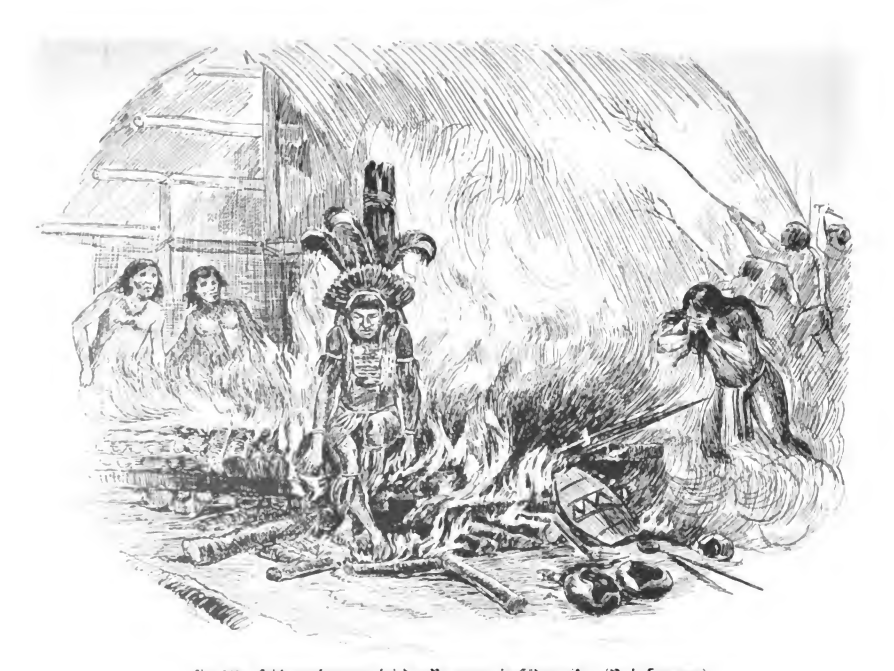


Fig. 169. Leichenverbrennung bei den Rucuyenne in Südamerika. (Nach Creveaux.)

Namentlich die Kinder schrieen laut und lustig, brachen schnell Blätterzweige von den Bäumen und hüpften hinter ihrem alten Oberhaupte her, indem sie mit den Blätterzweigen peitschend Staub aufwirbelten.

In derselben Weise wurden hierauf noch etwa 20 der Anwesenden aufgefordert, dem Toten tanzend Bescheid zu thun, ganz zuletzt auch seine Mutter, eine gräßlich anzuschauende, schmutzige Greisin und der blinde Dorfkrüppel. Der schöne Kischinta trat mit Pfeil und Bogen auf und tanzte einen Kriegstanz, wie wenn er die Versammelten bekämpfen wollte, und auch ihm schlossen sich mit viel Geschrei die Kinder an und schwangen kriegerisch die Blätterzweige. Schließlich kniete der Kischinta vor Kitamba nieder, bot ihm seinen Bogen dar, worauf dieser an der Sehne zupfte.

Mittlerweile war es spät geworden. Der Abend dunkelte und das ferne Donnern schien immer näher zu rücken und endlich ernst zu machen. Ohne weiteres Ceremoniell wurde der Tote, begleitet von kaum einem Dutzend junger Männer, fortgetragen, jenem Haine mit drei hohen Palmen zu, der als Begräbnisplatz des Dorfes diente. Die Versammlung löste sich auf und wir gingen nach Hause.

Aufgerollt liegt vor uns das große Problem, die große Thatsache der zweiten Epoche der menschlichen Weltanschauungsgeschichte. *Die Menschen wissen noch nichts von der Selbstverständlichkeit des Todes, sie wissen es noch nicht, daß der Mensch sterben muß.*

Und jedes Mal wieder, wenn einer aus ihrer Mitte geschieden ist, wenn der Bursch kalt, stumm und vermodernd daliegt, dann zermartern sie wieder das Gehirn, dann durchstöbern sie wieder alle Bande der Freundschaft und Feindschaft, dann durchwühlen sie wieder alle Teile der bekannten und unbekannten Natur, um nur die Antwort auf die Frage zu finden:

„*Woran* starb gerade *der* da?“

Sie wissen es nicht, daß die Menschen sterben müssen, sonst würden sie fragen:

„*Warum* sterben *die* Menschen?“



Das Gespenst.

Der Begriff Sterben, das Wissen des Todes, die Vorstellung vollständiger Vernichtung des Lebendigen, der Gedanke, daß es möglich sei, irgend ein Mensch, der heute noch lustig und heiter unter uns weilt, könne morgen absolut tot sein, — das alles sind Dinge, die der animalistischen Anschauungsperiode, etwa den Buschmännern, wie wir sie in ihren Erzählungen kennen gelernt haben, absolut und vollständig fehlen. Es sind dies die Dinge, um die der Mensch in der zweiten Periode der Weltanschauungsgeschichte gerungen hat, die in dieser Zeit, in der Zeit des Manismus, aufgedämmert sind.

In der ersten Periode fand der Mensch sich mit seinem Toten sehr einfach ab. Er warf ihn bei Seite, grub ihm nicht einmal ein Grab. Das einzige, was er that, war, daß er einige Steine über die Leiche warf. Das ist wohl der Ausdruck eines unklaren Furchtgefühles.

Ein Buschmann der Kalahari erzählte einem Offizier unserer Schutztruppe, er würfe auf jeden derartigen Steinhaufen, wenn er ihn beim Jagen anträfe, einen weiteren Stein. Denn wenn der Tote nicht von Steinen bedeckt sei, so wäre es sehr leicht möglich, daß er wieder aufstände und „das ist nicht gut". Wenn aber die Leiche mit Steinen bedeckt sei, so könne sie nicht wieder in ihrer alten Gestalt zurückkehren, sondern müsse irgendwie als Jagdwild wiederkommen und „das ist gut".

Die Völker der manistischen Periode, der Ahnenverehrung, sehen die Sache ganz anders an. Bei diesen fängt in dem Momente, in dem der Zwerg einfach den abgebrauchten Menschen wegwirft, zunächst einmal ein Fragen an, das sich auf das „Wie" und „Wodurch" bezieht. In welcher plumpen Weise diese ersten dunkeln Vorstellungen vom Tode sich äußern, belegen die Ereignisse des vorhergehenden Kapitels besser, als ich persönlich darzulegen vermag. Vor allem tritt immer die eine Frage auf:

„Auf welche Weise ist die Seele aus dem Körper herausgekommen?“

In den meisten Fällen lautet die Antwort auf Zauberei, oder nennen wir es besser auf „Seelendiebstahl“. Es liegt der ganzen Anschauung der Begriff zu Grunde, daß Körper und Seele zwei Sachen sind, die man ja allerdings im allgemeinen zusammen antrifft, die aber absolut nicht immer zusammen und gemeinsam aufzutreten brauchen.

O, absolut nicht.

Eine Seele kann jederzeit den zugehörigen Körper verlassen. Man träumt z. B., man wandele in einem fernen Lande. Na, da ist es doch ganz klar für den Neger, daß die Seele sich nachts ein Privatvergnügen geleistet hat und einmal ohne den plumpen Kerl, den Körper, ins Freie entwischt ist. Es ist ja nicht gerade wünschenswert, daß dies allzuhäufig passiert, aber wenn es einmal so vorkommt, — nun, man muß der Seele auch mal ein bischen Urlaub geben.

Weit schlimmer ist es, wenn das Unangenehme passiert, daß etwa zwei Seelen in einen Körper geraten. Das ist etwas sehr Peinliches. In unserer naturwissenschaftlichen Weltanschauungsperiode nennen wir solchen armen Teufel „verrückt“ und betrachten ihn mit dem tiefsten Bedauern. Ganz anders ist das nun beim Neger. Für ihn ist es absolut sicher, daß entweder zwei Seelen in diesen einen Leib hineingeraten sind, oder daß eine fremde Seele sich seiner bemächtigt hat. Und dementsprechend behandelt man solche Leute.

Es kommt vor, daß die sogenannten Besessenen mit gläubiger Verehrung behandelt und hoch angesehen werden, daß man den Zerstörungswahnsinn als das Zeichen höherer geistiger Überlegenheit betrachtet und ihm allen Willen läßt. So hat ein derartiger Besessener — wie man die Leute nennt — vor drei Jahren im Gabungebiet systematisch ein ganzes Dorf angezündet, ohne daß ihn jemand hinderte. Die Dorfbewohner standen dabei und sahen zu. Sie wagten nicht einmal ihr Eigentum zu retten. Als die Regierungstruppen kamen, gab es einen heftigen Streit und die Festnahme des armen Wahnsinnigen hätte um ein Haar einen Krieg herbeigeführt.

Noch schlimmer wäre ein ähnlicher Fall abgelaufen, wenn der betreffende französische Offizier den Besessenen nicht bei Zeiten erschossen hätte. In diesem Falle wollte der Wahnsinnige nämlich sein eigenes Kind erschießen. Die Fan waren sehr erstaunt, daß der Europäer dies nicht duldete, sie meinten, der Besessene habe im Laufe der letzten Jahre schon öfters derartige Anfälle gehabt und mehrere Kinder ums Leben gebracht. Das habe aber weiter garnichts zu bedeuten gehabt, außer gerade in diesen Momenten sei der Mann sehr vernünftig und tüchtig gewesen. Es sei ihnen überhaupt recht gut ergangen, weshalb sie annähmen, daß in dem Besessenen ihr verstorbener Häuptling Tscholokke seinen Aufenthalt nähme, um sich einen Spielgefährten zu erjagen.



Fig. 170. Speisung Verstorbener (Totenopfer) bei den Indianern. (Nach Yarrow.)

Es ist ganz natürlich, daß man dem entsprechend bei dem Tode eines Menschen annimmt, die Seele habe den Körper verlassen, — sei es, weil sie es satt war, auf dieser Erde sich zu ärgern (das wird oft als Todesursache angegeben), — sei es, weil ein anderer die Seele gestohlen habe. Das letztere ist das Häufigste und daher die besonders im westlichen Afrika fast ausnahmslos abgehaltenen Totenbefragungen. Auf diese Weise nur gelingt es, Scenen, wie sie im vorigen Kapitel geschildert sind, zu verstehen. Leider allzu häufig nehmen diese Totenbefragungen ein grausiges Ende. Zuweilen muß der ganze Stamm den Giftbecher leeren. Jeder, der das Genossene wieder erbricht, ist von dem Verdacht des Seelendiebstahls befreit. Wehe aber dem armen Kumpan, der das Gift im Leibe behält. Auf seinem Haupte bleibt die Klage auf Mord oder vielmehr Seelendiebstahl ruhen. Er

wird gemeiniglich dem Gestorbenen ins Jenseits nachgesendet, „um auf diese Weise die gefangene Seele jenes wieder zu befreien“.

„Jeder Tod hat auf diese Weise zum mindesten einen Mord zur Folge“, sagte mir ein Reisender der Elfenbeinküste.

Die zweite Frage der manistischen Weltanschauung ist eine viel kompliziertere:

„Was wird aus der Seele des Toten?“

Wenn ich sage, daß die Neger auf tausend verschiedene Arten hierauf antworten, so wird das nicht übertrieben sein. Es hat deshalb keinen Wert, alle Antworten einzeln wiederzugeben, — das ist gar nicht möglich. Wir können weiter nichts thun, als die Antworten zu großen Gruppen ordnen und die Beziehungen zwischen den allgemeinen Vorstellungen aufzusuchen. Bei den Antworten, bei den Gedanken über die zukünftige Seelenwohnart und -wohnstatt läßt sich der Mensch ebenso durch die Empfindungen beeinflussen, wie dies bei der Form der Leichenbergung und -behandlung resp. Bestattung stattfindet.

Einerseits nämlich hat der Neger eine unendliche Furcht vor den grauenhaften übermenschlichen Kräften, dem Geistervermögen der abgeschiedenen Seelen. Darum: Fort, fort mit ihnen, — darum ein beständiges Bestreben, sie in guter Laune zu erhalten, ihren Grimm zu versöhnen.

Andererseits aber Erstaunen darüber, daß die Seelen jener so körperlos zu existieren vermögen, — denn daß sie existieren, darüber kann es keinen Zweifel geben. Die Menschen dieser Epoche haben den stärksten Wunsch, diese unendlich kräftigen körperlosen Geister dienstbar zu machen, oder aber selbst deren Eigenschaften zu erlangen.

Dieses sind die beiden Motive, welche überall aus dem Gewirr der manistischen Anschauungen erklingen. Um die Verstorbenen fern zu halten, geht man recht gütlich mit ihnen um. Sie bekommen Speise und Trank, sie erhalten kleine Hütten, und man widmet ihnen auch mehr oder weniger fröhliche „Reisefeste“.

Ja Reisefeste, wenn man auch richtiger sagen würde Abreisefeste. Das will ich des näheren erklären.

Solange die Leiche noch im Trauerhause oder überhaupt über der Erde liegt, so lange schwebt natürlich die Seele noch um den Körper herum. Solange sie sich aber in der Nähe befindet, kämpfen die Menschen auch noch mit der ärgsten Gespensterfurcht. Deshalb wird geflennt und geklagt, und da dies den Hinterbliebenen, zumal wenn sie von guter Familie sind, zu langweilig ist, so werden Klageweiber engagiert, die für ein gutes Essen und einen erquickenden Trunk sowie auch für ein gutes Stück klingender oder nicht klingender



Fig. 171. Totenfest bei den Rucuyenne in Südamerika. (Nach Crevaux.)

Münze so lange heulen, kreischen und jammern als die Leiche noch über der Erde ist. Oftmals dauert das wochenlang bis zur Bestattung. Kommt nun der Tag der Beisetzung, so ist ein gut Teil der Menschen dieser Weltanschauungsepoche so pfiffig, entweder den Toten in der eigenen Hütte zu begraben und diese, um mit ihm nicht wieder in Kollision zu kommen für immer zu verlassen, oder aber sie brechen einen Teil der Hüttenwand ein und tragen ihn wie am Schari mit verbundenen Augen auf dem Magen liegend mit den Füßen zuerst durch das Loch in der Hütte heraus, worauf dann

das Loch wieder geschlossen wird. Die Leute am Schari sagten, auf das Gesicht legten sie die Leiche und die Augen verbänden sie ihm, damit der Geist nicht wüßte, welchen Weg sein Körper nehme. Mit dem Kopfe aber trügen sie ihn zuerst heraus, damit, wenn er auf die Wanderschaft ginge, er gerade in entgegengesetzter Richtung zu seiner heimatlichen Wohnstätte von dannen pilgere.

Hierbei soll sich einmal ein lustiger Vorfall ereignet haben. Ein Mann, der von seiner Frau immer arg gepeinigt worden und über den Verlust seiner edlen Ehehälfte sehr entzückt war, beschloß, sich noch nach ihrem Tode an ihr zu rächen. Auf welchen pfiffigen Einfall kam nun der Mann?

Nun, er ließ einfach die Binde an der Leiche, als sie in das Grab gelegt wurde.

Der Mensch ist ein Gewohnheitstier — das sollte auch unser Bua erfahren. Sicher ist, daß nach einiger Zeit ihm die Hütte sehr leer wurde und wohl auch aus sonstigen Gründen ihm etwas ängstlich zu Mute wurde, festgestellt ist ferner, daß der Mann allmählich an Gewissensbissen zu leiden anfing, daß ihn fürchterliche Träume quälten, und daß ihm seine Frau als entsetzliches Gespenst erschien. So schlich denn der Edle zu einem Priester, um mit diesem die Ausgrabung der Frau zu vereinbaren und das Tuch wieder von den Augen zu nehmen. Es erschien nämlich dem Manne als ganz selbstverständlich, daß, da die Leiche noch die Augenbinde hatte, deren Seele fraglos keine Nahrung finden ergo hungern und summa summarum deshalb den Ehegatten im Schlafe quälen müsse.

Sie gingen hin und gruben die Erde wieder auf, doch wie erstaunten beide, als der Kopf nicht mehr da war, und als sich nun ergab, daß inzwischen ein europäischer Forscher von einem Vierten den Schädel für ein englisches Museum gekauft hatte. Tableau!

Doch ich verliere den Faden; ich sprach von Abreisefesten.

Wenn der Mensch begraben ist, zieht auch seine Seele von dannen, teilweise in das Grab, teilweise vielleicht auch in ein besseres Jenseits. Jedenfalls zieht sie fort, und das ist ein Grund zur Freude. Man erleichtert ihr die Reise auf jede Weise. In Yoruba singt der Priester sogar ein Gedicht ab, in dem der Seele vorgestellt wird,

wie glücklich sie sei, daß sie nunmehr in das schöne Jenseits gelange, — wie außerordentlich schön es im Jenseits wäre, — wie schrecklich eigentlich das Erdenleben doch sei, — wie wundervoll die Hinterbliebenen durch allerhand Opfer und Grabbeigaben für ihr glückliches zukünftiges Leben gesorgt hätten, — wie sie also alles in allem gar nichts Besseres thun könne, als möglichst umgehend in die schönere Welt abzufahren. Sollte sie aber, — so endet der Priester seinen Sang, — sollte sie aber etwa zurückkehren und die Menschheit durch Mißernte, Krankheit und andere Not schädigen, dann besitze diese Menschheit auch die Macht dazu, sie zu vernichten, dann nämlich würde man den Körper ausgraben und verbrennen. Danach sollte sie sich gefälligst richten!

Sicherheitshalber feiert man übrigens an einigen Orten nicht nur ein persönliches, sondern auch ein allgemeines zusammenfassendes, sozusagen dorfreinigendes Abreisefest. So in Alt-Kalabar an der Nigermündung. Hier wird nämlich alle zwei Jahre die Stadt von allem bösen Gesindel gereinigt, welches nach Ansicht der Autoritäten von ihr Besitz ergriffen oder sich eingenistet haben könnten. Dies Fest heißt Judok.

Zu einer bestimmten Zeit wird eine Anzahl Figuren, sogenannte Nabikems, hergestellt und hier und da in der Stadt verteilt. Diese Figuren werden aus Stäben und Bambusgeflecht hergestellt, repräsentieren Vögel, Vierfüßler und auch wohl Menschen, die dann mit einem herrlichen alten Strohhute auf dem Kopfe, einer Pfeife im Munde und einem Stock in der Hand, gleichsam also zur Reise gerüstet, ausstaffiert werden. Nach der Anschauung der Neger haben diese Gestalten für Geister etwas außerordentlich Anziehendes, weshalb unser Autor diese Geister selbst für außerordentlich geschmacklos erklärt.

Kommt nun die Nacht der allgemeinen Austreibung heran, so sollte man meinen, die ganze Stadt wäre verrückt geworden. Die Bevölkerung ißt und trinkt festlich und zieht dann in Gruppen aus, um in alle leeren Winkel zu schlagen, als ob dort empfindende Wesen zu verjagen wären. Dabei machen sie Halloh aus Leibeskräften; Schüsse knallen. Die Nabikems werden mit Gewalt umgerissen, in Brand gesteckt und in den Fluß geworfen. Die Orgie

dauert bis zur Morgendämmerung und die Stadt ist dann für weitere zwei Jahre von Geistern befreit.

Herrlich ist übrigens die Anschauung resp. Formalität der Kawanda im südlichen Kongogebiet, die den Toten erst liebenswürdig behandeln, ihn aber kurz vor der Beisetzung auf den Magen legen und ihn auf den Körperteil, den man in der Schriftsprache gemeiniglich als Rückenverlängerung zu bezeichnen pflegt, ordentlich verprügeln, „damit er gleich von vornherein wisse, was ihm blühe, wenn es ihm etwa einfallen sollte, seine Hinterbliebenen irgendwie zu belästigen".

Es erinnert mich diese Ceremonie lebhaft an den Vater, der seinem erschrockenen Söhnlein, als dieses das erstemal in die Schule ging, plötzlich und unerwartet aus heiterem Himmel heraus eine schallende Ohrfeige versetzte und dazu die klassischen Worte sprach:

„Nun weißt Du, mein Sohn, was Deiner harrt, wenn Du sitzen bleibst."

Schädeldienst und Schädeljagd.

Wenn das Naturvolk seine Toten hinausträgt und in einer Grube begräbt, so verscharrt es dieselben, weil es mit ihnen nichts zu thun haben mag. Es ist das also eine Folge der Gespensterfurcht. Zu solchem Verfahren führt der Sieg der Furcht vor den Toten.

Siegt dagegen die Liebe und der Respekt, das Bestreben, mit ihnen in Beziehung zu bleiben, dann tritt das umgekehrte Verfahren ein, dann wird der Tote nach Möglichkeit konserviert. Da nun die Naturvölker beständig zwischen

Totenfurcht und Totenverehrung schwanken, so zittern auch alle Bestattungsgebräuche zwischen Leichenvernichtung und Leichenerhaltung. So kommt es, daß die extremsten Empfindungen die kompliziertesten und außerordentlich häufig sich radikal widersprechenden Sitten und Vorstellungen hervorbringen.

Wenn ich im vorigen Abschnitte hauptsächlich dem Gefühle der Gespensterfurcht in der Darstellung der Seelenvertreibung Rechnung trug, so will ich in diesem Abschnitte die Konservierung, die Erhaltung der Leichen, das „Festhalten" der Seelen behandeln.

Gipfelt die Gespensterfurcht in der Totenvernichtung, so erreicht die Toten- und Ahnenverehrung ihren Höhepunkt im Schädel- und Reliquiendienst. Wirft der eine die Leiche fort resp. verscharrt er sie, so sucht sie der andere nach Möglichkeit zu erhalten. Daher das auf der ganzen Erde verbreitete Mumifizieren. Letzteres wird auf verschiedene Weise erzielt. An einigen Orten legt man die Leichen auf Gestelle und zündet unter ihnen in entsprechender Entfernung ein Feuer an. Anderen Ortes bestreicht man den toten Körper mit bestimmten Flüssigkeiten, die die Haut zäh und lederartig machen. Mumien erwachsener Menschen von der Torresstraße sollen geradezu federleicht sein.



Fig. 172. Mumie von Darnley Island in der Torresstraße. (Nach einer im „Globus" wiedergegebenen Photographie.

Wenn das Mumifizieren auch häufig ist, so hat es sich unter den Naturvölkern doch bei weitem nicht so eingebürgert wie der Reliquiendienst.

Es ist das ganz natürlich. Während die Leiche verwest und vermodert und so nicht nur die Eigenart schwerer Erhaltung, außerdem die ekelhaften Eigenschaften sich zersetzender fleischlicher Weichteile hat, ist es nicht schwer, einzelne Knochen und zumal den Schädel aufzubewahren. Nun hat schon bei dem Lebendigen jeder einzelne Körperteil die gleichen Eigenschaften wie der ganze Mensch, d. h.: was man einem einzelnen kleinen Teilchen zufügt, mag sich nach

der Anschauung der Naturvölker leicht auf das Ganze übertragen. Wenn daher der westafrikanische Neger Haare oder Nägel abschneidet, so mag es leicht vorkommen, daß ein feindlich gesinnter Mann, wenn er diese Körperabschnitte findet, dieselben und damit den einstigen Besitzer verzaubert. Darum werden solche Körperabschnitte sorgfältig vernichtet. — Andererseits fußt die Sitte der Blutsverbrüderung, d. h. gegenseitigen Blutabsaugens auf der Anschauung, daß in Zukunft jeder von den beiden gleiche Empfindungen wie der andere, aber außerdem Macht über dessen Willen und Gedanken gewinnt.

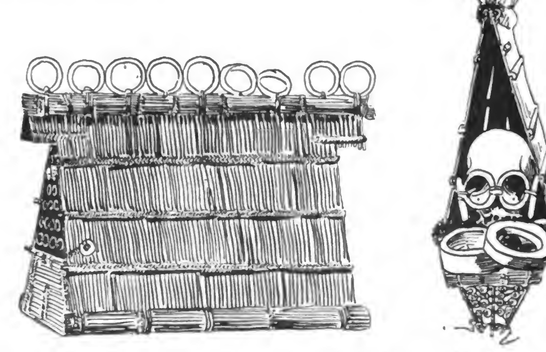


Fig. 173 und 174. Begräbnishüttchen, enthaltend den Schädel eines Häuptlings von den Salomonen. Von der Seite und von vorn. (Britisches Museum in London.)

Also bewahrt man vom Toten nur einige Teile, etwa einige Armknochen, einige Finger, Nägel oder am häufigsten den Schädel. Außerordentlich charakteristisch für die Entwickelung dieser Anschauungsrichtung sind Bestattungssitten der Insulaner in der Torresstraße.

Die Leiche wird zunächst auf ein Lattenwerk gelegt, das wagerecht auf vier Pfosten ruht. Die Flüssigkeit des Körpers wird herausgedrückt, dann nach langer Zeit der Kopf, auch wohl einige Schulterblätter oder Beinschienen abgetrennt und der Rest vergraben

oder in das Meer geworfen. Danach giebt es einige Totenfeste. In Schilfbündel vermummte Gestalten führen allerhand Ceremonialtänze auf. Sie repräsentieren die Verstorbenen. Ein wichtiger Gebrauch ist es aber, daß der Schädel in feierlicher Weise den Hinterbliebenen überbracht wird. Es kommt vor, daß derselbe auf die alte Ruhestatt des Verstorbenen des Nachts gebettet wird, sodaß er zwischen seiner Familie zu schlafen scheint wie zu seinen Lebzeiten, bis endlich der Familienvater oder das Familienoberhaupt den Schädel unter den eigenen Kopf als Kopfkissen legt.



Fig. 175. Mundruku Südamerikas mit Kopfmumie. (Nach Barboza-Rodriguez.)

Aber es kommt noch viel Bedeutsameres vor. Wenn auf Mabiae bei Kap York einige Monate nach der Bestattung die Knochen des Verstorbenen wieder ausgegraben werden, so tritt der Häuptling mit dessen Schädel in den Kreis der Männer. Nun ist ihm alles, selbst Totschlag erlaubt, weil er im Namen des Toten handelt. Hieraus spricht schon deutlich der Sinn, der dem Schädel innewohnt, daß nämlich die Seele des Verstorbenen in der Hand des Schädelbesitzers thätig ist. Noch bezeichnender ist die Sitte der Neupommeraner, die ich oben erwähnte, die Verwendung der Kinakinau. (Vergl. Abbildung Seite 35.) Denn wenn sie den Unterkiefer eines Toten als Schutzgeist beim Stehlen ansehen, so kommt dies sicher daher, daß die Neupommeraner einstmals geglaubt haben, die Seele des einstigen Besitzers dieses Unterkiefers sei ihnen bei ihrem Unternehmen behülflich.

In Anbetracht dieser Anschauung ist der ganze Reliquiendienst außerordentlich durchsichtig und verständlich. Es nimmt uns nicht Wunder, wenn wir hören, daß man zumal die Schädel ausgezeichneter

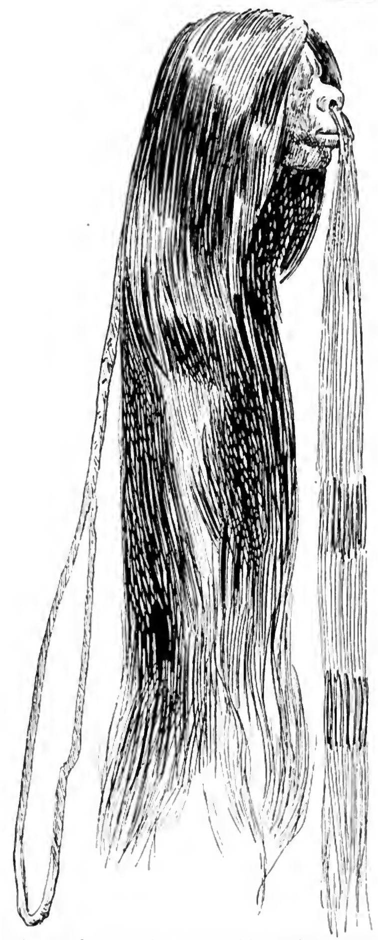


Fig. 176. Schädelmumie der Jivaroindianer (Südamerika). Eingetrocknete Kopfhaut. (In Privatbesitz in Stuttgart.)

Menschen mit besonderer Sorgfalt aufbewahrt hat. Es ist dabei vorgekommen, daß man einem verstorbenen angesehenen Manne den Kopfabschnitt und denselben auf eine zu diesem Zwecke untergelegte Quantität Kreide auströpfeln ließ; daß man dann mit dieser Kreide, welche während des Zersetzungsprozesses den Saft aus dem Kopfe aufgesogen hat, sich die Stirn einrieb; daß die Leute der Ansicht waren, der Geist jenes Toten ziehe so unter die eigene Hirnschale. Wilson hat selbst Derartiges an der Südguineaküste erlebt.

Wenn derartige Anschauungen einmal festen Fuß gefaßt haben, dann ist es bis zu den unglaublichsten Vorstellungen kein besonders weiter Schritt mehr, — dann liegt vor allen Dingen das nächste, was wir jetzt hören wollen, durchaus auf dem Wege derartiger Entwicklung.

Schädelmasken! — Man denke Masken aus Schädeln!

Wer von uns, die wir in fröhlicher Faschingszeit ein Heil und ein Hoch der tollsten Narretei darbringen, — die wir im Kleide der Maske heute nichts mehr weiter sehen, als das Außenschild und den Deckmantel fröhlichsten Schelmentumes, — wer von uns mag wohl je daran gedacht haben, daß, als diese Maske, der Begriff der Maske entstand, sie hervorwuchs aus dem grauenvollsten und fürchterlichsten Geheimnisse des Menschengeschlechtes, nämlich aus dem Totendienste, aus einer Kultusübung, deren Sinn darin lag, den Geist der Verstorbenen in sich aufzunehmen.



Fig. 177. Schädel, Gottheit der Ibo, eines Stammes am unteren Niger. (Privatmuseum in Lyon.)

Es ist eine rasend phantastische Idee, eine so grauenvolle Vorstellung, daß man meinen möchte, es könne nicht möglich sein, sie in das Thatsächliche zu übersetzen. Und doch ist es so.



Fig. 178. Erbeuteter und ausgestellter, mit einer Batate im Munde ausgeschmückter Chinesenkopf von Formosa. Die Formosaner sind eifrige Schädeljäger, die aufs Eifrigste ihre bezopften Feinde verfolgen. (Nach Fischer.)

Die Bewohner unseres Koloniallandes Neupommern haben in früheren Zeiten die Schädel ihrer Anverwandten zerteilt und zwar derart, daß der Hinterkopf ganz wegfiel. Nachdem von dem Vorderteile alle Weichteile entfernt und der Unterkiefer fest angeschlossen war, wurde durch eine

Kittmasse aus Kalk das Gesichtsbild wieder hergestellt und dieses bemalt, an den oberen Unterkieferenden ein kleines Querstöckchen angebracht und nunmehr die Maske mit den Zähnen gepackt. Indem nun der Papua mit dieser Maske aus dem Schädel seines Verwandten tanzte, nahm er wohl an, daß in der wilden Aufregung, die sich in der Hitze der Bewegungen seiner bemächtigte, der Geist jenes vielleicht längst begrabenen Toten sich in ihn herablasse.

Diese Masken, von denen ich wenigstens eine nebenstehend abbilden will, waren übrigens gerade im Verschwinden begriffen, als die Europäer sich in Neupommern niederließen.



Fig. 179. Trompete aus einem Schädel, Trophäe brasilianischer Indianer. (Nach spanischem Holzschnitt.)

Von der Verehrung der Schädel, Knochen, Zähne 2c. der eigenen Angehörigen, die wie gesagt dem Bestreben entstammen, die Geister der Verwandten in der Nähe zu behalten, muß man die Elementargedanken der weit verbreiteten Schädeljagd getrennt halten. Vor einigen Jahren hat ein französischer Offizier der Batekestation nordwestlich des Kongo eine Expedition nach Osten unternommen und bei dieser Gelegenheit interessante Aufklärungen erlangt, die uns die überaus grausame Sitte verständlich machen.

Schon zu Lebzeiten sucht ein reicher Mann der Babangi einiges von seinem Besitztume in das Jenseits voraus zu senden. Es handelt sich dabei hauptsächlich um das lebendige Besitztum, denn ein Babangikaufmann sieht seinen Stolz darin, möglichst viele Sklaven zu besitzen. Wenn also der Mann gute Geschäfte gemacht hat, so lädt er eines Tages das ganze Dorf zu einem Festessen ein. Das Festessen kostet ihn nicht viel, denn den Palmwein bringt ein jeder selbst mit, und das Essen wird gewonnen, indem zu Anfang der Festlichkeit die ganze Genossenschaft einen Fischzug unternimmt, der bei dem Fischreichtum dieser Ströme für mehrere Tage Proviant ergiebt. Essen und Trinken ist demnach nicht die eigentliche Ursache resp. der Zielpunkt der Fröhlichkeit.

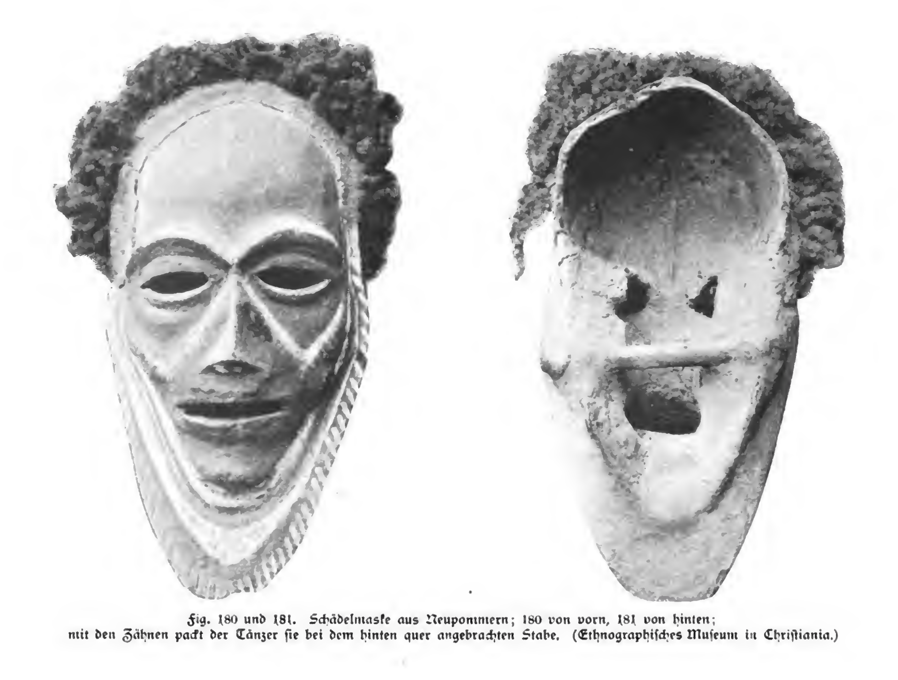


Fig. 180 und 181. Schädelmaske aus Neupommern; 180 von vorn, 181 von hinten;
mit den Zähnen packt der Tänzer sie bei dem hinten quer angebrachten Stabe. (Ethnographisches Museum in Christiania.)

Das, worauf alles gespannt wartet, trägt sich erst am zweiten oder dritten Tage zu; das ist die Opferung eines Sklaven. Es wird nicht vorher gesagt, wer der Unglückliche ist. Das Wesentliche liegt darin, daß der Mann mitten aus dem Kreise der Festgenossenschaft heraus dem Tode überantwortet wird. Entwischt er noch im letzten Momente, so ist er für alle Zeiten vor diesem Tode gerettet. Fällt er aber unter dem Henkersmesser, so jauchzt die ganze Menge, ein stürmischer Jubel bricht aus, man preist den Besitzer des Sklaven glücklich, daß es ihm gelungen sei, einen Gefolgsmann für seine zukünftige geistige Haus- und Hofhaltung gewonnen zu haben.



Fig. 182. Hinrichtung von Sklaven oder Kriegsgefangenen am mittleren Kongo. (Nach Coquilhat.)

Vor den Häusern der wohlhabenderen Babangi sieht man meistenteils hohe Stangen aufgerichtet, von welchen herab die mehr oder weniger verblaßten Schädel derart ermordeter Sklaven herabgrinsen. Der Kaufmann nimmt übrigens diesen Weg geistiger Materialbeschaffung, weil er seine Erben ganz genau kennt. Er weiß recht wohl, daß, wenn er einmal stirbt, seine Rechtsnachfolger und Erben sich sehr wohl hüten werden, dem Erblasser, wie es früher Sitte war, noch Menschenleben ins Jenseits nachzusenden. Die Erben denken vielmehr:

„Warum soll ich noch Sklaven dem Manne dort nachsenden, wo wir doch selber sie für unser Seelenheil ganz gut gebrauchen können?“ —

Darum also sorgt der Babangi lieber für sich selbst, und er weiß, daß die Sklaven, die er selbst hingerichtet hat, ihm in das Jenseits folgen und dort für ihn arbeiten werden, da deren Schädel nach seinem Tode auf sein Grab gesteckt werden.

Reeller und anständiger benehmen sich die benachbarten Wafang. Desgleichen sind ja auch die Völker des ostindischen Archipels recht erfreulich für das Seelenheil und eine angemessene Seelenausstattung ihrer Verwandten bedacht. Wer hat nicht von dem berühmten Koppensnellen gehört!

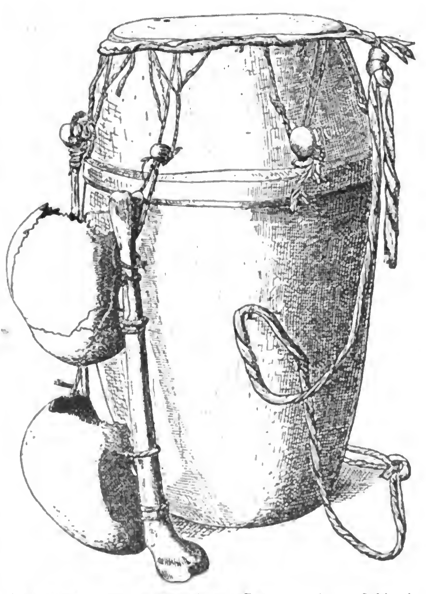


Fig. 183. Trommel mit Schädeln aus Togo. (Nach von Luschan.)

Unten im Dorf ist einer gestorben. Da schleichen die Verwandten leise durch das Dickicht an den Wegen hin, zu den Wasserplätzen und Bienenstöcken des benachbarten Dorfes — da kauern sie mordgierig stunden-, tage-, ja wochenlang im Buschwerk und harren, daß ein Mann, ein Weib oder gar nur ein Kind des Weges kommen möchte. Und naht irgend ein unglückseliges Wesen, dann zuckt der totbringende Stahl durch die Luft, dann spritzt eine

Blutwelle über das jungfräuliche Grün — dann schleicht der Mörder wieder heim, um sich lobpreisen und bejubeln zu lassen. Denn er hat etwas Großes gethan! Er hat ja einem Verstorbenen eine Seele gewonnen.



Fig 184. Trompete mit menschlichen Unterkiefern aus Togo. (Nach von Luschan.)

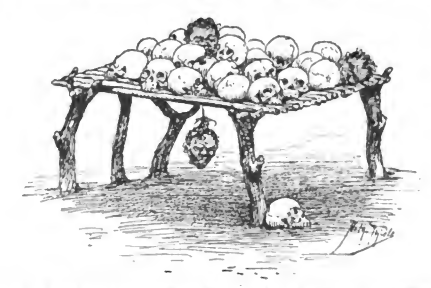


Fig. 185. Gerüst mit Menschenschädeln. Trophäe in Bunkeia, Kongoquellgebiet. (Nach Stairs.)

Und vielleicht war es nur eine Kinderseele!

In diesem Schädeljagen, in diesem Menschenopfern mag also ein größerer Gedanke ursprünglich geschlummert haben, ein in seiner Weise zu schätzendes Gefühl der Fürsorge für die verstorbenen Angehörigen; wie es sich dann aber später entwickelt hat, ist es der Quell unsagbaren Elends und unglaublicher Menschenvertilgung geworden. Denn die Mordlust ist durch die Schädeljagden gezüchtet und fast sanktioniert worden. Ein elendes Rittertum hat sich herausgebildet.

„Ich habe vier Köpfe geschnellt.“

„Ich sieben.“

So hörte ein Missionar auf Borneo zwei Leute sich unterhalten. Und einige Wochen später, da war der zweite arme Tropf



Fig. 186 Schädeltanzplatz der Tagalen auf den nördlichen Philippinen. (Nach Photographie.)

still und bleich. Die Dorfgenossen haben seine Leiche aus dem Flusse aufgegabelt. Es war aber kein Kopf mehr daran. Da wußten sie und auch der Missionar, daß der andere nun fünf Schädel besitze.

So tritt die Sammelwut dazu.

Man muß also sehr wohl Schädelverehrung und Schädeljagd in seinen verschiedenen Wurzeln unterscheiden. Grauenvoll ist aber jedes von den beiden.



Fig. 187. Irokesen mit Skalpen (*f* und *e*), sowie einem Gefangenen (*b*) von dem Kriegszug heimkehrend. Der Gefangene ist mit Stricken gebunden (*d*). Eingeborenenzeichnung bei Mallery.

Ahnendienst und Fetischismus.

Jetzt schwebt die Seele frei im Jenseits umher. Aber wo ist dies Jenseits?

Wenn der Mann im Schatten eines Baumes, im Wurzelwerk eines Boabab, vielleicht auch in einem hohlen Stamme bestattet wurde, dann liegt es nahe, im Rauschen der Zweige die Stimme des Verstorbenen zu suchen. Dann hängen die Kinder der Natur allerhand kleine Opfergaben, Kürbisschalen mit Speise und Trank, kleine Holzschnitzereien, Geräte des alltäglichen Lebens darstellend, in dem Astwerk auf, dann blicken die Vorübergehenden scheu zur irdischen Wohnstätte des Abgeschiedenen, so sie an dem Baume vorbeikommen, oder auch ein Hinterbliebener, ein Sohn oder eine Tochter suchen den Riesen auf, um in seinem

Schatten das Herz auszuschütten, eine stille Bitte zu murmeln oder auch um zu weinen.

Kommt ein weißer Reisender vorbei, sieht den Hügel unter dem Baume, die Kallebassen in den Zweigen, so schreibt er in sein Tagebuch: „Fetischbaum“.



Fig. 188. Ahnenbild der Baluba. (Im Besitze des Verfassers.)



Fig. 189. Ahnenbild der Bakundu. (Im Besitze des Verfassers.) Doppelfigur.

Vielleicht auch, daß der Stamm, als er in dieses Land kam, über einen Fluß setzte. Dann mag es vorkommen, daß wie im Bagosgebiet die Toten an diesem Ufer beigesetzt, oder daß sie direkt in die Wellen geworfen werden, damit sie so auf dem Wege in jenes Land sind, in dem der Stamm früher ansässig war. Die Seelen sehnen sich immer dahin, wo die Altvorderen saßen. Der Fluß, der die Leiche aufnahm, ward heilig. Opfertiere wurden hineingeworfen, die Krokodile, die sich in seinen Fluten wälzen, als Heilige angesehen, — denn sie leben in heiligen Gewässern.

Die Bagos nennen den Fluß: „Den Weg der Väter“.

Den Krokodilen rufen sie zu: „Freunde der Väter“.

Kommt nun ein Europäer, kreuzt in Eile die Bagoslande, sieht, wie sie Schweine hineintreiben, die dann von den Krokodilen verzehrt werden, schreibt er über den Ort:

„Großer Fetischfluß, Krokodile sind Fetische."

Auf dem Grabe wird oftmals eine Stange errichtet, die Stange mit ein paar Schnitten versehen, die ein menschliches Antlitz mehr andeuten als darstellen, das soll dann eine Wohnstatt des Toten sein. Die Stange bleibt nicht immer auf dem Grabe, sie bleibt auch nicht immer so roh. Seitlich und unten erscheinen lange Kerben, die die Glieder vom Körper trennen, Männlein und Weiblein werden unterschieden, — der Mensch schafft die Menschenfigur.



Fig. 190. Ahnenbild der Bakundu. (Im Besitze des Verfassers.) Wie in der vorigen Abbildung eine Darstellung zweier mit dem Rücken verwachsener Personen. In sehr scherzhafter Weise ist die eine derselben aber umgekehrt zur anderen dargestellt, sodaß bei dem Ahnenbild oben und unten ein Paar Füße sind. Steht der Eine auf den Füßen, dann steht der Andere auf dem Kopf. — Leider ist das Stück ein wenig zerstoßen.

Das fratzenhafte Gebilde bleibt nicht immer unter freiem Himmel stehen. Wie der Schädel des Verstorbenen ausgegraben und in der Hütte freundschaftlich aufgenommen wird, so findet auch das Ahnenbild, die hölzerne Statuette des Toten ein heimliches Wohnplätzlein in irgend einer Nische des Hinterbliebenen.

Das Holzbild ist nicht etwa nur ein Holzstück, es ist ein belebtes, lebendiges Wesen in seinem Inneren. Die Materie mag gar nichts wert sein, der Inhalt ist das Heiligste, was der Neger kennt.

Wie die Seele in das Holz kommt?

In dem Kopfe werdet Ihr eine mit irgend einem schmierigen Kleister angefüllte Öffnung finden. Der Kleister enthält ein paar Haare des Verstorbenen, einen Fingernagel oder derartiges. Das sind Reliquien, sind Teile vom Körper des Toten. Das ist die belebende Substanz.

Oder eine andere Sache. Nebenstehend (Fig. 192) bilde ich ein Ahnenbild aus dem holländischen Neuguinea ab. Der unverhältnismäßig große Kopf ist ausgehöhlt und ein Schädel eingesetzt, der wiederausgegrabene Schädel des Toten, der diese Holzstatuette beleben soll, — den diese Holzstatuette vorstellt. Man kann diese Belebungsidee nicht charakteristischer, nicht lebendiger zum Ausdruck bringen.

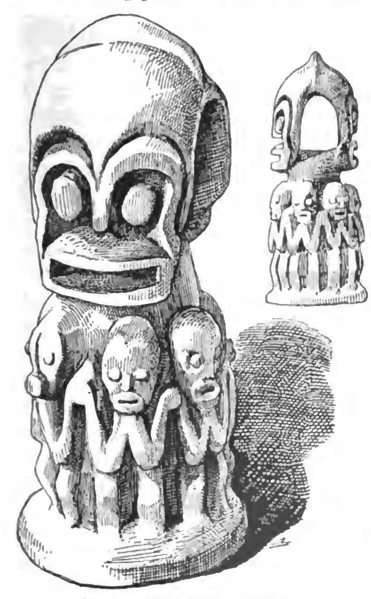


Fig. 191. Schnitzwerk der Bakundu. (Nach von Luschan.) Von zwei Seiten. Viele kleine Figürchen sind um die Basis eines janusartigen Bildwerkes aufgereiht.



Fig. 192. Ahnenfigur von Neuguinea. (Nach de Clercq und Schmeltz). Der Kopf ist ausgehöhlt und ein Schädel eingesetzt.

Es ist nicht selten, daß die Ahnenbildchen genossenschaftlich zusammengethan werden, d. h. sie werden zusammengebunden und treten so gruppenweise auf. Auf diese Weise wird der Dienst einfacher und der Begriff allgemeiner. Immerhin ist festzuhalten, daß diese Holzbildnisse, soweit ihr Ursprung und ihr

Bedeutung erforscht werden konnte und untersucht wurde, sich durchgehend als Ahnenbilder erwiesen haben. Die ganzen, künstlich aufgebauten Systeme der Idolatrie und des Fetischismus sind nicht etwa als Religionen bei den Eingeborenen, sondern von den Europäern geschaffen worden. Fragen wir nämlich: Wie entstand und was ist der

„Fetischismus?"

Das Wort „Fetisch" kommt aus dem Portugiesischen: „feititto" = Zauberei. Also nicht einmal das Wort ist afrikanisch. Wenn die Europäer sahen, daß der Neger ein Holzbildchen von der Wand nahm, dasselbe anblies, bespuckte, anmurmelte, daß er ihm kleine Speisereste anklebte, so sagte er sofort: „Das ist Zauberei." Man muß bedenken, in welcher Zeit der Glaube an den Fetischismus entstand, nämlich in der Zeit der ärgsten Hexenverfolgungen in Europa, im Mittelalter. Die portugiesischen Seefahrer waren es gewöhnt, daheim alles mit den Augen des an Hexerei und Zauberei glaubenden Menschen anzusehen. Denn unser Mittelalter glaubte fest an Hexen und Zauberer. Wir müssen

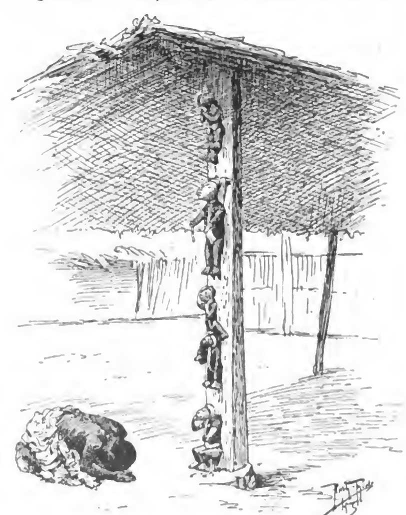


Fig. 193. Dachträger mit Menschengestalten. Loangoküste. (Nach Photographie.) Nach neuen Ermittelungen behaupten die Eingeborenen, daß unter dem Dache angesehene Menschen begraben sind.

uns gestehen, daß dieser Zug des Mittelalters demselben den Stempel geistiger Versunkenheit aufdrückt. Wir müssen also sagen, daß diejenigen, die den Fetischismus an der Westküste Afrikas begründeten, indem sie aus ihrem eigenen Verstande heraus die Handlungen und den Ahnendienst aus ihrer eigenen Auffassung heraus schilderten, — daß diese Leute damit eigentlich weiter nichts thaten, als den Negern das für alle Zeiten aufhalsen, dessen sie selbst sich hätten schämen sollen.

In Wahrheit steht der Manismus, der Ahnendienst unendlich viel höher als der Hexenglaube unseres Mittelalters.

Ich stehe nicht an, den unverfälschten Ahnendienst der Naturvölker, diese alles durchdringende Überzeugung von der Ewigkeit des Seelenlebens, diese Opferfreudigkeit, die immer zu Tage trat, wenn die Toten einer Sache bedurften, diese stille und tiefe und innigste Zuneigung zu den Toten — ich stehe nicht an, das alles als eine der herrlichsten Blüten zu bezeichnen, die je der Menschengeist gezeitigt hat. Ich habe so manches Mal schon bedacht wie viel wärmer doch diese Fürsorge für die Toten bei jenen ist als bei uns. Ich habe schon oft es empfunden, daß eine unendliche Wucht ein so tiefes Gefühl der Heiligkeit diese Menschen durchglüht, daß wir naturalistischen Wesen sie sicherlich nicht nachzuempfinden vermögen.

Es ist grauenerregend, wenn der Sohn seinem Vater für das Jenseits Menschen opfert, wenn das Weib sich dem toten Manne nach in die Grube stürzt, wenn eine Tochter zu nächtlicher Stunde das Grab ihrer Mutter aufwühlt, um deren Schädel zu erlangen, um den Schädel zu küssen, um den Schädel mit zartem Flechtwerk zu umgürten und immer mit sich herumzutragen. Sicher liegt etwas Wildes darin. Aber diese Wildheit ist großartig.

Ich verlange es, daß man von diesen Thatsachen ausgeht, wenn man sich ein Urteil über die Religion oder den „Fetischismus" erlauben will. Ich verlange, daß man endlich in der Beurteilung jener die Anschauungsfessel herunterreißt, die wir uns selbst als Erniedrigung unserer selbst und der Naturvölker im Mittelalter geschmiedet haben. Haben wir uns ein Bild der reinen unverfälschten Ursprungsgebilde in unseren Anschauungen gebildet, dann erst erhalten wir das Recht den Zusammenbruch derselben näher zu betrachten.

Die Notwendigkeit der Auflösung in kleinliche Aberglauben und jämmerliche Verunstaltungen liegt schon im Keime der äußeren Ausdrücke des Manismus. Solange z. B. die Besitzer der Ahnenbilder die Namen und die Persönlichkeiten der diese darstellenden Toten im Gedächtnis bewahren, so lange wird die Sache den Typus gleichartigen, innerlich wesentlichen Gehaltes behalten. Stirbt aber die Erinnerung aus und bleiben die Bilder bestehen, so wird es alsbald passieren, daß die Holzfiguren die allgemeine Bedeutung einer heiligen Angelegenheit ohne persönlichen Wert genießen. Ich will ein solches Beispiel an der Hand der Abildung einer sich in Dr. Brandts Besitz befindenden Holzfigur vom Kuillu belegen. (Fig. 194.)



Fig. 194. Holzfigur von Kuillu. (Im Besitze von Dr. Brandt.) Früher Ahnenbild, jetzt Dorfheiliger.

Man sieht hier eine Holzfigur, die von vielen Nägeln beinahe übersät ist. Der Reisende, der sie erhielt, bekam lediglich die Auskunft, es sei das Moloko, ein Art Kriegsgott des Dorfes. Moloko habe dafür zu sorgen, daß die kriegerischen Unternehmungen gut ablaufen. Er hat ferner dafür Fürsorge zu tragen, daß überhaupt keine Grenzstreitigkeiten und Palaver vorkommen. Ist Moloko unaufmerksam, so treibt ihm der Hauptganga, der zugleich Häuptling und größter Kaufmann des Dorfes ist, einen Nagel in das Fleisch, damit er sich mehr zusammennimmt. Das Dorf muß viel Unglück gehabt haben, denn Molokos Gestalt ist über und über mit Nägeln bedeckt.

Hört man eine solche Geschichte, so möchte man meinen, der Neger habe hier eine regelrechte Kriegsgottheit. Dem ist aber absolut nicht so, und der Ursprung Molokos ist auf manistischem Boden zu suchen, wie dies unser Reisender selbst feststellte. Als derselbe sich nämlich nach der Geschichte des Stammes erkundigte, erzählte ihm eine alte Frau, die Leute wären seinerzeit unter der Führung eines großen Häuptlings namens Moloko an ihren jetzigen Wohnsitz

gelangt. Von diesem Häuptlinge wußte sie wunderbare Dinge zu erzählen. Sicher ist, daß, solange er lebte, seine Leute die Gegend beherrschten.

Wir haben hier also einen Fall der erwähnten Art vorliegen. Der Häuptling ist als solcher nur noch in schwacher Erinnerung erhalten. Die Erinnerung an ihn wird ganz verlöschen. Das Holzbildnis aber trägt im Gebrauche des Volkes noch immer seinen Namen, noch immer werden ihm die Eigenschaften, die der kriegerische Häuptling besaß, nacherzählt und so ist der Holzklotz mit seinen Nägeln ein Meilenstein auf dem Wege zum Götzendienst, d. h. zur Verehrung von Bildnissen, über deren eigentliches Wesen und Bedeutung die zu ihm Betenden sich nicht Rechenschaft abzulegen vermögen.



Fig. 195. „Fetisch" von der Goldküste. (Missionsmuseum in Basel.) Hergestellt aus einer auffallend gewachsenen Wurzel.

Man darf außerdem nicht, wie dies sehr leicht geschieht, die religiösen Anschauungen und Ausdrücke alle über den Kamm des Manismus scheeren, es giebt doch noch mancherlei, das eine Beachtung verdient. Wenn nämlich der Neger irgend eine ungewohnte Sache sieht, so drängt sich ihm sogleich ein gewisses Angstgefühl, eine gewisse Unsicherheit auf, und er ist bereit, an eine Machtäußerung dieses Gegenstandes zu glauben, die in dem Maßstabe das Alltägliche übertrifft, wie die Sache selbst fremdartig aussieht. Klar ausgedrückt: der Neger schreibt jeder neuartigen Erscheinung, jeder Erscheinung, die das Alltägliche, Bekannte, Selbstverständliche irgendwie verläßt, eine übernatürliche Kraft zu.

Beispiel: Wächst an einem Baume eine merkwürdig verwachsene Wurzel; er schneidet sie ab, nimmt sie mit nach Haus, vervollkommnet die schon von Natur angedeutete Ähnlichkeit mit einer Menschengestalt und opfert dem Dingelchen. Die Sache ist für ihn von

dem Moment an heilig. (Siehe vorstehende Figur des Baseler Museums. Fig. 195.)



Fig. 196. Angeblich „Fetischhacke". In Wahrheit das Häuptlingszeichen eines Balubafürsten. (Im Besitze des Verfassers.)

Derartige Sachen mögen öfter vorkommen, geben aber nicht etwa genügende Veranlassung, von einem sinnlosen Fetischismus zu reden. In diesem Sinne haben alle Völker zu allen Zeiten Fetischismus getrieben. In diesem Sinne treibt sogar der Europäer heutzutage noch Fetischismus, wenn er z. B. die mehr oder weniger merkwürdigen oder vom Gewöhnlichen abweichenden Linien der Hand sich auf besondere Ereignisse seines Lebens hin deuten läßt. Man soll dabei gar nicht glauben, wie weitverbreitet derartige kleine Scherze wie Ausderhandlesen, Traumdeuten u. s. w. auch bei uns noch sind. — Wirklich, wenn wir daran denken, dann verlieren wir jegliches Recht, über den Fetischismus des Negers herzuziehen.

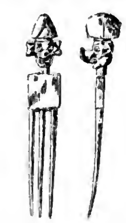


Fig. 197. Angeblich „Fetischkamm". Kuango-Gebiet. (Im Besitze des Verfassers.) Von vorn und von der Seite.

Sicher ist es, daß die Völker Westafrikas, für deren Weltanschauung die Wissenschaft ja hauptsächlich den Ausdruck „Fetischismus" erfunden und gepachtet hat, heutzutage nichts weniger sind, als anständige und gutgläubige Manisten, daß sie vielmehr in derselben Versunkenheit dahinleben wie die Christen des Mittelalters. Hierfür soll man aber nicht allein sie verantwortlich machen. Das haben zum großen Teil die europäischen Missionare des Mittelalters zu verantworten. Diese Leute waren ihres hohen und edlen Berufes durchaus unwürdig. Sie kamen nach Westafrika mit der Voraussetzung, daß Zauberei möglich

sei. Sie glaubten dann selbst an die Zauberei der Neger und gipfelten ihre Missionsthätigkeit darin, einen Kriegszug mit Feuer und Schwert gegen dies Hexenwesen, alias Fetischismus zu unternehmen. Hatten sie dann nach ihrer Überzeugung mit Weihwasser, Fackel und Kruzifix den Teufel besiegt, dann stellten sie Bilder der Heiligen auf, gaben den durch Prügel und Gefängnisstrafen bekehrten Negern das Bild der Jungfrau Maria und sonstige Heiligenbildchen und verlangten von den Negern ohne weiteres Verehrung, Verständnis und heilige Anbetung. Die Neger gehorchten. Die Heiligenbilder wurden aufgestellt und mehr oder weniger sinnlos angebetet.



Fig. 198. Angeblich „Fetischpfeife". Bollokoro. (Im Besitze des Verfassers.)

Was aber wurde aus den Heiligen?

Der Missionar, der heute mit ernstem und gutem Willen hinauszieht, erstaunt oft nicht wenig über die verworrenen Begriffe der Eingeborenen. Aus dem Mischmasch von Heiligenbildern und Ahnengestalten ist der schlimmste Götzendienst entstanden, den man sich denken kann, — der wirkliche und einzige Götzendienst, den man als solchen bezeichnen kann. So ist es keine Frage, daß das Mittelalter sich an diesen Völkern fürchterlich versündigt hat, daß die Missionare weit leichtere Arbeit hätten, wenn nicht jene Leute dadurch verdorben worden wären und immer noch verdorben werden damit, daß ein jeder ihnen mit einem häßlichen Vorurteil, mit einer häßlichen Kritik entgegentritt und das als verächtliche Anschauungen hinstellt, was er selbst gar nicht begriffen hat. Behandelt man aber das, was einem anderen heilig ist, verächtlich, so verdirbt man ihn, so kann man gar nicht erwarten, daß der andere das neue Gut, das man ihm bringt und das er zunächst in seiner Höhe und Größe gar nicht verstehen kann, mit mehr Achtung entgegennimmt. Wie man in den Wald hineinschreit, so klingts heraus.

Auch heute noch ist der Europäer geneigt, überall bei den Negern Fetische zu entdecken. Sieht man von den eigentlichen Ahnenbildern ab, so giebt es noch eine große Zahl weiterer Schnitzwerke, die mit dem eigentlichen Manismus nichts zu thun haben. Sobald der Neger einmal die Menschenfigur geschaffen hatte, verzierte er allerhand Gegenstände mit menschlichen Gestalten oder Köpfen, und der Europäer, der es einmal gewohnt ist, in jeder plastischen Darstellung des Menschen einen „Fetisch“ zu erblicken, beeilt sich, jedem derartig verzierten Gegenstande den lieblichen Namen „Fetischgerät“ zuzulegen. Ich habe für meine Sammlung alles mögliche Derartige erhalten, als da sind: Fetischkeulen, Fetischhacken, Fetischpfeifen, Fetischbecher, Fetischbüchsen, Fetischszepter, Fetischglocken, Fetischmasken, und vor allem Fetischschnupftabaksdosen (Initiale Seite 8). Fragt man den Sammler nach der Begründung dieser Bezeichnung, so pflegt er zu antworten:



Fig. 199. „Gratte pour Fetiche“ aus dem Kassaigebiet. (Im Besitze des Verfassers.) Diese Bezeichnung macht mir besonders viel Vergnügen.

„Voilà! C'est la figure humaine!“

Die Menschenfigur, ein Menschengesicht ist daran, also ist es ein Fetischgegenstand. Die Sache ist einfach, die Bezeichnung billig und wenn ein Gegenstand die Bedeutung als Fetisch trägt, dann kann man ihn für einen höheren Preis an das Museum verkaufen.

Es wird höchste Zeit, daß wir den Fetisch begraben, und ich bitte alle Leser dieses Buches, mir bei dem Leichenbegängnis zu folgen.

Ich schließe hier noch einen kurzen Abschnitt über eine auf der Erde weitverbreitete Sitte an, die auf anderen menschlichen Empfindungen begründet ist. Ich meine die Gottesgerichte, Ordale, Orakel ꝛc. (Vergl. Fig. 200.)

Oftmals sehnt sich der Mensch danach, ein höheres Wissen über vergangene oder zukünftige Dinge zu erlangen. Dann greift er zu irgend einem Mittel, das ihm derartiges verraten soll. Die Griechen hatten ihr Delphi und das Mittelalter hatte seine Heiligen

als wohleingerichtetes Auskunftsbüreau angelegt. Der Neger hat nur sein Ordal. Ich biete hier die Schilderung einer solchen Ceremonie nach einem der besten Schriftsteller, die wir je gehabt haben, nach Eugen Zindgraff. Man höre:

Am ganzen unteren Kongo und außerdem noch bei vielen anderen Negervölkern findet sich eine Art Gottesgericht, ein Ordal, das Nehmen des Kaske oder Kassa.



Fig. 200. „Fetischtrank". Cassaordal im Hinterland von Angola. (Nach Capello und Ivens.)

Kaske ist die Rinde eines Baumes, die zerstampft und zu Kugeln geballt, vom Angeklagten gegessen wird; es werden ihr giftige Eigenschaften zugeschrieben. Bricht der Angeklagte den Kaske aus, so ist er unschuldig, und nunmehr muß der Ankläger schwere Sühne bezahlen; behält der Angeklagte den Kaske während einer bestimmten Zeit bei sich, etwa bis Sonnenuntergang, so wird er für schuldig befunden und zum Wasser- oder Feuertode verurteilt; letztere Strafe ist für die Frauen.

Man behauptet, daß das Brechen der Kaske davon abhängt, ob dem Angeklagten vor dem Nehmen desselben Öl zu trinken gegeben ist oder nicht. Das thut der Feticeiro (der Ganga oder Priester), der die Handlung leitet, sodaß die ganze Sache nichts als

ein einfacher Betrug ist. Das Ergebnis hängt einfach davon ab, ob der Feticeiro bestechlich ist oder nicht. So mancher Angeklagte mag mit ziemlicher Ruhe die ihm gereichten Pillen hinunterschlucken und sich im Stillen schon auf die ihm zu zahlende Buße freuen.

Die Anklagen, welche diesem Verfahren zu Grunde liegen, sind ungefähr dieselben wie bei dem Hexenprozesse. Irgend ein Mensch soll mit bösen Geistern im Bunde stehen und so selbst übernatürliche Handlungen vorzunehmen imstande sein. Der Zweck derartiger Prozesse, die natürlich meistens einer greifbaren Unterlage entbehren, ist der, sich irgend eines unbequemen Menschen unter dem Scheine rechtlicher Form zu entledigen, sei es etwa alter Männer (man sieht ziemlich selten weißhaarige Neger, da man denselben als unbrauchbaren Gliedern der Menschheit meist den Giftbecher reicht), sei es eines unbequemen Weibes oder irgend einer anderen lästigen Person, gegen welche man nichts Sicheres vorbringen kann. Ein eigener Anblick ist es, einem solchen Gerichte beizuwohnen, wie ich bei den Musserongos auf dem südlichen Kongoufer Gelegenheit dazu hatte.

Es war in Sumba, ich war schon im Begriffe, das Kanoe zu besteigen, um noch an demselben Tage nach St. Antonio an der Kongomündung zu fahren, als ich zufällig zwei Musserongos sich über ein Kaske-Essen unterhalten hörte, welches in einem nahebei gelegenen Dorfe vor sich gehen sollte. Da dem Weißen in der Regel das Zusehen nicht verwehrt wird, so begab ich mich zur Gerichtsstelle. Schon von weitem hörte man den Klang der Kriegstrommeln, und bald befand ich mich auf einer Lichtung im Walde, wo man einen kreisrunden Platz von Gräsern 2c. gereinigt hatte. Vorläufig (es war noch früh am Morgen) befand sich nur der Feticeiro mit seinen Gehülfen da.

Inmitten des kreisrunden Platzes waren vier Palmblattrippen von etwa $1^1/_2$ m Länge in die Erde gesteckt, die ein Rechteck bezeichneten. Die kurzen Seiten des Rechtecks waren durch einen Palmstreifen verbunden, von welchem in kleinen Zwischenräumen dreimal drei schmale, etwa $1^1/_2$ m lange Palmstreifen herabhingen. An der einen Ecke, wo sich einige Körbe, Sachen des Feticeiro enthaltend, befanden, stach ein alter Kavalleriesäbel in der Erde.

Allmählich sammelten sich um den Platz Gruppen von Eingeborenen, Frauen, Männern und Kindern. Endlich erschien die Angeklagte und nahm ein wenig seitwärts von der Gerichtsstätte Platz.

Es war ein vielleicht 28—30 Jahre altes Weib, von ihrer jungen Tochter begleitet; beide hatten das Gesicht mit roter Farbe bestrichen. Der Feticeiro begann nun unter dem dumpfen Rasseln der Trommeln den Gerichtsplatz zu umtanzen, den Kavalleriesäbel schwingend und geheimnisvolle Worte murmelnd. Dann setzte er das den Kaske bergende Körbchen vor dem Osteingange der Richtstätte auf die Erde, kniete davor nieder, bestrich sein Antlitz mit Erde und küßte dreimal den Boden; dasselbe wiederholte er am anderen Eingange; dann tanzte er wieder umher quer durch die Richtstätte, dabei immer Worte vor sich hermurmelnd. Darauf schwieg auf sein Zeichen die Musik, die Angeklagte zog sich mit den Frauen weiter in den Hintergrund zurück; und nun begann der Feticeiro mit dem Gehülfen die Bereitung des Kaske.

Ein handgroßes Stück Rinde wurde aus dem noch reichen Vorrat bergenden Korbe genommen, sorgsam gereinigt und abgewaschen, in Stücke geschnitten und auf einer Steinplatte, die von vielem Gebrauche bereits ausgehöhlt war, mit einem runden Steine zu einem Pulver gerieben. Dieses braune Pulver wurde dann angefeuchtet und aus dem Brei drei Kugeln geballt von der Größe eines kleinen Hühnereies. Die Kugeln blieben auf der Steinplatte unter einem weißen Tuche liegen.

Während dieser Vorbereitungen machte sich im Hintergrunde eine große Bewegung bemerkbar. Der Hauptfetisch wurde herbeigeführt und der Feticeiro schlug unter dem Schwur des Anklägers, daß er die reine Wahrheit sagen wolle und daß er nicht hoffe, auf unnatürliche Weise zu sterben, einen Nagel in den Fetisch zum besseren Angedenken an diese Stunde. Der Ankläger behauptete alsdann (die Angeklagte selbst war nicht anwesend, sondern nur ein Bruder derselben), die Frau sei eine Zauberin und habe die Seele ihres vor kurzem gestorbenen Bruders gegessen. „Moio" heißt sowohl Herz wie das klopfende Leben, welches im Innern seinen Sitz hat, die Seele. Vielleicht, daß der Ankläger damit sagen wollte, die

Frau sei Schuld an der Krankheit und dem Tode ihres Bruders, den sie ja nicht thatsächlich getötet, und dessen Herz sie noch viel weniger gegessen hatte.

Nachdem der Nagel ins Holz getrieben war, schaarte sich alles um die Richtstätte; der Feticeiro führte unter dem Klange der Trommel die sich kaum auf den Füßen haltende Frau, sie am kleinen Finger ergreifend, an jede Ecke des Rechteckes, um die Frau und die Palmrippe Kreise ziehend, gleichsam um sie an und in die Richtstätte zu bannen, und nachdem dieselbe noch einmal kreuzweise durchschritten war, hieß er sie inmitten des Rechteckes sich niedersetzen. Es trat zunächst eine tiefe Stille ein, die mir peinlich war. Sollte doch jetzt der Prozeß beginnen.

Mein Unbehagen wurde noch erhöht, als plötzlich die Zweige sich teilten und zwei Musserongo's in den Kreis traten. Selten habe ich solche Männergestalten gesehen; ihr Riesenmaß wurde noch durch die lang herabhängenden dunkelroten Zeugstoffe, die sie togaartig um die Schultern trugen, erhöht. Erinnerte die eine Gestalt mit dem europäischen Gesichtszügen, der römischen Nase und dem Schnurrbart an irgend einen Prätorianer, so konnte man sich keine widerlichere Gestalt als die zweite denken, deren finsteres bulldogartiges Gesicht der Sitz aller Gemeinheit und Verworfenheit zu sein schien. Diese beiden Männer, bei denen der Einfluß des Trunkes deutlich zu sehen war, trotzdem sie äußerlich in noch ungebrochener Kraft einherschritten, konnte man als ausgezeichnete Repräsentanten ihres Stammes ansehen. Mürrischen Blickes mit blutunterlaufenen Augen gingen sie an dem Weißen vorbei und streckten sich auf der anderen Seite ins Gras; es waren Häuptlinge aus einem benachbarten Dorfe, die der Sitzung beiwohnen wollten.

Der Feticeiro wiederholte nun die Anklagen, welche das Weib unter Thränen bestritt, während der außerhalb der Gerichtsstätte sitzende Ankläger, ein untersetzter älterer Mann, mit wahrem Gaunergesichte nur zuweilen etwas vor sich hinmurmelte.

Ferner hielt der Feticeiro dem Weibe alle ihre bis dahin begangenen Sünden vor, daß sie nach der Totenbestattung sich nicht gewaschen, daß sie einmal mit blutigen Händen gegessen, daß sie ein



andermal einem Fremden zuerst zu trinken gegeben, ohne selbst erst getrunken zu haben 2c., und forderte sie endlich auf, ihr die erste Pille reichend, um die Wahrheit der Anklage zu erproben, den Kaske zu essen. Zitternd begann nun die Arme die Pille hinunterzuwürgen, während zuweilen die Trommel ertönte und der Feticeiro einen Tanz aufführte.

Man sollte denken, daß die Zuschauer der Sache einen gewissen Ernst entgegengebracht hätten; aber dem war nicht so, diese Prozesse sind zu häufig, nehmen doch oft mehrere Personen zugleich den Kaske. Alles schwatzte und lachte durcheinander wie an einem Festtage, und namentlich der eine weniger wüst aussehende der beiden oben geschilderten Kerle entpuppte sich als der Witzbold der Gesellschaft, während sein Genosse immer finster vor sich hinstarrte. Wenn die Frau im Nehmen der Kaske ein wenig stockte und ihr der Feticeiro Mut zusprach, dann pflegte auch der Witzbold dem würgenden Weibe einige wohlmeinende Bemerkungen zuzurufen, die er mit einem dröhnenden Lachen, seine riesigen Hände sich wohlgefällig reibend, begleitete, und alsdann herrschte ungeheuere Heiterkeit im Kreise der Zuschauer.

Zwanzig Minuten dauerte es, da war der letzte Rest der drei Pillen verschwunden. Der Feticeiro hieß die Frau aufstehen. Sie mußte nun innerhalb des Rechteckes hin- und hergehen und dabei jedesmal die drei mittleren der an der schmalen Stelle herabhängenden neun Palmstreifen berühren; dies hatte solange zu geschehen, bis die Entscheidung erfolgte. Alsdann nahm der Feticeiro seine Bezahlung, die sehr reichlich war, einige Flaschen Rum kreisten und damit war die Hauptsache abgeschlossen; noch lange aber klang mir auf dem Rückwege der dumpfe Ton der Trommel in den Ohren. Ob die Frau mit dem Leben davongekommen ist, konnte ich nicht mehr in Erfahrung bringen, da ich keine Zeit hatte, bis zur Entscheidung, die eventuell sehr lange auf sich warten lassen kann, auszuharren.

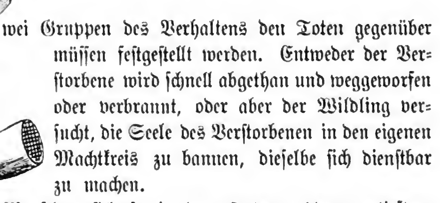
Der Feticeiro war ein noch sehr junger Mann; er trug kein besonderes Abzeichen seines Standes, hatte aber ein ungemein schlaues Gesicht, welches stets lächelte. Wenn sein Lachen mir galt, dann mußte ich unwillkürlich an das Lachen der alten Auguren

Roms denken; wir beide wußten sicher, was hier dem gaffenden Volke für ein Schwindel vorgegaukelt wurde, aber auch noch einige andere würdige Männer im Kreise schienen dies zu verstehen.

Das ist ein Bild aus verfallenden Zeiten. Man zeige mir ein Volk, das solches nicht erlebt hätte, dann erst werde ich mich bescheiden und es mit Ruhe zugeben, wenn ich immer wieder höre, wie den Negern verächtlich zugerufen wird:

„Ihr Fetischdiener Ihr!“

Geheimbünde und Masken.



Zwei Gruppen des Verhaltens den Toten gegenüber müssen festgestellt werden. Entweder der Verstorbene wird schnell abgethan und weggeworfen oder verbrannt, oder aber der Wildling versucht, die Seele des Verstorbenen in den eigenen Machtkreis zu bannen, dieselbe sich dienstbar zu machen.

Indem die Menschen sich so in das Totenproblem vertieften, erwuchs ihnen in den Verstorbenen eine gewaltige Macht, die je nach der Behandlung der Leiche ihnen befreundet oder befeindet ward. Ob aber Freund oder Feind — angestaunt und beneidet ward die Körperschaft der Seelen stets ob ihrer außerordentlichen Macht. Das Anstaunen wuchs so weit, daß der Neger und der Papua zuletzt danach strebte, selbst „totengleich“ zu werden. Ich will damit nicht etwa behaupten, daß den Wilden irgendwie ein Zweck vorgeschwebt habe bei der Entwickelung dieser Ceremonien. Vielmehr sind alle Anschauungen und Sitten aus sich selbst herausgewachsen. Aber

dieses Anstaunen und Bewundern war die Triebkraft, welche die Geistergewalt unter diesen Menschen geschaffen hat.

Zur Geistergewalt gelangte der Wildling durch Vergeistigung. Ich habe schon oben erzählt, wie der Neuholländer den Schädel des Verstorbenen packt und wie ihm dann jede Gewalt, jedes Recht zusteht, weil er im Namen des Verstorbenen oder weil in ihm der Verstorbene thätig ist.

Das ist noch nicht die eigentliche Vergeistigung, wenn dies Beispiel uns auch den Weg zeigt, auf dem die Geistergewalt gewonnen werden kann. Die Vergeistigungssitten haben vielmehr einen Ausgangspunkt auf einem anderen Gebiete, nämlich in den Enthaltungs- und Speiseverboten.



Fig 201. Mitglied der Tamate von den Banksinseln. (Nach Cordington.)

Das ursprünglichste Enthaltungsgebot muß wohl in dem Gesetze gesucht werden, daß jeder Gegenstand, der dem Toten gehörte oder in dem er seinen Aufenthalt suchen könnte, von Menschen gemieden werden muß, solange die Seele des Verstorbenen nicht im Jenseits weilt. Südsee-Insulaner lassen z. B. alle Kokosnußbäume eines Verstorbenen unberührt, weil sie sich nicht an dem Besitztum des Geistes vergreifen und so dessen Zorn provozieren wollen. Bei Afrikanern finden wir andererseits die Sitte, sich selbst während der Trauerzeit aller der Genüsse zu enthalten, die auch der Verstorbene entbehren muß, d. h., sich nicht zu waschen, bestimmte Speisen nicht zu genießen, nicht zu sprechen, abgesondert von den übrigen Menschen zu leben, — und zwar dies alles, um in möglichst naher Beziehung zu dem Abgeschiedenen zu bleiben, um so also möglichst „geistergleich“ zu werden.

Auf der einen Seite ergiebt sich hieraus die Serie von Enthaltungsgeboten, die einen jeden mit seinem persönlichen Schutzgeiste

verbindet. Andererseits aber verallgemeinert sich Anschauung und Sitte in dem Momente der Volkserziehung.

Von dieser Volkserziehung ist hier schon einiges berichtet worden. Ich darf wohl an das Kapitel über die Proben der Mannhaftigkeit erinnern. Die gemeinsame Jugenderziehung halte ich für eine Sitte, die erst im Zeitalter des Manismus, der Totenbetrachtung und Ahnenverehrung angefangen hat. Denn diesen schulartigen Jugenderziehungen liegt meistenteils mehr ein mythologisches Moment zu Grunde als eine bezweckte Belehrung. Ich will das an dem folgenden Beispiele vom unteren Kongo klarzumachen suchen:



Fig. 202. Maskierter von Aurora, Melanesien. (Nach Cordington.)

1. Der Ndembo.

Der Ndembo oder Kita ist am unteren Kongo und zumal in den nach Süden liegenden Gebieten sehr weit verbreitet. Wenn jemand in das Ndembo eingeweiht werden soll, weist ihn der Ganga an, auf ein gegebenes Zeichen hin sich plötzlich tot zu stellen. Dementsprechend stürzt der Novize auf irgend einem öffentlichen Platze ganz unerwartet nieder; man legt Begräbnisgewänder über ihn und er wird zu einer Umzäunung außerhalb der Stadt, die Vela heißt, hinweggetragen, man sagt von ihm, er sei Ndembo gestorben. Die jungen Leute beiderlei Geschlechts folgen nach der Reihe; wenn alles gut geht wird dieser vorgebliche plötzliche Tod oft zu einer Art Hysterie. Auf diese Art erhält der Ganga die genügende Anzahl für eine vollständige Einweihung, 20, 30 oder auch 50.

Man nimmt nun an, daß die derart Gestorbenen in dem Vela verwesen und vermodern, bis nur ein einziger Knochen übrig

geblieben ist. Den nimmt der Ganga an sich. Nach einer gewissen Zeit, die an den verschiedenen Orten zwischen drei Monaten und drei Jahren schwankt, glaubt man, daß der Ganga diese Knochen nimmt, und daß er vermöge seiner Zaubermittel jeden einzelnen vom Tode wieder auferstehen läßt. An einem bestimmten Tage glaubt man, daß die Auferstehung stattgefunden hat, und die Ndembogesellschaft kommt in Masse in feierlichem Aufzuge, mit feinen Kleidern und unter allgemeinen Jubel in die Stadt zurück.



Fig. 203. Maskierter von Neukaledonien. (Nach Cordington.)

Wenn die Ndembolente zurückgekehrt sind, thuen sie so, als seien sie aus einer anderen Welt gekommen. Sie haben neue Namen angenommen, welche dem Ndembo eigentümlich sind. Sie gebärden sich, als seien sie in dieser Erscheinungswelt ganz fremd, kennen ihre Eltern und Verwandten nicht, wissen nicht, wie man ißt und brauchen einen, der für sie kaut; sie wollen alles haben, was sie sehen und wehe dem, der das verweigert. Die Ndembolente dürfen schlagen und töten, wenn es ihnen paßt, ohne die Folgen fürchten zu müssen.

„Sie wissens nicht besser," sagen die Leute in der Stadt. Sie betragen sich alle zusammen wie die Mondsüchtigen, bis sich die Erregung und das Interesse an der Betrügerei etwas gelegt hat. Wenn irgend jemand neugierige Fragen nach dem Lande, aus dem sie gekommen seien, an sie richtet, stecken sie einen Grashalm hinter das Ohr und thuen so, als hätten sie keine Ahnung davon, daß man sie angeredet habe.

Die, welche diese Ceremonie durchgemacht haben, nennen sich Nganga, die Wissenden; die Uneingeweihten bezeichnet man mit Vanga. Während des Aufenthaltes in der Vela lernen die Nganga eine Geheimsprache, die den gewöhnlichsten Dingen phantastische Namen giebt.

Über diesen Ndembo im Königreiche Kongo existiert des ferneren ein Bericht, der die beste Wiedergabe einer afrikanischen Anschauung überhaupt ist. So unverfälscht wie hier Bastian mit den Worten des Negers selbst die Anschauung geboten hat, ist solches noch niemand gelungen.

Bastian schreibt:

Der große Nkissi (statt Fetisch) lebt im Innern des Buschlandes, wo ihn niemand sehen kann. Wenn er stirbt, sammeln die Nganga sorgsam seine Knochen, um sie wieder zu beleben und ernähren sie, damit sie aufs neue Fleisch und Blut gewinnen. Es ist aber nicht gut, davon zu sprechen. Im Lande Ambamba muß jeder einmal gestorben sein und wenn der Nganga (statt Fetischpriester) seine Kallebasse gegen ein Dorf schüttet, so fallen diejenigen Männer und Jünglinge, deren Stunde gekommen ist, in einen Zustand lebloser Erstarrung, aus dem sie gewöhnlich nach drei Tagen auferstehen. Den aber, welchen der Nkissi (statt Fetisch) liebt, führt er fort in den Busch und begräbt ihn oftmals für eine Reihe von Jahren. Wenn er wieder zum Leben erwacht, beginnt er zu essen und zu trinken wie zuvor, aber sein Verstand ist fort und der Nganga (statt Fetischmann) muß ihn erziehen und selbst in jeder Bewegung unterweisen, wie das kleinste Kind. Anfänglich



Fig. 204. Maskierte Losango-Leute beim Totenfest der Nkosi in Kamerun. (Nach Photographie.)

kann das nur mit dem Stock geschehen, aber allmählich kehren die Sinne zurück, so daß sich mit ihm sprechen läßt, und nachdem seine Ausbildung vollendet ist, bringt ihn der Nganga seinen Eltern zurück. Dieselben würden ihn selten wiedererkennen, ohne die ausdrückliche Versicherung des Nganga, der ihnen zugleich frühere Ereignisse ins Gedächtnis zurückruft. Wer die Prozedur in Ambamba noch nicht durchgemacht hat, ist allgemein verachtet und wird bei den Tänzen nicht zugelassen.

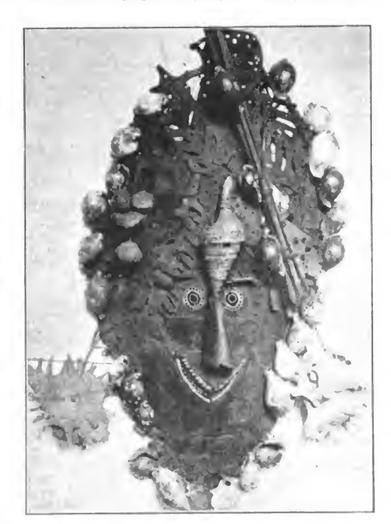


Fig. 205. Große Schildpattmaske von Darnley Island, Torresstraße. (Ethnographisches Museum in Kopenhagen.)

Aus diesen Schilderungen kann man ersehen, wie weit die Parallele der Vergeistigungsidee durchgeführt wird. Ich will hier gleich noch die nächste dieser herrlich klaren Darstellungen wiedergeben. Sie bezieht sich auf den Geheimbund Belli in Liberia und stammt aus der Feder des alten Dapper.

Dapper schreibt:

„Sie haben noch eine andere Gewohnheit, welche sie Belli Paaro nennen, von der sie sagen, es sei ein Tod, eine Wiedergeburt und eine Einverleibung in die Versammlung der Geister oder Seelen, mit denen der Gemeine im Busch erscheint und das Opfer, welches man für die Geister zubereitet, essen hilft.“

Die Vergeistigungsidee spricht hier außerordentlich klar. Nach diesen Anführungen brauche ich es nicht erst auseinanderzusetzen,

daß die Bundesmitglieder sich Geister nennen, daß z. B. die Dukduk in Neupommern Geister heißen. Ich brauche auf den tieferen Sinn der Ceremonie nicht mehr hinzuweisen; es versteht sich von selbst, daß die, welche diese Gebräuche durchgemacht haben als Vergeistigte, also als Gestorbene und vom Tode wieder Auferstandene, eigentlich also als Totenseelen angesehen sein wollen. Und der Geheimbund ist weiter nichts als eine Verbrüderung aller derjenigen, welche diese Erziehung gemeinsam durchgemacht haben.

Man geht nicht immer so weit, man verlangt nicht immer, daß die Novizen sterben; man begnügt sich meistenteils damit, die Novizen durch strenge Enthaltungsgebote in den Zustand der Vergeistigung zu versetzen.

Die Thätigkeit der Bünde ist eine sehr verschiedentliche. Während man im allgemeinen annehmen kann, daß es sich um weiter nichts als eine Jugenderziehung, sozusagen eine Lehrzeit handelt, haben viele Bünde eine sekundäre Bedeutung angenommen. Sie funktionieren nach bestimmten Zwecken wie sie eben die derzeitigen Zustände im Lande mit sich bringen. Zwei derartige Beispiele will ich geben, das erste aus dem Lande der kriegerischen Zersplitterung, in welchem der Geheimbund Purrah Ordnung und Sicherheit geschaffen hat, das zweite aus den Kalabarlanden an der Nigermündung, in welchem die schwankenden merkantilen Verhältnisse eine Sicherung des Kaufmannsstandes notwendig gemacht haben.

2. Der Purrah.

Zwischen dem Sierra-Leona-Fluß und dem Kap Monte leben 5 Völkerschaften von Fulhas-Susus, die miteinander eine verbündete Republik ausmachen. Jede Völkerschaft hat ihre eigene Obrigkeit und ihre besondere Regierung. Aber alle stehen unter einer Einrichtung, die Purrah genannt wird. Dies ist eine Gesellschaft, eine Verbindung mit Kriegern.

Jede dieser 5 Völkerschaften hat ihren eigenen Purrah, welcher seine Oberhäupter und sein Tribunal hat, und dieses ist eigentlich der Purrah; aus den 5 Bezirkspurrahs aber bildet sich der große,

der allgemeine Purrah, der über die 5 Völkerschaften gebietet. Um in den Bund eines Bezirkspurrahs aufgenommen zu werden, muß man 30 Jahre zählen; um Mitglied des großen Purrah zu werden, muß man 50 Jahre zählen. Die Ältesten jedes Bezirkspurrahs sind Mitglieder des Hauptpurrah.

Ein Kandidat wird nur unter der Verantwortlichkeit aller seiner schon mitverbündeten Anverwandten zur Probe in den Bezirkspurrah zugelassen. Diese schwören ihm den Tod, wenn er nicht in der Probe besteht, oder wenn er nach seiner Aufnahme die Mysterien und Geheimnisse des Bundes verrät. In jedem Bezirk, der zu einem Purrah gehört, giebt es einen geheiligten Wald, wo man den Kandidaten hinführt; dieser muß sich an einer Stelle, die man ihm weist, aufhalten;



Fig. 206. Maske des Purrah.
(Berliner Museum für Völkerkunde.)

mehrere Monate muß er in einer Hütte, wohin ihm maskierte Personen seine Nahrung bringen, ganz allein leben; er darf weder sprechen, noch sich aus der Umgebung, die ihm angewiesen ist, entfernen; wagt er in dem Walde, der ihn umgiebt, weiterzugehen, so ist er des Todes.

Nach einigen Monaten von Zubereitungen wird der Kandidat zu den Proben zugelassen. Diese sind angeblich schrecklich. Man macht von allen Elementen Gebrauch, um sich von seiner Entschlossenheit nnd von seinem Mute zu überzeugen. Man versichert sogar, daß man sich bei diesen Mysterien gefesselter Löwen und Leoparden bediene, daß während der Zeit der Proben und Einweihung die geheiligten Haine von schrecklichem Geheule wiederhallen; daß man daselbst während der Nacht große Feuer erblicke; daß ehemals das Feuer diese geheimnisvollen Wälder in allen Richtungen durchlaufen habe, daß jeder Uneingeweihte, der sich aus Neugier hineinzugehen verleiten lasse, ohne Schonung aufgeopfert werde, daß Unbesonnene, die da hineindringen wollten, verschwunden seien, ohne daß man jemals von ihnen etwas wieder gehört habe.

Hat der Kandidat alle Proben überstanden, so wird er zur Einweihung zugelassen. Vorher aber muß er schwören, daß er alle Geheimnisse bei sich bewahren und ohne Verzug die Urteile des Purrah seiner Völkerschaft und alle Beschlüsse des großen Oberpurrah vollziehen wolle. Wenn ein Mitglied des Bundes diesen verrät oder aufrührerisch gegen ihn ist, so ist er dem Tode geweiht und dieser trifft ihn manchmal selbst im Schoße seiner Familie. Wenn es der Strafbare am wenigsten erwartet, erscheint ein verkleideter, maskierter und bewaffneter Krieger und sagt zu ihm:

„Der große Purrah schickt Dir den Tod!"

Bei diesen Worten weicht alles zurück, niemand wagt den geringsten Widerstand zu leisten, und das Opfer wird ermordet.

Das Purrahtribunal jeder Völkerschaft besteht aus 25 Mitgliedern, und aus jedem dieser besonderen Tribunale wählt man 5 Personen aus, die den großen Purrah oder das Obertribunal des allgemeinen Bundes ausmachen. Dieses besteht also auch aus 25 Personen, die aus ihrer Mitte das Oberhaupt ernennen.

Der besondere Purrah jeder Völkerschaft untersucht die Verbrechen, die in seinem Bezirke begangen werden, richtet sie und läßt seine Aussprüche vollziehen. Er stiftet zwischen den mächtigen Familien Frieden und legt ihre Streitigkeiten bei.

Der große Purrah versammelt sich nur bei außerordentlichen Gelegenheiten und spricht das Urteil über diejenigen aus, die die Mysterien und die Geheimnisse des Ordens verraten, oder die sich gegen seine Aussprüche ungehorsam erweisen. Gewöhnlich aber macht er auch den Kriegen ein Ende, die manchmal zwischen zweien, zu diesen Bünden gehörigen Völkerschaften entstehen. Wenn diese miteinander Krieg führen, so wünscht meist der eine oder andere Teil nach einigen Monaten von wechselseitigen Feindseligkeiten, wenn sie sich schon viel Schaden zugefügt haben, den Frieden. Die Völkerschaft nimmt heimlich zum großen Purrah ihre Zuflucht und fordert ihn auf, die Mittelsperson zu sein und die Streitigkeiten beizulegen.

Der große Purrah versammelt sich in einem neutralen Bezirke, und sobald er beisammen ist, läßt er den kriegführenden Bezirken melden, daß er nicht zugeben könne, daß Menschen, die miteinander als Brüder, Freunde und gute Nachbarn leben sollten, einander bekriegen, sich einander die Ländereien verwüsten, plündern und verbrennen, daß es Zeit sei, diesen Ausschweifungen ein Ende zu machen, daß der große Purrah die Ursache des Krieges untersuchen wolle; daß er verlange, daß diese aufhören und daß er befehle, alle Feindseligkeiten sofort einzustellen.

Es ist ein Hauptpunkt dieser Einrichtung, daß, sobald der große Purrah beisammen ist, um dem Kriege ein Ende zu machen, und bis dahin, wo er seinen Ausspruch gethan hat, es jedem Krieger der beiden im Streite begriffenen Bezirke verboten ist, einen Tropfen Blutes zu vergießen; dies wird jedesmal mit dem Tode geahndet. Man hütet sich also sorgfältig, dies Gebot zu verletzen, und enthält sich aller Feindseligkeiten.

Das Obertribunal bleibt einen Monat versammelt und zieht alle nötigen Erkundigungen ein, um zu erfahren, welche Völkerschaft den Angriff und die Herausforderung veranlaßt hat. Während dieser Zeit ruft es auch so viele Bundeskrieger zusammen, als zur

Vollziehung des Urteiles, das es fällt, notwendig sind. Wenn es endlich die gehörigen Nachrichten eingezogen und alles genau erwogen hat, so thut es den Ausspruch und verurteilt die schuldige Völkerschaft zu einer viertägigen Plünderung.

Die Krieger, die diesen Ausspruch vollziehen sollen, wählt man alle aus den neutralen Bezirken; sie brechen des Nachts von dem Orte auf, wo der große Purrah versammelt ist. Alle sind verkleidet, ihr Gesicht ist mit einer häßlichen Maske bedeckt (Fig. 206); sie sind mit brennenden Fackeln und mit Dolchen bewaffnet; sie teilen sich in Banden von 40, 50, 60 und treffen alle unerwartet und vor Tagesanbruch auf dem Gebiete ein, das sie plündern sollen und rufen mit furchtbarem Geschrei den Beschluß des Obertribunals aus. Bei ihrer Annäherung ergreift alles, Männer und Weiber, Kinder und Greise die Flucht; alle retten sich in ihre Häuser und wenn irgend jemand auf dem Felde, auf irgend einem Platze, auf den Straßen angetroffen wird, so wird er entweder getötet oder mit fortgeschleppt; und man hört nie wieder etwas von ihm.

Den Ertrag solcher Plünderungen teilt man in zwei Teile; den einen giebt man dem beleidigten Bezirke, den anderen aber dem großen Purrah, der ihn mit den Kriegern teilt, die seinen Ausspruch vollzogen haben. Dies ist der Lohn für ihren Eifer, ihren Gehorsam und ihre Treue.

Wenn irgend eine Familie der Völkerschaften, die dem Purrah unterworfen sind, allzu mächtig und allzu furchtbar wird, so versammelt sich deshalb der große Purrah und verurteilt sie beinahe allemal zu einer unvermuteten Ausplünderung, welche des Nachts und zwar von maskierten und verkleideten Kriegern vollzogen wird. Wenn die Oberhäupter einer solchen gefährlichen Familie Widerstand leisten, so werden sie getötet oder weggeschleppt und tief in einen der geheiligten und einsamen Wälder gebracht, wo sie der Purrah wegen ihrer Widersetzlichkeit richtet; fast stets verschwinden sie auf immer.

So ist zum Teil diese außerordentliche Einrichtung beschaffen. Man kennt ihr Dasein; man fühlt die Wirkung ihrer Gewalt; man fürchtet sie; der Schleier aber, der ihre Absichten, Beratschlagungen und Beschlüsse bedeckt, ist undurchdringlich und erst im Augenblicke,

da ein Geächteter den Todesstreich empfängt, weiß er, daß er verurteilt ist. Der Ruf und die Macht des Purrah ist eine ganz gewaltige und zwar nicht nur in der Heimat, sondern auch in den



Fig. 207. Maske aus Baumrindestücken. Torresstraße. (Britisches Museum in London.)

umliegenden Ländern. Man spricht davon, der Purrah stehe mit Geistern (statt dem Teufel) in Verbindung.

Nach allgemeinem Glauben beläuft sich die Anzahl der Eingeweihten und zum Purrah gehörigen Krieger auf über 6000. Indessen werden die Gesetze, die Geheimnisse und die Mysterien

dieses Bundes von seinen zahlreichen verbündeten Mitgliedern, die sich einander durch Worte und Zeichen verstehen und erkennen, streng befolgt und beobachtet.

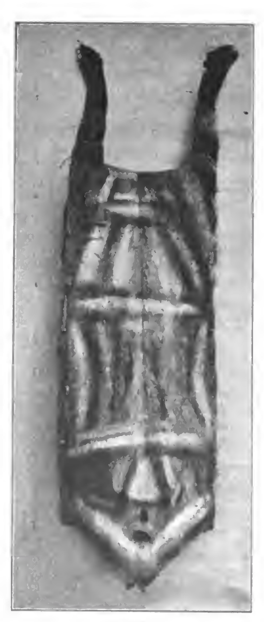


Fig. 208.
Maske aus Palmbast von Florida, Salomonen. (Ethnographisches Museum in Oxford.)

3. Der Egbo.

Der Egbo-Orden oder Efik (Tiger) in Kalabar an der Nigermündung ist in 11 Grade abgeteilt, von denen die drei obersten Nyampa, Obpoko oder der Messinggrad und Kakunde für Sklaven nicht käuflich sind; andere Grade bilden oder bildeten der Abungo, Makaira, Bambim boko &c. Der gewöhnliche Weg ist, daß Eingeweihte sich in die höheren Stufen nach einander einkaufen; daß dadurch erlöste Geld wird unter den Nyampa oder Yampai verteilt, die den inneren Bund bilden; dem König selbst kommt die Präsidentschaft zu, unter dem Titel Eyamba. Jede der verschiedenen Stufen hat ihren Egbo-Tag, an welchem ihr Idem oder ihre gespenstische Repräsentation eine absolute Herrschaft ausübt, wie sie die Römer dem Diktator in kritischen Zeiten übertrugen, und auch Glieder anderer Stufen des Egbo-Ordens, wenn er ihnen begegnen sollte, nicht verschont. Das Land befindet sich gleichsam in einem permanenten Belagerungszustand, der durch die Überzahl der Sklaven und Frauen nötig wird, indem die traditionellen Gebräuche des alten Herkommens durch die regelmäßig aneinander folgenden Egbo-Tage und die damit verbundene Proklamierung des

Kriegsgesetzes beständig außer Kraft gesetzt und suspendiert werden. Sobald ein Egbo-Tag verkündet ist, fliehen Sklaven, Weiber und Kinder nach allen Richtungen, da der Emissär der Idem mit seiner schweren Peitsche bewaffnet umgeht und durchaus nicht skrupulös in ihrer Anwendung ist. Eine gelbe Flagge auf dem Hause des Königs verkündet den Tag des Braß-Egbo oder des Messinggrades, an dem selbst von den Freien sich nur sehr wenige außer dem Hause zeigen dürfen. So oft bei dem Egbo-Orden eine Klage anhängig gemacht ist, und der Missethäter bestraft werden soll, wird durch geheime Ceremonien der im fernen Buschlande wohnende Idem citiert, der dann mit einer phantastischen Verkleidung aus Matten und Zweigen von Kopf bis zu Füßen bedeckt und mit einem schwarzen Visir vor dem Gesicht erscheint. Am Kameroon werden die Glieder des Ordens selbst durch ein in einen künstlichen Knoten geschurztes Laubwerk vereinigt, sodaß sie sich wie eine zusammenhängende Masse bewegen. Ein jeder Mann, Frau oder Kind hat das Recht, die Hülfe des Egbo gegen seinen Herrn oder seinen Nachbarn anzurufen, dazu bedarf es nur, daß er ein Mitglied des Ordens auf der Brust berührt oder an die große Egbo-Trommel schlägt. Der Beanspruchte muß alsogleich einen Konvent zusammenberufen, wo die Klage untersucht und, wenn gerecht befunden, befriedigt wird. Erweist sie sich



Fig. 209. Schildpattmaske aus der Torresstraße. (Ethnographisches Museum in Oxford.)

dagegen als unbegründet, so wird der Kläger bestraft; hat das Gericht ein Verdammungsurteil gefällt, so läuft der Beauftragte mit seiner schweren Peitsche in der Hand und von einem lärmenden Gefolge von Egbo-Brüdern umgeben, direkt nach dem Hause des Verurteilten, aus dem sich niemand rühren darf, bis die Strafe vollzogen und gewöhnlich das ganze Haus zusammengerissen ist, sodaß alle Einwohner mehr oder weniger Schaden nehmen. Während dieser Zeit, sowie überhaupt während der ganzen Dauer einer Egbo-Sitzung würde es für jeden nicht dabei Beteiligten der Tod sein, wenn er sich auf der Straße sehen ließe, und erst wenn die Egbo-Trommel den Schluß des Gerichts verkündet, können die Geschäfte des gewöhnlichen Lebens wieder begonnen werden. Mitglieder des Ordens sollen, wenn verurteilt, das Recht haben, im Rausche zu sterben. Leute, die auf Reisen zu gehen gezwungen sind, stellen meistens ihr Eigentum unter den Schutz des Messing-Egbo und ein gelbes Stück Zeug, das über der Thür angebracht ist, genügt, das Haus gegen jede Beschädigung zu schützen; der in den Messinggrad Einzuweihende wird am ganzen Körper mit einem gelben Pulver eingerieben. Am Kameroon ist ein Bündel grüner Blätter, der an einen Pfahl gebunden wird, das Zeichen, daß das Eigentum unter dem Schutze des Egbo steht.

Seine Entstehung soll der Orden des freien Egbos auf den Messen genommen haben, die auf einem großen Ölmarkte des Innern, halbwegs zwischen Kalabar und Kameroon abgehalten wurden. Da dort vielfache Unordnungen einrissen, der europäische Handel aber zur Aufrechterhaltung des Kredites eine genaue Einhaltung der übernommenen Verpflichtungen forderte, so bildete sich dieses Institut als eine Art Hansa unter den angesehensten Kaufleuten zu gegenseitiger Wahrung ihrer Interessen und gewann später die politische Bedeutung Vehme, indem es die ganze Polizei des Kalabar und Kameroon in seinen Bereich zog. Die Könige suchten sich stets die Großmeisterschaft in diesem Orden zu sichern, da ohne dieselbe ihr Ansehen zu einem Schatten herabsinkt. Europäische Kapitäne haben es mehrfach vorteilhaft gefunden, sich in die niederen Grade einreihen zu lassen, um ihre Schulden leichter eintreiben zu

können. Ein Mitglied des Egbo hat das Recht, den Sklaven seines Schuldners, wo immer er ihn finde, als sein Eigentum zu beanspruchen, indem er eine gelbe Schleife an das Kleid oder Tuch desselben befestigt. Der Charakter eines Egbo wird selbst im Innern noch geachtet und gefürchtet und verleiht eine gewisse Unverletzlichkeit, wie sie für ausgedehntere Handelsspekulationen in Afrika durchaus notwendig ist. Als Vorbereitung für ihre Aufnahme unter die freien Egbos werden am Kamaroon die aufwachsenden Knaben für längere Zeit zu den Mokoko, einem Buschvolk des Innern geschickt, bei denen sie nackend in den Feldern leben und nur zeitweise, mit grünen Blättern behangen, hervorstürzen, um ein Bad im Flusse zu nehmen. Keine Frau und vor allem keine Sklaven dürfen sich bei schwerer Strafe dem Walde nähern, in dem sie sich aufhalten. Um einen Besuch, vor allem einen europäischen, besonders zu ehren, pflegt man am Kameroon die Egbo-Ziege vorzuführen, deren Anblick dem Volke sonst nur selten gestattet wird.



Fig. 210. Maske aus Federn über Rohrgestell. Hawai (Britisches Museum in London.)

Holman berichtet, das ganze Land Alt-Kalabar stehe unter der Herrschaft der sogenannten Egbo-Gesetze. Diese werden durch eine geheime Ratsversammlung, die Egbo-Versammlung, erlassen, welche in einem eigens für diesen Zweck errichteten Hause, dem Palaverhause, abgehalten wird; als Vorsitzender dieser Versammlung fungiert

kraft seiner Souveränität der Herzog unter dem Titel Eyamab. Bei den Egbo-Mitgliedern giebt es verschiedene Rangstufen, die als Grade nacheinander erworben werden müssen. Holman führt Engländer dafür an, daß Europäer in den Egbo, ja sogar in den Yampai sich eingekauft haben, um so ihre Gelder leichter einzutreiben. Als Namen und Preise der Rangstufen des Egbo giebt er folgende an:

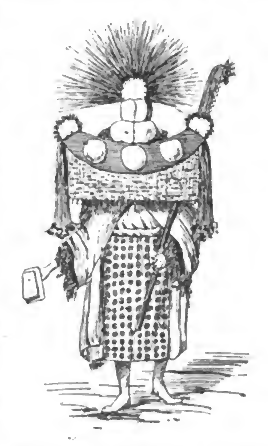
1. Abungo .... 125 Bars,
2. Aboko.................. 75 „
3. Makaira................ 400 Kupferstangen,
4. Bakimboko .... 100 Bars,
5. Yampai .... 850 Kupferstangen,

wozu noch Rum, Kleider, Membo &c. zu erlegen ist. — Die Yampaiklasse ist die einzige, deren Mitglieder Erlaubnis haben, im Rat zu sitzen. — Die für die verschiedenen Titel des Egbo bezahlten Summen werden ausschließlich unter die Yampai verteilt, welche übrigens nicht auf einen einzelnen Anteil beschränkt sind, denn jeder Yampai kann seinen Titel so oft vervielfältigen, als er Anteile hinzukaufen kann, und diese berechtigen ihn zum Empfange der entsprechenden Quoten aus dem Gewinn der ganzen Institution.

Aus der Geistergewalt, aus den Vorstellungen der Geistermacht, aus der Vergeistigungsidee ist demnach der Geheimbund aufgewachsen. Wie sich die letzten beiden Formen äußern, wird man nicht umhin können, die Institutionen, wie sie sich heute darstellen, zu loben. Festhalten wollen wir aber, daß die Geistermacht, wie sie sich in primitiveren Formen nach der Vergeistigung äußert, nichts weniger als ansprechend ist. Wie der Neuholländer mit dem Schädel des Toten alles thun, alles rauben, alles morden kann, so steht auch den Primitiven gleiches Recht und ähnliche Machtvollkommenheit zu. Erst unter entwickelteren Verhältnissen nimmt die an sich rohe und plumpe Geistergewalt die Gestalt und den Wesenszug einer richtenden und juristischen Befugnis und Rechtsführung an.

So ist es nicht nur in Afrika, so ist es auch auf den indonesischen Inseln und in Melanesien.

Wer auf den Molukken in den Kakeanbund aufgenommen werden will, wird zur Nachtzeit durch eine Öffnung in der Form eines aufgesperrten Krokodilrachens oder Kasuarschnabels in das Kakeanhaus geschoben, und es heißt dann von ihm, der Setan-besaar habe ihn verschlungen. In dichter Finsternis sitzend, hört er nun allerlei fremdartige Laute, Waffengeklirr und einzelne Gewehrschüsse. Nachdem er mehrere Tage im Hause zugebracht, während welcher Zeit der Mauen (Priester) für Speise und Trank sorgt, wird er heimlich entfernt und nach einer entlegenen Gegend entführt, woselbst er ein paar Monate zubringt. Nach Ablauf dieser Zeit kehrt er wieder in scheinbar hülflosem Zustande in den Schooß seiner Familie zurück, welche mit seinem Aufenthalte gänzlich unbekannt geblieben war. — Dieser Bericht ist ausgezeichnet. Das ist beinahe afrikanische Klarheit.


Fig. 211. Hewamaskierung von Tahiti. (Nach Zeichnung der Cookschen Expedition.)

Sehen wir uns nach vollendeten Formen um, so finden wir in Ozeanien genau die gleichen Bünde wie in Afrika. Höchstens, daß die Thatsachen der Geistergewalt noch deutlicher wie auf dem Kontinente hervortreten. Vor allem wichtig ist die Äußerung der Geistergewalt beim Totenfeste.

Wenn ein Maori-Häuptling getötet ist, so plündern seine Freunde seine Weiber und Kinder. Andere berichten, daß beim Tode eines Anführers seine Nachbarn sich vereinigen, um seine Besitzungen zu plündern und sich alles anzueignen, was ihnen in die Hände falle.

Nach Forster bekleidet sich ein Verwandter des toten Tahitiers mit der Hewa-Maske (Fig. 211) und begiebt sich mit einem Stocke, beim Hause des Toten die Prozession beginnend, gefolgt von zwei

schwarz bemalten Männern auf eine Wanderung. Wer ihm begegnet, wird mit Stockhieben begrüßt. Wo er sich naht, verlassen die Insulaner die Hütten, um auf eiliger Flucht das Weite zu suchen und den Schlägen zu entgehen. Auch folgt beim Tode eines tahitischen Häuptlings Gefecht bis zur Verwundung oder Tod. — Auf Hawai folgt dem Tode eines Häuptlings wildes Durcheinanderlaufen. Mord, Diebstahl, Brand gehört zur Tagesordnung.

Gegen den zehnten Tag nach dem Totenfeste oder auch etwas früher bewaffnen sich die Weiber auf Fitschi mit Stöcken, Ruten und Peitschen und fallen über irgend welche Männer mit Ausnahme der höchsten Häuptlinge her, erbarmungslos ihre Waffen schwingend.

Also hier wie dort das gleiche Fundament der Anschauung und Sitten. Hier wie dort ist aber auch mit diesen Vorstellungen und Ceremonien aufs innigste die Maske verbunden. Meist sind es Maskierte, welche entweder nach dem Tode eines anderen (also als Repräsentanten dessen befreiter und räuberisch umherziehender Seele) oder nach dem eigenen Hinscheiden, als Vergeistigte also derartige Räubereien ausführen. Nun ist die Maske ursprünglich aber sicherlich nicht mit dem Zwecke hergestellt worden, den räuberischen Träger zu verdecken. Sie hat ein mystisch heiliges Gepräge, das eine derartige Annahme verbietet. Vielmehr tritt uns als natürlichste, ursprünglichste, in ihrer Art primitivste Maske eine Form entgegen, welche auch sonst ernsthaft und innerlich mit der Vergeistigungsidee gemeinsam erstanden sein dürfte; ich meine die Schädelmaske (siehe das Kapitel über Schädeldienst).

Es soll nicht angenommen werden, daß alle Masken aus dem Schädel entstanden seien, obgleich die Vermutung bei vielen Völkern ziemlich naheliegt. Denn vielfach werden die Schädel der Verstorbenen in künstlicher Weise konserviert, zu Vergeistigungen verwendet, mit Ornamenten versehen und in einer Weise in Anspruch genommen, die außerordentlich lebhaft an die Sitten der Neupommeraner, ihre Schädelmasken, ihre Kinakinau ꝛc. gemahnen. Ich will also nicht annehmen, daß überall die Maske in dieser Weise entstanden sei, eine unbestreitbare Thatsache ist es dagegen, daß wo die Maske überhaupt erscheint und zwar wirklich als frische, unbeeinflußte

Thatsache, daß sie dort auch immer mit manistischen Ideen in Beziehung zu bringen ist.

Die Maske ist also nicht das Bild des Räubers, sondern ein Symbol der Seelenverehrung, sie ist ein den Ahnenbildern direkt verbrüderter Besitz. Das verrät außer dem Sinn der Verwendung auch die Form, die meistenteils den Charakter einer heiligen Sache bewahrt hat. Es giebt, um so auf die Abbildungen hinzuweisen, die verschiedensten Typen, die verschiedensten Materiale. Von den ganz primitiven aus Baumrinde bis zu den ganz zierlichen, den aus Flecht- und Federwerk hergestellten ist aber kein sehr großer Weg der Entwickelung, sobald die Form als solche einmal geboten ist.



Fig. 212. Mukisch. Bettelnder Maskierter resp. Geistervertreiber aus Angola. (Nach M. Buchner.)

Wie die Ausübung der Geistergewalt von brutaler Ursprünglichkeit sich bis zu einer verhältnismäßig raffinierten Justizverwaltung umgestaltet hat, so ist auch die Verwendung der Maske von einem Extrem bis zum anderen umgebildet. Zuerst schritt der Maskierte mit tragischer Würde in heiligem Ernste einher, dann verflachte sich die Sache; mit dem Verfall des Volksglaubens verlor auch diese äußere Ausdrucksform des Manismus den Ernst und zuletzt sehen wir die Maskenträger verspottet durch die Straßen ziehen und sie so endlich endigen als Larve des allgemein verachteten — Possenreißers, der sich das erbettelt, was der ursprüngliche Träger der Geistergewalt kraft dieser einfach nahm, d. h. raubte.

Aber nicht nur beim Possenreißer endet sie. Sie geht auch auf ein anderes Gebiet über, auf den Tummelplatz mimischer Künste, sie wird zur Schauspielmaske. Hierfür ein Beispiel aus Afrika.

4. Die Schauspielmaske.

Clapperton verdanken wir einen eingehenden Bericht über ein Schauspiel bei den Yoruba, einem der interessantesten Völker Afrikas, das westlich der Nigermündung wohnt.

Der Platz, der zu diesem Zeitvertreibe ausgewählt ist, ist der Garten des Königs, vor dem Hauptthore, wo der Gebieter meistenteils zu sitzen pflegt. Ein Tempel steht linker Hand, gegen Süden sind zwei sehr große, romantische Granitblöcke; an denselben steht ein alter verwitterter Baum. Gegen Osten sind einige schöne schattige Bäume, gegen Norden liegt des Königs Wohnung, wo er als Zuschauer seinen Platz hat. In der Mitte des Platzes sind zwei Gruppen schöner Bäume; in einer derselben steht eine hohe Fächerpalme, die weit über den Platz, der 700—800 Ellen im Quadrat halten mag, hervorragt. Unter diesen Bäumen saßen die Schauspieler, ganz in Säcke gehüllt und die Köpfe mit bunten Streifen und Lappen von Seide und Baumwolle aufs phantastischste ausgeschmückt. Die Leute des Königs geben acht, daß kein Zuschauer in jenen Platz hineinkann, und Musikanten lärmen ohne Unterlaß mit Trommeln, Hörnern und Pfeifen.

Der erste Akt bestand darin, daß die Schauspieler in den Säcken tanzten und sprangen, was sie auf bewunderungswürdige Weise thaten, wenn man bedenkt, daß sie nicht sehen und Hände und Füße nicht frei gebrauchen konnten.

Im zweiten Akt ward die Boa constrictor eingefangen. Zuerst kam einer von den Sackmännern heran und kniete nieder auf Hände und Füße, dann erschien eine große majestätische Figur, mit einem Kopfputz und mit einer Maske, die man nicht beschreiben kann: sie war ganz pechschwarz; bisweilen schien es ein Löwe zu sein, der über dem Kamme eines Helmes liegt, dann ein schwarzer Kopf mit einer großen Perücke; bei jeder Wendung änderte sich



Fig. 213—215. Tanzender Mukisch. (Nach M. Buchner.)

die Gestalt. Die Figur hielt in der rechten Hand ein Schwert, und nach der ausgezeichneten Kleidung und den Bewegungen war sie der Direktor der Vorstellungen. Die Schauspieler sprachen kein Wort. Der Vorsteher, wie ich die große Gestalt nennen will, ging zu dem Manne, der in dem Sacke lag; ein anderer Sacktänzer ward in seinem Sacke herbeigebracht und nach einem Wink mit dem Schwerte bei dem Kopf oder bei den Füßen des anderen niedergelegt. Nachdem er die Enden beider Säcke aufgetrennt hatte, krochen beide Personen in einen. Dann schwang der Vorsteher sein Schwert gewaltig, ich glaubte, gewiß würde es nun ein Kopfabhauen geben, da alle Mitspielenden um die beiden im Sacke versammelt waren; in wenigen Minuten waren sie aber fort bis auf den Vorsteher, der drei oder vier Hiebe mit dem Schwerte führte, als die Darstellung der Boa constrictor begann. Das Tier steckte seinen Kopf aus dem Korbe, worin es lag, hervor und versuchte den Vorsteher zu beißen; bei einem Streiche des Schwertes wendete es aber den Kopf nach einer anderen Seite, dem Hieb zu entgehen; dann kroch es allmählich aus dem Korbe und machte alle Bewegungen einer Schlange sehr natürlich nach, besonders das Auf- und Zumachen des Rachens, den der Schauspieler wahrscheinlich durch seine beiden Hände bildete. Die Schlange war gegen 14 Fuß lang und die Haut war gut nachgeahmt. Nachdem sie den Vorsteher eine Zeit lang durch den Park verfolgt und ihn zu beißen versucht hatte, was er durch sein Schwert verhinderte, ward allen Schauspielern ein Zeichen gegeben zu erscheinen, und der Vorsteher stellte sich, als ob er mit dem Schwerte der Schlange in den Schwanz hiebe. Diese sperrte den Rachen auf, rollte sich zusammen und schien große Schmerzen zu leiden; als sie fast tot war, nahmen die Schauspieler sie auf die Schultern, indem sie noch immer den Rachen aufsperrte und zu beißen versuchte, und trugen sie in großem Triumph in den Tempel.

Im dritten Akt erschien der weiße Teufel. Als die Schauspieler in den Hintergrund der Scene traten, blieb einer zurück, und als sein Sack allmählich abfiel, erschien zuerst ein weißer Kopf und das ganze Volk schrie laut auf; nach und nach ward der ganze Körper sichtbar, und man sah eine weiße Gestalt, entsetzlich mager

und vor Kälte schier vergehend. Die Gestalt nahm häufig Schnupftabak und rieb sich die Hände; wenn sie ging, geschah es mit dem linkischsten Anstande; sie trat auf, als wenn der weichlichste weiße Mann zum ersten Male mit bloßen Füßen über Eis gehen sollte.

Die Zuschauer fragten uns oft, ob die Darstellung nicht vortrefflich sei und baten, ich möchte ja hinsehen und achtgeben, was nun komme. Ich stellte mich, als ob mir die Karrikatur eines Weißen ebensoviel Vergnügen mache als ihnen, und gewiß, der Schauspieler spielte diese Rolle gut. Nachdem dies vorbei war, gingen die Schauspieler alle in den Tempel. Zwischen jedem Akte sangen die Frauen des Königs, und die versammelte Menge stimmte mit ein.

Derartig plastische Klarheit manistischer Anschauungsweise wie in Afrika und teilweise auch Ozeanien, zeichnet Amerika nicht aus. Die heiligen Sekten der nordamerikanischen Rothäute, deren eine ich im nächsten Kapitel an der Hand einiger Zeichnungen der Eingeborenen beschreiben will, sind von einem Geiste durchtränkt, der dem urwüchsigen Manismus ursprünglich fern ist. Die Midewiwin sind eine Sekte der Chippeway, welche um den Oberen See in Kanada und den Vereinigten Staaten leben. Mitglied des Bundes kann jeder werden. Es giebt aber vier Grade und von einem zum anderen gelangt man immer nur durch neuen Ankauf, durch Gaben, welche an einen, zwei, drei oder vier Pfählen (je nach dem Grade) in dem heiligen Hause aufgehängt und unter die Mitglieder verteilt werden, ferner durch Schwitzbäder und Rauchopfer. Beim Eintritt müssen immer die bösen Manidos (Geister) überwunden werden, wobei die guten Manidos helfen. Die Thätigkeit der Mitglieder dieses Bundes besteht in Wahrsagen, Prophezeihen, in ärztlicher Beschäftigung und im Dämonenaustreiben.

Die Mide.



Die Ojibwa (Chippeway), einer der größten Stämme des nördlichen Amerika, wohnen um den Oberen See herum. Wir finden bei ihnen eine besondere Klasse von Leuten, die Mide genannt, die als geschlossene Gesellschaft ihren Ursprung auf folgende Mythe zurückführt:

Als Minabozho, der Diener von Dzhe Manido, auf die Erde herniedersah, erblickte er menschliche Wesen, die Anishinabeg, die Vorfahren der Ojibwa; sie bewohnten die vier Viertel der Erde, den Nordosten, den Südosten, den Südwesten und den Nordwesten. Er sah, daß sie sehr hülflos waren, und er wünschte, ihnen Mittel zu verschaffen, welche sie von allen Krankheiten befreien sollten.

Gedankenvoll blieb er über dem Mittelpunkt der Erde schweben. Während er sich noch bemühte, herauszufinden, auf welche Weise er mit ihnen in Verbindung treten sollte, hörte er etwas lachen und bemerkte einen dunklen Gegenstand auf der Oberfläche des Wassers im Westen. Er konnte seine Form nicht erkennen, und während er ihn aufmerksam beobachtete, verschwand er langsam. Er erschien darauf im Norden, und nach einer kurzen Pause verschwand er wieder. Minabozho hoffte, er würde sich wieder auf der Oberfläche des Wassers zeigen, und wirklich tauchte er im Osten hervor.

Da wünschte Minabozho, er möchte sich ihm nähern, damit er mit ihm reden könnte. Als er vor seinen Blicken im Osten verschwand und darauf wieder im Süden erschien, sagte daher Minabozho zu ihm:

„Komm doch zum Mittelpunkt der Erde, damit ich dich ansehen kann.“

Wiederum verschwand er vor seinen Blicken, und als Minabozho ihn im Westen wieder auftauchen sah, bemerkte er, wie er sich langsam dem Mittelpunkt der Erde näherte. Da stieg er herab und



Fig. 216. Mitglied der Mide praktizierend, d. h. als Arzt beschäftigt. Nach W. J. Hoffman.

sah, daß es die Otter war, die jetzt eine der heiligen Manidos der Midewiwin ist. Nun weihte Minabozho die Otter in die Geheimnisse der Midewiwin ein und gab ihr zu gleicher Zeit die heilige Klapper, welche für die Kranken, die heilige Midetrommel, welche bei den heiligen Festen, und Tabak, welcher bei Gebeten und Friedensverträgen verwendet wird.

Der Platz, auf welchen Minabozho herniederstieg, war eine Insel inmitten eines großen Wassers, und darum heißt der Mide, welcher von allen am meisten gefürchtet wird, Minisinoshkwe (derjenige, welcher auf der Insel lebt). Nun baute Minabozho ein Midewigan (heiliges Midehaus) und nahm seine Trommel, schlug sie und sang ein Midelied, in welchem er der Otter erzählte, daß Dzhe Manido beschlossen hätte, den Anishinabeg zu helfen, damit sie immer Leben, Überfluß an Nahrung und alle notwendigen Dinge haben möchten.

Hierauf nahm Minabozho die Otter mit sich zum Midewigan und vertraute ihr die Geheimnisse der Midewiwin an, und mit seinem Midebeutel schoß er die heilige Migis in ihren Körper, um ihr Unsterblichkeit zu geben und sie zu befähigen, diese Geheimnisse seinen Verwandten, den Anishinabeg, anzuvertrauen. Die Migis ist ein heiliges Symbol der Midewiwin und besteht gewöhnlich aus einer kleinen weißen Muschel.

Diese Mythe wird durch die beistehenden Abbildungen auf Tafel III dargestellt, welche gleichzeitig die besten Erläuterungen der Midewiwin-Ceremonien bieten dürften.

Tafel II. Der große Kreis auf der rechten Seite bezeichnet die Erde, auf welche Minabozho herabsieht, während die Otter auf den Vierecken in Nr. 1, 2, 3 und 4 erscheint. Die halbkreisförmigen Anhängsel Nr. 5, 6, 7 und 8 stellen die vier Viertel der Erde dar, welche durch die Anishinabeg bewohnt werden. Nr. 9 und 10 sind zwei der zahlreichen bösen Manidos, die sich bemühen, den Eintritt in das heilige Gebäude und das Eindringen in die Geheimnisse der Midewiwin zu verhindern. Die länglichen Vierecke 11 und 12 sind Skizzen des ersten Grades der Gesellschaft, und die inneren gleichlaufenden Linien bezeichnen den Gang, welcher während der Einweihung eingeschlagen werden muß. Die vier menschlichen Formen

13, 14, 15 und 16 sind die vier amtierenden Midepriester, deren Dienste stets bei einer Einweihung nötig sind; jeder von ihnen hat eine Klapper in der Hand. Nr. 17, 18 und 19 stellen Cedernbäume dar, von denen stets einer an jeder Ecke des Midehauses gepflanzt wurde. Nr. 20 bezeichnet die Erde.

Die Skizze des Bären, Nr. 21, stellt den Makwa Manido oder Bärengeist dar, zu welchem der Bewerber beten und welchem er Tabaksopfer bringen muß, damit der Geist die bösen Manidos zwingt, sich von dem Thor des Midewigan zurückzuziehen, welches in Nr. 28 gezeigt wird. Nr. 23 und 24 sind heilige Trommeln, welche der Bewerber beim Absingen seiner Gebete schlagen muß.

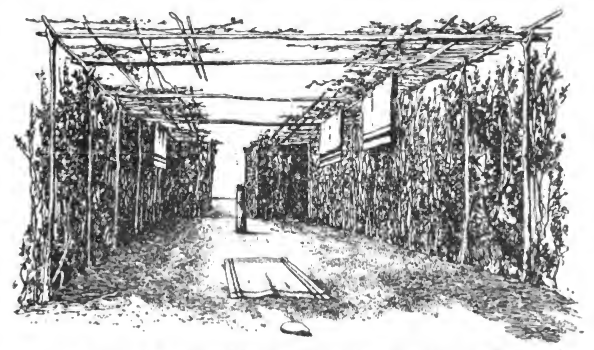


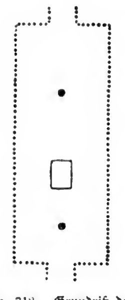
Fig. 217. Das Einweihungshaus oder Midiwigan. (Nach W. J. Hoffman.)

Wenn der Bewerber zu einem Grade zugelassen ist und sich vorbereitet hat, um in den nächsten überzugehen, giebt er drei Feste und singt dem Makwa Manido oder Bärengeist (Nr. 22) drei Gebete, damit der Eintritt in jenen Grad ihm gestattet werden möchte. Die Feste und Gesänge werden durch die drei Trommeln Nr. 25, 26 und 27 gezeigt.

Nr. 30, 31, 32, 33 und 34 sind fünf Schlangengeister, böse Manidos, welche sich dem Fortschritt eines Mides widersetzen; aber

nach den Festen und Gebeten, welche an den Makwa Manido gerichtet werden, müssen sich die vier kleinen Schlangengeister auf die Seite des Pfades, der von einem zum andern Grad hinüberführt, zurückziehen, während die große Schlange ihren Körper in der Mitte erhebt und so einen Bogen bildet, unter welchem der Bewerber seinen Weg zu dem zweiten Grade nimmt.

Nr. 35, 36, 46 und 47 sind vier böse Bärengeister, welche den Eingang und den Ausgang des zweiten Grades, dessen Thüren Nr. 37 und 49 bilden, bewachen. Die Form dieses Hauses (38) ähnelt der vorhergehenden; Nr. 39, 40, 41, 42, 43, 44 und 45 sind Midepriester, welche der zweiten Einweihung beiwohnen. Die Zahl der Priester bei dem Einweihungsfest ist unbestimmt, es sind aber bei dem zweiten Grad mehr gezeichnet als bei dem ersten, um den höheren Rang damit anzugeben.


Fig. 218. Grundriß des Midiwigan. (Nach W. J. Hoffman.)

Wenn der Mide dem zweiten Grade angehört, empfängt er von Dzhe Manido übernatürliche Kraft, wie Nr. 48 zeigt. Die Linien, welche von den Augen aufwärts führen, zeigen an, daß er in die Zukunft blicken kann; diejenigen, welche von den Ohren ausgehen, daß er zu hören vermag, was in weiter Entfernung vor sich geht; diejenigen von den Händen, daß er gute oder böse Freunde und Feinde auf eine Entfernung, wie weit sie auch immer sein mag, berühren kann, und die Linien, die von den Füßen aus gezogen sind, beweisen seine Fähigkeit, über jegliche Entfernung hinweg seine Wünsche oder Pflichten auszuüben. Der kleine Kreis auf der Brust der Figur bedeutet, daß einem Mide dieses Grades die Migis — Leben — in den Körper geschossen worden ist. Je größer jener Fleck ist, desto mehr Kraft und Einfluß hat er dadurch erlangt.

Nr. 50 stellt einen Mitsha Mide oder bösen Mide dar, einen, der seine Kraft zu bösen Zwecken gebraucht. Er hat die Macht, die Form eines jeglichen Tieres anzunehmen und in dieser Verkleidung das Leben seines Opfers zu zerstören, um nachher sofort

wieder in seine menschliche Form zurückzukehren und vollkommen unschuldig zu erscheinen; seine Dienste werden von den Leuten gesucht, welche Feinde oder Nebenbuhler, die weit entfernt wohnen, zu vernichten wünschen. Nr. 50 zeigt ein Wesen, welches sich als Bär verkleidet hat, die Zeichen Nr. 51 und 52 stellen die Fußtritte eines Bären dar, die von dem als Bär verkleideten Wesen gemacht worden waren. Solche Eindrücke werden bisweilen in der Nähe von Wohnungen gefunden, die seine auserkorenen Opfer bewohnen; die Bäume auf jeder Seite von Nr. 50 stellen einen Wald dar, den Ort, welcher gewöhnlich durch böse Mide und Hexen aufgesucht wird.

Wenn es einem Mide des zweiten Grades gelingt, ein Mitglied des dritten Grades zu werden, giebt er wieder dem Lehrer und den vier amtierenden Mide Feste und betet zu Manido um Glück und Erfolg. Nr. 53 stellt den Bewerber als Bären dar, jetzt nicht einer der bösen, sondern einer der heiligen Manidos, von dem man glaubt, daß er bei den Einweihungsgebräuchen des zweiten Grades zugegen wäre. Er sitzt vor seiner heiligen Trommel, und wenn die geeignete Zeit kommt, so wölbt der Schlangenmanido (54), welcher bis jetzt sich seinem Eintritt widersetzt hat, seinen Körper, und unter ihm kriecht er in die Thür des dritten Grades (55 und 56), wo er zwei der vier Panthergeister, die Hüter dieses Grades sind, trifft (57 und 58). Nr. 61—76 zeigen Midegeister, welche den Bau dieses Grades bewohnen, und die Zahl der menschlichen Formen, welche größer ist als diejenige, welche mit Beziehung auf den zweiten Grad gezeichnet ist, giebt einen entsprechend höheren und heiligeren Charakter an.

Wenn ein Indianer diese Einweihung hinter sich hat, wird er in seinem Berufe als Mide sehr geschickt. Die Kraft, welche er im zweiten Grad besaß, wächst. So ist er in Nr. 77 dargestellt, die Arme ausgebreitet; durch seinen Körper und seine Arme ziehen sich Linien, die zeigen, daß er befähigt ist, aus der unsichtbaren Welt das Wissen zu holen, nur außerordentliche Thaten zu erfüllen. Er vertraut jetzt der schnelleren Hülfe der heiligen Manidos.

Nr. 59 und 60 sind zwei der vier Panthergeister, welche die besonderen Hüter des dritten Grades sind. In den vierten und

höchsten Grad der Gesellschaft zu gelangen, erfordert eine größere Anzahl von Festen als vorher, und der Bewerber, welcher wieder den Bärengeist vorstellt, gebraucht wieder seine heilige Trommel, wie Nr. 78 zeigt und singt noch mehr Gebete, um die Gunst Dzhe Manidos zu erflehen. Dieser Grad wird durch die höchste Anzahl und die mächtigsten der bösen Geister bewacht, welche eine letzte Anstrengung machen, um den Eintritt eines Bewerbers durch die Thür (79), welche zu dem Gebäude des vierten Grades führt (80) zu verhindern. Die Hauptgegner, welche mit Hülfe von Dzhe Manido überwunden werden, sind zwei Panther (81 und 82) und zwei Bären (83 und 84). Auch andere böse Geister umlauern das Gebäude; häufig nehmen sie es in Besitz und sind dann befähigt, dem Eintritt des Bewerbers anhaltenden Widerstand entgegenzusetzen. Die Anführer dieser Gruppe sind Bären (88 und 96), der Panther (91), der Luchs (97) und viele andere, welche in Nr. 85, 86, 87, 89, 90, 92, 93, 94 und 95 gezeichnet sind.

Die Kraft, mit welcher derjenige begabt werden kann, der zu dem vierten Grade gehört, wird durch die Skizze einer menschlichen Person bezeichnet, auf welcher eine Anzahl von Flecken stehen, die anzeigen, daß der Körper mit der Migis oder den heiligen Muscheln bedeckt ist; diese Flecke bezeichnen den Platz, auf welchen die Midepriester bei der Einweihung geschossen haben, und die Linien, welche sie verbinden, deuten auf die erhöhte Fähigkeit der verschiedenen Organe hin.

Von dem Ende des vierten Grades führt ein winkliger Fußweg zur Linken, er stellt den Weg dar, der von einem Mide eingeschlagen werden muß, nachdem er diese hohe Bedeutung erlangt hat. Nun befinden sich viele Gefahren auf seinem Lebenslaufe, das zeigen die rechten Winkel an; Versuchungen treten auf, die ihn abseits führen wollen. Die Punkte, bei welchen er möglicherweise vom wahren Wege abweichen könnte, werden durch Linien bezeichnet, die sich nach rechts und links abzweigen (100). Die eirunde Figur (101) am Ende des Pfades wird „Ende des Weges“ genannt; sie bedeutet, daß hier das Leben des Individuums ein Ende hat.

Die senkrechten Striche (102) in der eirunden Figur verraten, daß der Zeichner dieser Abbildung 14 Jahre lang ein Mitglied des

vierten Grades der Midewiwin gewesen war. Die Skizze des Midewigan (103) zeigt an, daß derselbe als Mide praktiziert, d. h. Dämone ausgetrieben hat, und die senkrechten Striche (104 und 105) beweisen, daß er 13 Jahre der Hauptpriester der Midewiwin war. Die Skizze des Midewigan (106) mit dem Kreis (107) zeigt den heiligen Pfahl und (108) den Stein, auf welchen die Kranken bei ihrer Behandlung Platz nahmen. Der Pfad (109) bedeutet, daß der Zeichner auch Kranke besuchte, welche außerhalb der anerkannten Gerichtsbarkeit der Gesellschaft wohnten. Unmittelbar über dem vierten Hause ist die Skizze eines Midewiwin gezeichnet (110) mit einem Pfade (114), welcher westlich zu einem Kreise führt (111), in welchem sich ein ähnliches Gebäude befindet, dessen längster Durchmesser mit dem Wege einen rechten Winkel bildet. Das ist Dzhibai Midewigan oder das Geisterhaus. 113 stellt die Ko-ko-ko-o (Eule) dar, welche von den Midewigan zu dem Lande der untergehenden Sonne, dem Ort der Toten, auf dem Totenwege entlang geht, der wiederum durch den Fußweg (114) bezeichnet ist.

Tafel III. Die vier Grade der Midewiwin werden auch durch das Bild auf Tafel III dargestellt, welches aber im Gegensatz zu dem anderen eine höhere künstlerische Fertigkeit zeigt. Die Erklärung, welche dazu von den Ojibwa gegeben wurde, ist folgende:

Als Kitshi Manido sich entschlossen hatte, den Anishinabeg die Midewiwingebräuche zu geben, nahm er seine Midetrommel und sang, um die anderen Manidos aufzufordern, zu ihm zu kommen und zu hören, was er jetzt thun wollte. Nr. 1 zeigt den Aufenthaltsort von Kitshi Manido im Himmel; Nr. 2 zeigt, wie der Gott die Trommel schlägt; Nr. 3 sind kleine Flecke, welche die Migis darstellen, womit alles, was den Gott umgiebt, bedeckt ist. Die Mide Manidos kamen auch zu ihm in das Midewigan (4); elf von ihnen sind im Innern des Gebäudes gezeichnet, während zehn, welche sich außerhalb befinden (5—14), zur Erde herabsteigen, beladen mit Mitteln, welche den Anishinabeg die heiligen Gebräuche zeigen sollen. In dem Midewigan (4) ist auch der heilige Pfahl

zu sehen (15), auf welchem sich die Ko=ko=ko=o, die Eule (16), niedergelassen hat. Die Linie, welche das Gebäude von einer Seite zur andern durchschneidet, stellt den Fußpfad dar, welcher durch dasselbe führt, während die beiden Ringe (17 und 18) auf der rechten Seite des Pfahles den Platz bezeichnen, auf welchem die Geschenke niedergelegt werden.

Wenn ein Indianer vorbereitet ist, sich der Einweihung zu unterziehen, errichtet er ein Wigiwam (19), in dem er vier Tage lang Dampfbäder nimmt, an jedem Tage eins. Die vier Bäder und vier Tage sind dargestellt durch eine Anzahl von Flecken auf dem Boden des Hauses, die zugleich Steine bezeichnen. Seine Lehrer und die amtierenden Priester der Gesellschaft sind zugegen: einer von ihnen (20) wird auf der linken Seite des Wigiwam gesehen, wie er ein Rauchopfer darbringt, und ein anderer auf der rechten Seite, wie er die Trommel schlägt und dazu singt. Die vier amtierenden Priester sind im Gebäude auf jeder Seite des Bewerbers sichtbar. Die Wigiwams (22, 23, 24, 25) bezeichnen die Dorfhäuser.

Am Abend des Tages, welcher der Einweihung vorhergeht, besucht der Bewerber (26) seine Lehrer (27), um von ihnen Maßregeln für den folgenden Tag zu bekommen. Der Bewerber ist dargestellt, wie er seine Pfeife mit sich trägt; denn das Tabaksopfer ist das annehmbarste aller Gaben. Seine Verwandten folgen und tragen Geschenke, von denen einige auf die Zweige des ersten Midebaumes (28) am Eingange des ersten Gebäudes aufgehängt werden. Das Wigiwam des Lehrers zeigt Nr. 29, die beiden dunkelen runden Flecke stellen zwei Sitze dar, welche vom Lehrer und Schüler eingenommen werden. Die Figur Nr. 27 hat seinen linken Arm erhoben, um anzuzeigen, daß sich seine Unterredung auf Kitshi Manido bezieht, während er in seiner rechten Hand die Midetrommel hält. Am folgenden Morgen nahen sich die Midepriester mit dem Bewerber an der Spitze (30), treten in das Midewigan ein, und die Einweihung beginnt. Nr. 31 ist der Ort der heiligen Trommel und derjenigen, welche ausersehen sind, die Trommeln und Rasseln zu gebrauchen, während Nr. 32 die amtierenden Priester bezeichnet; Nr. 33 ist der Pfahl des Grades, er wird überragt von Ko=ko=ko=o,

der Eule (34). Die Linie (35), welche sich auf dem oberen Teile des umschlossenen Raumes entlang zieht, bezeichnet den Pfahl, auf welchem Kleider, Decken, Kessel ꝛc. aufgehängt sind. Sie stellen den Preis dar, welcher der Gesellschaft bei der Aufnahme gezahlt werden muß.

Wenn es dem Bewerber gelungen ist, genug Gaben als Geschenk der Gesellschaft des zweiten Grades zu erwerben, nimmt er seine Trommel und singt dem Kitshi Manido ein Lied, um ihm für seine Gunst zu danken (35). Kitshi Manido selbst ist der Beschützer des zweiten Grades, und seine Fußtapfen werden in Nr. 36 gezeigt. Nr. 37 stellt das Innere des zweiten Grades dar und enthält zwei heilige Pfähle, von welchem der erste ebenso ist, wie derjenige des ersten Grades. Ein kleiner Zweig an der Spitze wird gebraucht, um nach der Ceremonie den Tabaksbeutel daran zu hängen. Nr. 40 bezeichnet Musikanten und Begleiter; Nr. 41 den Bewerber auf seinen Knieen, während 42, 43, 44, 45 die amtierenden Priester darstellt, die ihn umgeben. Der Pfahl (46) ist behangen mit Geschenken: Kleidern, Gewändern und Pauken.

Wenn der Bewerber vorbereitet ist, in den dritten Grad aufgenommen zu werden (47), so stellt er Makwa Manido vor, der der Beschützer dieses Grades ist und dessen Spuren sichtbar sind (48). Die Teilnehmer sind im Innern sichtbar, sie trommeln und tanzen. Es sind drei heilige Pfähle zu sehen; auf dem ersten befindet sich die Eule, der zweite (50) trägt auf der Spitze das Bildnis einer Eule, der dritte wird von einem Indianer gekrönt (51). Die Rute (52) trägt ebenfalls Geschenke.

Der Beschützer des vierten Grades ist Makano, die Schildkröte. Sie (53) sieht den Eingang des vierten Grades an (54). Vier heilige Pfähle sind im vierten Grade errichtet; der erste (55) ist auf der oberen Hälfte weiß angestrichen und auf der unteren grün; der zweite (56) so ähnlich; der dritte ist rot bemalt, eine schwarze Spirale zieht sich von der Spitze bis zum Boden, und auf der Spitze befindet sich Ko-ko-ko-o, die Eule; der vierte (58) stellt ein Kreuz dar. Nr. 59 bezeichnet den Platz des heiligen Steines. Nr. 60 die Teilnehmer, einige von ihnen sitzen an der Wand,

andere schlagen die Trommel. Auf der Rute (61) werden Gewänder gezeigt, welche Geschenke für die Gesellschaft darstellen.

Bei der Einführung eines Bewerbers wurden Gesänge gesungen, in welchen man dem Gotte dankte, weil er den Menschen die Kenntnis der medizinischen Pflanzen gegeben hat. Durch sie bat man ihn, mit seinen Gunstbezeugungen fortzufahren. Diese Gesänge wurden in Birkenborke eingeritzt, doch ist es bisweilen schwer, ihre Bedeutung zu ermitteln, da ein jeder seine eigenen Zeichen brauchte.

In dem folgenden Gesang scheint der Lehrer darüber befriedigt zu sein, daß der Bewerber vorbereitet ist, sich der Einweihung zu unterziehen und erzählt ihm darum, daß der Mide Manido ihm eine zusagende Antwort giebt:

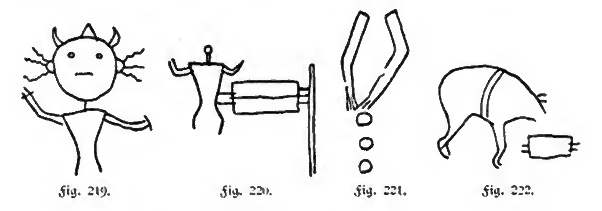


Fig. 219. Fig. 220. Fig. 221. Fig. 222.

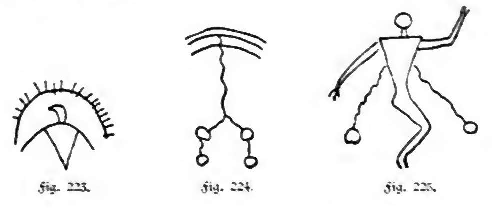
(Fig. 219.) Höre, der Geist will zu uns sprechen! (Der Midesinger verfügt über eine gewaltige Kraft, das zeigen die Hörner und die Spitze auf dem Kopfe. Die Linien, welche von den Ohren ausgehen, bedeuten das Hören.)

(Fig. 220.) Laß mich in das heilige Lager (Haus) gehen! (Das Midewigan wird von einer Linie durchquert, um anzuzeigen, daß er durch dasselbe geht.)

(Fig. 221.) Ich greife das Heilmittel, welches mir Leben verleiht! (Die Kreise bezeichnen heilige Gegenstände, die sich im Bereich des Sprechenden befinden.)

(Fig. 222.) Dir will ich das Heilmittel geben und ein Häuschen dazu! (Der Mide, welcher den Makwa Manido vorstellt, ist befähigt, dies Vorrecht dem Bewerber anzubieten.)

(Fig. 223.) Ich fliege zu meinem Lager! (Der Donnervogel ist dargestellt. Er ist eine Gottheit, welche zu dem Himmel auffliegt. Die kurzen Linien bezeichnen den Aufenthaltsort der Geister oder Manidos.)


Fig. 223. Fig. 224. Fig. 225.

(Fig. 224.) Der Geist hat das Heilmittel vom Himmel herabtropfen lassen, damit wir es sammeln können! (Die Linie, welche vom Himmel herabläuft und sich nach verschiedenen Punkten hin verteilt, zeigt, daß sich die heiligen Mittel in verschiedenen Plätzen befinden.)

(Fig. 225.) Ich halte das Heil in meinem Herzen! (Der Körper des Sängers [Herz] ist mit der Wissenschaft erfüllt, welche sich auf die heilige Medizin bezieht, welche die Erde uns giebt.)

Wie schon erwähnt, weicht der Typus, der diesen Ceremonien zu Grunde liegenden Anschauung, von den westlichen, manistisch klaren Vorstellungen von Vergeistigung und Geistergewalt sehr wesentlich ab. Der Unterschied beruht sicherlich nicht allein darin, daß es amerikanische Gelehrte sind, die das Material geliefert haben, während alle anderen Bünde von europäischen Reisenden erforscht wurden. Ich sehe auch darin nicht den Unterschied, daß die amerikanischen Indianer nun schon seit Jahrhunderten von christlichen Missionaren beeinflußt und so der Klarheit in Dingen der manistischen Weltanschauung beraubt wurden. Immerhin ist ein verwischender Einfluß in dieser Hinsicht nicht zu übersehen. „Der große Geist“ und „die glücklichen Jagdgefilde“ sind nachgewiesenermaßen auf christlichen Einfluß zurückzuführen, und



nicht etwa eigentlich indianische Vorstellungen. (Vergl. auch Fig. 280.)

Also verflachende und verwischende Einflüsse dieser Art sind sicher nachweisbar. Sie genügen aber nicht vollständig, um den anderen Typus zu erklären. Daß hier noch andere Dinge rege sind, beweist vor allen Dingen eins: das Auftreten der vielen Tiergestalten. Thatsächlich haben wir damit den wesentlichsten Punkt getroffen. Denn während die afrikanische und ozeanische Mythologie und Weltanschauung in der Vertiefung des Manismus, des Ahnen-Totendienstes möglichst viel vom Ballast der vorigen Weltanschauungsepoche, des Animalismus, der Tierwertschätzung, über Bord geworfen hat, haben die Amerikaner sich hiervon nicht befreit. Was das heißt, will ich im nächsten Kapitel darzulegen versuchen.

Heilige Tiere.

Fast kein einziges unter allen Problemen der Mythologie hat ein so allgemeines Interesse hervorgerufen, wie das große Fragezeichen, das in der Weltanschauung der Naturvölker zwischen Animalismus und Manismus, zwischen Tierwertschätzung und Menschenseelenbeobachtung gemalt werden muß, ich meine das Problem der heiligen Tiere. Von der „Seelenwanderung“ hat man außerordentlich viel gefabelt. Die Seelenwanderung lernten Europas Völker und Gelehrte zuerst bei den Ägyptern kennen. Schon damals haben griechische Philosophen sich den Kopf zerbrochen und gar manches verschrobene Wort produziert, — denn auch griechische Gelehrte haben zuweilen mehr

gesagt, als sie verantworten können. Sicher ist nämlich soviel, daß wir noch bei keinem Naturvolke klar umschnittene Ideen wie die der Wanderung durch mehrere Tierformen wirklich nachweisen konnten. (Anders in indischer Philosophie.)

Von dem Standpunkte aus, den ich in dem Kapitel: „Tiersagen der Buschmänner“ festgestellt habe, also vorwärts gesehen vom Animalismus aus sieht die Thatsache der Tierverehrung doch um ein Erhebliches anders aus, als man im allgemeinen anzunehmen pflegt.



Fig. 226. Schildpattmaske von Jervis, Torresstraße. (Britisches Museum in London.)

Menschen, die die Tiere sich gleich schätzen, die bereit sind, den Tieren hier und da größere Gewalt zuzuschreiben als sich selbst, die müssen auf jeden Fall beim Aufdämmern des Manismus, der Seelenbeobachtung sich zunächst mit den Tieren abfinden. Dieses Sichabfinden mit den Tierseelen, dies Ausklingen animalistischer Anschauung im Totendienst und in der Seelenverehrung, das ist die Triebkraft, welche die heiligen Tiere in die Mythologie eingeführt hat.

Es ist ganz klar: wenn der Mensch daran geht, den Machtkreis der Toten, die Seelenbeweglichkeit des Nächsten zu erweitern,

auszubauen zu einem gewaltigen Umfange, dann muß er auch das befreundete, benachbarte und befeindete, gefürchtete Tier auf die Höhe solcher Art erweiterter Anschauungsweise und Kritik bringen.

Es ist ja ganz klar: Wenn ich einen Menschen erschlagen habe und nun überzeugt bin, daß dessen Seele nunmehr versuchen wird, sich zu rächen, — wenn ich solche Anschauung hege, dann muß in mir auch der Gedanke auftauchen, daß das Tier, welches ich erschlagen habe, sich ebenfalls rächen kann.



Fig. 227. Schildpattmaske von Nama, Torresstraße. (Britisches Museum in London) Von der Seite, wie hier, einen haifischartigen Kopf repräsentierend. Oben auf (Fig. 228) ein Gesicht. Wird wahrscheinlich bei Tänzen zu Anfang der Fischereijahreszeit getragen, in welcher wohl die Beschwichtigung der den Fischen so gefährlichen Haifische angestrebt wird.

Es ist fernerhin klar: Der Mensch sucht auf jede Weise übernatürliche Fähigkeiten zu erringen, sucht die Naturnotwendigkeit, das Naturgesetz zu durchbrechen, er sucht sich von dem Zufall zu befreien, indem er sich Herrschergewalt verschafft. Da allzu große Trockenheit seinen Gärten schadet, bemüht er sich, einen Regenzauber zu erfinden. Da die Seele des Nachbars ihn verzaubern kann, sucht er sich ein

Amulet zu verschaffen, das die Zaubergewalt jenes noch übertrifft. — Ich meine, es wäre ebenso selbstverständlich, daß er sich bemüht, irgendwie Gewalt über das Tierleben zu gewinnen, daß er in den Zeiten also, in denen er sich den Tieren mehr untergeordnet als übergeordnet fühlt, um ihre Gunst schmeichelt, also Opfer darbringt, also sie verehrt.

Derartiges können wir mehrfach nachweisen. Südseeinsulaner bereiten zu Anfang der großen Fischzugzeiten Festtänze vor, in denen das Gebaren dieser Tiere nachgeahmt wird. Bei diesen Frühjahrstänzen werden hie und da Masken getragen, denen wir den Ursprung ohne Schwierigkeit ansehen. Unter ihre Zahl müssen wir wohl z. B. Fig. 226 und 227 rechnen, von welcher letzteren ich noch eine Oberansicht gebe, die das Menschenantlitz, welches auf derselben liegt, deutlich erkennen läßt. Wie in diesen Tänzen, so repräsentiert sich auch anderweitig das Interesse dieser ausgezeichneten Fischervölker. Ich brauche wohl nur auf die Abbildung eines Seegeistes hinzudeuten, der in Fig. 229 wiedergegeben ist.

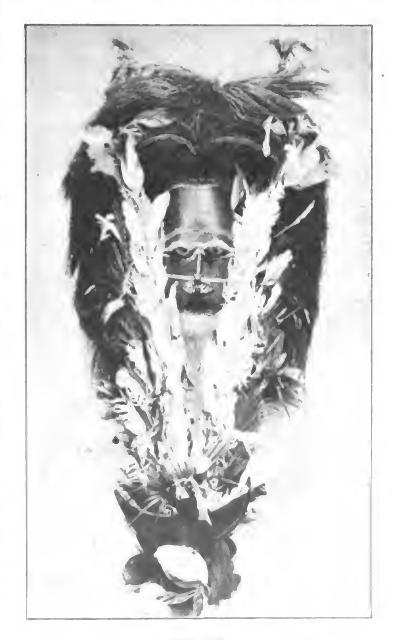


Fig. 228.
Die Maske Fig. 227 von oben

Beginnen wir bei dieser Abbildung die Betrachtung der Bildwerke, in denen sich das Interesse der Wilden an den Tieren am

besten offenbart. Dies Gemälde würde ebensogut wie manches andere dort abkonterfeite unter den Figuren des Kapitels „Tiersagen der Buschmänner" Platz finden können. Es ist ein naturfrisches Fischleben, welches sich uns in demselben darbietet. Der Zoologe wird die einzelnen Tiere bestimmen können. Es ist demnach ein Ausklang der jugendfrischen Malerei-Epoche, deren ich auf Seite 81 Erwähnung gethan habe. Würdig schließt sich hieran an das Fischpaar auf Fig. 230.



Fig. 229. Melanesischer Meergeist.
(Nach Eingeborenenzeichnung bei Cordrington.)

Beide Abbildungen zeigen eine bemerkenswerte Eigenschaft: die Tiere sind in der Darstellung in eine enge Beziehung zum Menschen getreten. Auf Fig. 229 stellen sie Teile eines Menschen dar, den Kopf, die Hände, die Füße, auf Fig. 230 jedoch beißen sie von rechts und links in das Menschenantlitz der Maske hinein. Was in letzterem dargestellt ist, das wollen wir nun auch an anderen

Stücken beobachten. Was sich aus der Prüfung der bildlichen Tierverwendung ergiebt, das muß in gewissem Sinne auch Wert haben für die Beurteilung mythologischer Anschauungsweise. Also aufgepaßt!

Das liebe Fischpaar, welches auf Fig. 230 sich hinter dem Menschenantlitz versteckt, können wir im Hinterhalte belauschen, wenn wir wie auf Tafel IV Fig. 1 uns die Maske von hinten ansehen.

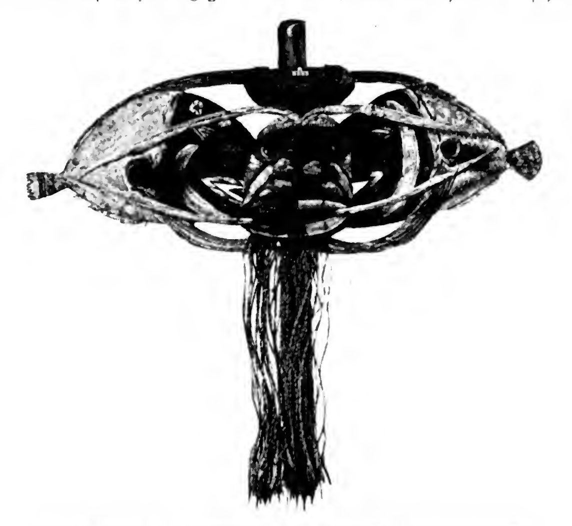


Fig. 230. Maske aus Neumecklenburg. (Naturhistorisches Museum in New-York.) In der Mitte ein Gesicht, in welches von rechts und links je ein Fisch hineinbeißt.

Was wir hier beobachten, läßt sich auch anderweitig erkennen; je ein Fischchen auf jeder Seite der Maske. Textfigur 231 ist aus Stoff gearbeitet. Rindenzeug ist hier über Holzstäbe gezogen. Das ist ein schlechtes Material der Plastik. Die Fischchen jedoch können sich auch hier nicht verleugnen. Ich stelle ein ausführlicher wiedergegebenes Exemplar von diesen beiden auf der Tafel IV in Fig. 5 vor. Auch in Fig. 8 derselben Tafel wird man es auf den oberen der beiden

schmetterlingsartig ausgebreiteten Ohren der hier wiedergegebenen Seite erkennen. Da ist es ein flunderartiges Geschöpf, hat zwei Augen und ein offenes Mäulchen. Fig. 9 ff. repräsentieren sämtliche derartige Ohren. Es wird dem Leser ein angenehmes Sonntagsnachmittagsvergnügen bereiten, wenn er sich mit der Enträtselung der Ornamente dieser Ohren abgiebt. Ich will nur verraten, daß es sämtlich stilisierte Fischformen sind.



Fig. 231. Maske von Neupommern.
(Slg. Pfeil im Ethnographischen Museum in München.)
Baststoff über Stabrahmen.
Rechts und links (bei *a* und *b*) eine Fischdarstellung.

Für solche, welche dies Sonntagsvergnügen noch zu verlängern wünschen, gebe ich auch noch die Tafeln V und VI, auf denen sämtlich Teile von Masken, Ornamente plastischer und gemalter Art zur Abbildung gebracht werden. Auf der ersten dieser beiden Tafeln ist der Fisch in einer Ecke erkennbar, links unter dem flossenartig über das Auge reichenden Delphinflügel. Hier hat der Fisch ein Auge. Fig. 2—7 auf dieser Tafel zeigen die Auflösung des Fisches, die in der Kreuzesform ausklingt. In Fig. 2 wird jeder noch leicht die Fische erkennen. Aber der untere und der linke Flügel sind hier schon ausgebildet, der aufgerissene Rachen bahnt auch hier schon die Lostrennung der andern beiden, also des oberen und des rechten Flügels an. In Fig. 3 ist das Kreuz fertig, das Auge sitzt aber noch außerhalb der Mitte. In Fig. 4 ist die Mitte betont und der Anfang einer weiteren Zerteilung gegeben.

Fig. 9—27 stellen eine weitere Entwicklung dar, die zu erkennen aber dem Leser schwer fallen dürfte, zumal der Zeichner — unter uns gesagt in diesem Falle der Autor, — eine Eselei begangen hat. Der edle Mann hat nämlich in Fig. 9—11 rechte Ohren, in Fig. 12 bis 27 aber linke Ohren abgebildet. Das erschwert das Verständnis. Immerhin wird es vielleicht gelingen, die einzelnen Teile der Fische, als da sind Kiemen, Augen und Mäulchen aufzufinden.

Ganz scherzhaft sind die Abbildungen auf der folgenden Tafel VI. Hier kann eine gleiche Auflösung der Ornamente festgestellt werden. Fig. 1 repräsentiert ein Schmuckbrett, auf dem 6 Vögel, zwei große Augen und zwischen den Vögeln und den Augen 8 Fischlein zu vermerken sind. Diese 8 Fischlein habe ich auf Fig. 2—8 in eine Reihenfolge gebracht, welche der allmählichen Stilisierung entspricht. Fällt uns hier das Verschwinden des Schwanzes auf, so ist in den nächsten



Fig. 232. Ahnenbild (?) von Neumecklenburg (Ethnographisches Museum in Schwerin.)

Abbildungen Fig. 9—21 das Schwänzlein allein das Motiv reger ornamentaler Entwicklung. In Fig. 9 sind die Schwänze ineinandergeschachtelt, in Fig. 11 sind sie zu zwei Reihen gegenübergestellt, in Fig. 18 sind sie zu einer langen Kette aufmarschiert.

Auflösung des Fisches bedeutet wieder die Zusammenstellung von Fig. 22 bis zum Schluß. Es ist nicht notwendig, daß so einfache und primitive Ornamente wie Fig. 32, 33, 39 und 40 notgedrungen vom Fische abstammen müssen, es soll nur gezeigt sein, wie derartig einfache Linien den Endpunkt figürlicher Ornamententwicklung darstellen können. — Damit will ich nun aber diese sicherlich gar manchen Leser recht langweilende Materie verlassen und mich darauf beschränken, die Konsequenzen der hier vorgeführten Thatsache zu ziehen.

Die Thatsache aber ist: wir haben hier ein Fischervolk vor uns, in dessen Leben das Geschlecht der Tiere eine außerordentliche Bedeutung hat. Dies charakterisiert sich unter anderem darin, daß das Bild des Fisches ein wichtiges Motiv der bildlichen Darstellungen wird. Es ist das ein Beleg tiefen geistigen Interesses. Etwas anderes nun aber beweist die ornamentale Auflösung, die wir soeben beobachtet haben. Die Auflösung beweist, daß das Interesse an der Sache in einem gewissen Sinne im Verschwinden begriffen ist. Es ist sicher, daß die guten Neumecklenburger selbst wohl weniger zu beweisen imstande sind, woraus das bei ihnen so oft gemalte Kreuz entstanden ist, als wir.

So wie mit diesen Ornamenten, so ist es mit der ganzen Geschichte der heiligen Tiere. Wie die Leute, ohne sich groß darüber Gedanken zu machen, die stilisierten Fischbilder malen, ebenso verehren sie wohl meistenteils die Tiere, ohne sich darüber klar zu werden, weshalb sie sie eigentlich verehren, wie sie zu dieser Tierverehrung gekommen sind.

Dieser Mangel des Bewußtseins, der Klarheit über die eigenen Vorstellungen, dürfte am deutlichsten hervortreten in einem Sittenkreise, den die Wissenschaft nach indianischem Namen unter Totemismus zusammenfaßt.

Was Totemismus ist?

Ein indianischer Stamm zerfällt in mehrere Gruppen resp. Familien, die sich nach Tieren zu benennen pflegen. So ein Stamm hat z. B. vier Familien: eine Bärfamilie, eine Walfischfamilie, eine Hirschfamilie und eine Rabenfamilie. Jedes Glied darf nur in eine andere Famile hineinheiraten, der Bär z. B. darf nur eine Walfisch-, Hirsch- oder Rabentochter zur Frau nehmen. Das ist heiliges und strenges Gesetz.

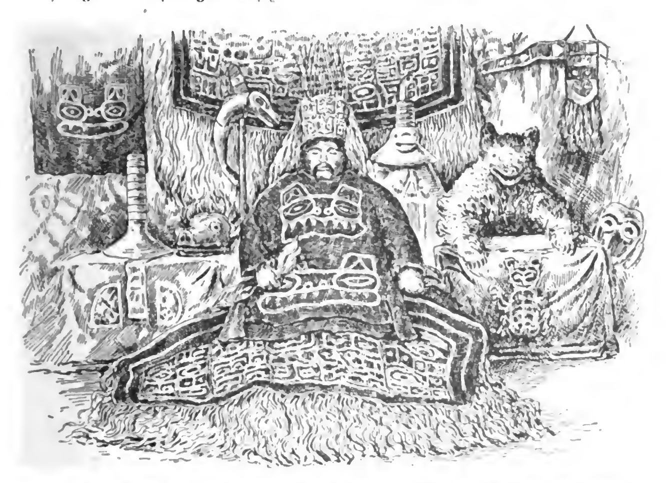


Fig. 233. Leiche eines nordwestamerikanischen Häuptlings, ausgestellt mit samt dem ganzen Apparat totemistischer Darstellungsweise, Masken, Hüte, Kleidung 2c. (Nach Niblack.)

Woher mag das nun kommen?

Nun, das hängt sicherlich mit dem Ursprung des Namens überhaupt zusammen. Die Menschen dürften sich in den ersten Zeiten wohl überhaupt nicht mit Namen genannt haben. Wozu auch? In kleinen Trossen, wahrscheinlich sogar nur paarweise zogen die Menschen durch das Land. Bei zweien genügt das einfache „Du“. Erst als es mehr wurden, nannten sie sich mit Namen und

da das in der animalistischen Zeit gewesen sein dürfte, so nannten sie sich eben mit Tiernamen. Da nun fernerhin sehr früh das Gesetz sich ausbildete, daß der Mann kein Weib vom eigenen Stamme nehmen darf, so war es selbstredend, daß der Wolf keine Wölfin heiraten durfte.



Fig. 234. Totemistisches Schauspiel resp. Vortrag der totemistischen Ahnensage bei Gelegenheit der Bestattung des in Fig. 233 aufgebahrten Häuptlings. (Nach Niblack.)

Noch anderes hängt mit dem Totemismus zusammen, das uns noch deutlicher zeigt, auf welchem Wege die Heiligkeit der Tiere entstehen kann. In totemistischen Familien kommt es vor, daß die Leute das Fleisch des Tieres, dessen Namen sie tragen, erst dann zu genießen wagen, wenn sie sich von demselben Absolution der Tötungssünde erbeten haben, oder daß sie es überhaupt nicht wagen, dieses Tier zu töten und zu essen. Es ist das ganz klar. Wissen wir doch, wie abergläubisch die Menschen hinsichtlich des Namens sind. Was giebt es nicht alles da für Anschauungen!

Daß dieser Totemismus bei Völkern, die in regen Verkehr mit dem Tierleben stehen, noch besonders lebendige Formen annimmt,

das ist ganz selbstverständlich. Solche Völker leben in Nordwestamerika. Wir werden im folgenden viele Mythen von diesen besprechen. Wir werden da sehen, daß alle Persönlichkeiten fast Tiernamen und Tiergestalten haben, daß die ganze große Sonnenmythologie dieser Menschen in animalistische Gewandung gekleidet ist. Es ist das ganz natürlich; spielt bei ihnen doch sogar dieses ganze Leben in einem Prunke von Masken und Theaterspiel, alles im animalistischen Gewande sich ab. (Vergl. Fig. 233—234.)



Fig. 235. Modell eines Battaksarges von Sumatra. (Ethnographisches Museum in Dresden.) Sarg in Vogelform. Die Frau mit dem Kinde ist wohl das Bild der Verstorbenen. Vergleiche die Figuren 236 und 250.

Aber nicht nur das Jagdtier, nicht nur der Totemismus haben die heiligen Tiere unter die Menschen geführt. Liegt besonders den totemistischen Anschauungen immer der Gedanke nahe, der Mensch könnte in das Tier verwandelt werden, dessen Namen er trägt, oder jedes Tier dieses Namens könnte einen Toten seiner Familie bergen, so haben wir es doch auch noch mit höheren Anschauungen zu thun. Denn das idealste aller heiligen Tiere hängt im allgemeinen nicht mit dem Totemismus zusammen; dies idealste Tier, der Vogel.

Die Vorstellungen, welche sich um den Vogel gruppieren, muß ich Halbwilder ehrlich gestehen, finde ich erhaben und schön. Die Grundidee ist nämlich:



Fig. 236. Knjalan, Schnitzwerk der Dajak auf Borneo. (Ethnographisches Museum in Wien.) Diese Schnitzwerke werden sowohl beim Schädeltanzfest als — was neu ist — beim Totenfest verwendet, d. h. aufgestellt und verehrt. Stellt einen Nashornvogel mit gewaltig entwickeltem, spiralig aufgewundenem Horn dar. Auf dem Schwanz eine Seele mit zwei Tierbildern, deren vorderes in den verkümmerten Flügel packt. Im Schnabel des Vogels kleine Gegenstände unbekannter Bedeutung. Vergleiche Fig. 250.



Fig. 237. Kameruner Schiffsschnabel. (Museum für Völkerkunde in Hamburg.) Auf dem Stab ein Mann mit zwei Tieren. Vorn gewöhnlich ein, diesmal zwei Vögel. Der größere Vogel hat eine Schlange im Schnabel.

Nach dem Tode eines Menschen trägt der an seinem Leichname geschlachtete und geopferte Vogel seine Seele in die freien Lüfte empor, — ins Jenseits.

Ist das nicht eine schöne Idee?

Wer hat nicht schon auf der freien Flur gestanden, hat dem Zuge eines umherschwirrenden Vogels zugesehen, hat ihn beneidet, wie er emporsteigend ferner und immer ferner unserem Auge entflieht? Ist es nicht auch in seiner Art schön, wenn die Bagos ehrfurchtsoll

den Vogelschwärmen nachschauen, die zur Regenzeit von dannen ziehen, wenn sie dann sagen: „Da ziehen unsere Väter mit hin in ein Land, das keine Krankheit und keine Überschwemmungen hat, in ein Land, wo immer die Sonne scheint!“ — ist das nicht schön?



Fig. 238. Schmuckbrett aus Neumecklenburg. (Slg. Pfeil im Großherzogl. Museum in Schwerin.) Vogel, vier kleine Geschöpfchen tragend. Der Vogel hat im Schnabel eine Schlange.

Es ist das die Anschauung in einem sehr großen Kulturkreise gewesen. Wir treffen das nicht nur bei den lebenden Naturvölkern. Etwas ähnliches haben auch die alten Germanen gedacht. Ich glaube aber nicht, daß diese es so drastisch dargestellt haben. Die Westafrikaner nämlich binden den Opfervogel dem Menschen direkt auf den Leib, und die Südseeinsulaner bestatten den Toten in einem Sarge, der die Gestalt jenes Vogels hat, welcher den Toten in die Lüfte empor ins Jenseits tragen soll. (Vergl. Fig. 234.)

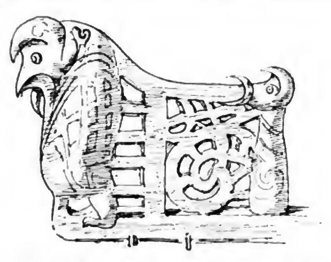


Fig. 239. Schiffsschnabel eines neuseeländischen Bootes. (Nach altem Holzschnitt.) Vorn ein großer Vogel, hinten ein Kopf, der mit offenem Rachen in einen Verbindungsstab beißt. Dieser Stab hat da, wo er den Vogel trifft, ein augenartiges Ornament, könnte demnach aus der Schlange stilisiert sein, sodaß ein ursprüngliches Motiv wie in Fig. 245 vorliegen könnte.

Dargestellt, glaube ich, ist das auch auf der Schnitzerei aus Neumecklenburg Fig. 238. Ein Vogel hat hier in allen möglichen Teilen seines Gefieders und festgeklammert in die nach der Seite, nach hinten und über den Kopf weg nach vorne geschlagenen Federn

kleine Menschlein aufgenommen, und ich denke mir, nach ursprünglicher Idee trägt er sie in das Jenseits. Dasselbe dürfte der Fall sein auf den Schnitzwerken Fig. 236 ff. Fig. 236 ist ein Schnitzwerk, welches beim Totenfeste der Dajak aufgestellt wird. Auf den Schwanzfedern des Vogels sitzt der Mensch, anscheinend mit seinen totemistischen Tieren zusammen. Auf den Rabenrasseln Nordwestamerikas, von denen hier auch einige wiedergegeben werden (Fig. 241 bis 249), dürfte der gleiche Tierzug, dieselbe Fahrt in das Jenseits abkonterfeit sein. Hier finden wir aber auch noch etwas mehr. Betrachten wir dieselben nämlich von unten (Fig. 248 bis 249) statt von der Seite, so fällt ein großes Gesicht auf, welches dieselben, die Raben, auf dem Bauche tragen. Prof. Seler in Berlin hat die Bedeutung dieses Gesichtes sehr richtig erkannt: es ist die Sonne!

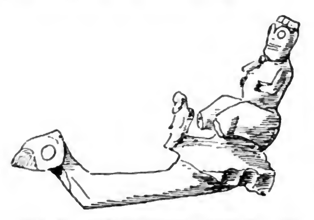


Fig. 240. Schiffsschnabel von einem Boot der Markesas-Inseln. (Britisches Museum in London.) Vorn ein Vogelkopf. Auf dem Vogelleib sitzt ein großer Mann, dessen Beine abgebrochen sind und vor ihm ein kleines verkümmertes Figürchen.



Fig. 241. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Berl. Museum. Nach E. Seler.) Die Rassel stellt einen Raben dar, auf dessen Brust die Sonne gezeichnet ist, in dessen Schnabel ein kleines Stückchen sich befindet. Auf dem Rücken liegt ein Mann, in dessen Zunge ein Vogelkopf mit merkwürdigem Schopf beißt. Dieser Schopf ist nach Selers treffender Bemerkung nichts anderes als der in die Höhe gerückte und mit einem Vogelkopf versehene Schwanz des Raben. Das Stück im Rabenschnabel, das den Stücken und Schlangen im Schnabel der Vögel auf den vorhergehenden Abbildungen entspricht, dürfte das Feuer oder vielmehr die Sonne darstellen, die nach der Mythe dieser Völker der Rabe stiehlt. — Vergl. die Mythen vom Feuerdiebstahl. — Den Mann nehme ich als Seele in Anspruch, die der Vogel in das Jenseits trägt! — Siehe Fig. 248, d. i. die gleiche Rabenrassel von unten gesehen.

Was das nun wieder heißt?

Der Vogel trägt die Seele empor in die Lüfte, auf zur Sonne.

Auf dem Wege zur Sonne, auf der Bahn des glorreichen Tagesgestirnes wollen wir nunmehr der Seele nachjagen.

Das Tiwah und die Totenseelenfahrt der Dajak.



n den vorhergehenden Abschnitten habe ich mancherlei Wohnort, mancherlei Schicksale, mancherlei Eigenart der Seelen der Verstorbenen erwähnt. Die Erinnerung an die Beziehung zu dem Namen, zur Tierverwandtschaft bringt den körperlosen Geist in einen Tierkörper; die Seele des im Flusse ums Leben Gekommenen fristet ihr Dasein als Wassergeist, und aus dem Rauschen in den Baumkronen klingt die Stimme des zwischen seinen Wurzeln Bestatteten. Der Totenvogel trägt die Seele weit hinauf in die Lüfte. Und dann wieder wandern andererseits die Seelen wieder dorthin, wo des Stammes frühere Generationen heimisch waren.

„Die arme Seele“ — so mag da unser logisch wohlerzogener Verstand ausrufen, „die arme Seele; sie kann ja selbst gar nicht mehr wissen, was eigentlich aus ihr werden soll, und wohin sie nach der menschlichen Bestimmung sich zu begeben hat!“

Es ist wahr, es herrscht eine unglaubliche Verwirrung in den Köpfen der Eingeborenen über das Schicksal der Abgeschiedenen. Wenn nicht immer, so doch jedenfalls sehr oft.

Sicherlich muß man religiös klar denkende und mythologisch verschwommen fühlende Völker unterscheiden. Giebt es doch auch sehr wohl einen Unterschied zwischen den Völkern in einer andern Hinsicht, ob sie nämlich sich sehr interessieren für religiöse Wahrnehmungen oder nicht. Während z. B. die kriegerischen Ostafrikaner ein sehr geringes Interesse für solche Dinge an den Tag legen, wimmelt es im Kopfe eines Westafrikaners von gläubigen und abergläubigen Vorstellungen.

Zu den in religiösen Dingen verhältnismäßig klar denkenden Völkern gehören die Dajak auf der Insel Borneo, die berüchtigsten aller Kopfjäger. Bei ihnen hat sich das verwirrende Durcheinander manistischer Vorstellungen, vermischt mit animalistischen Erinnerungen zu einem wenigstens einigermaßen klaren und verständlichen System von Anschauungen herausgebildet. Ein Bild aus deren Volksleben und Weltanschauung mag demnach einen nur wünschenswerten Abschluß der Abschnitte über Manismus und Ahnenverehrung darstellen. Das Material ist sehr reich. Nicht nur daß Grabowsky eine dankenswerte Zusammenstellung der Litteratur über diese Dinge gegeben hat, sondern auch daß mir von



Fig. 242. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Im Munde des Mannes auf dem Rabenrücken diesmal noch ein Frosch.



Fig. 243. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Statt des Mannes diesmal ein Schädel, ein Beleg dafür, daß der Mann ursprünglich einen ins Jenseits abfahrenden Toten darstellt. Der Rabenschwanz sitzt diesmal an seiner richtigen Stelle. Die Rückseite ist auf Fig. 249 dargestellt.

befreundeter Seite Einblick in ein an Ort und Stelle niedergeschriebenes Manuskript gewährt wurde, giebt mir die Möglichkeit, eine abgerundete Skizze zu entwerfen.

Die verwirrende Anzahl von Vorstellungen über das zukünftige Schicksal der Seele hat wie bei manchem andern Volke bei den

Dajak dahin geführt, daß eine gewisse Vielfältigkeit des abgeschiedenen Geistes angenommen wird. In ihrer Einheit heißt die Seele des lebenden Menschen Hambaruan. Diese kann, ohne daß es der Mensch merkt, ihn verlassen und sich im Freien unabhängig vom Körper ergehen. Sie kann aber auch weggefangen werden. Vielleicht haben sie böse Geister herausgelockt und dann gefangen genommen. Dann wird der Mensch krank, und kehrt sie nicht zurück, dann stirbt er.

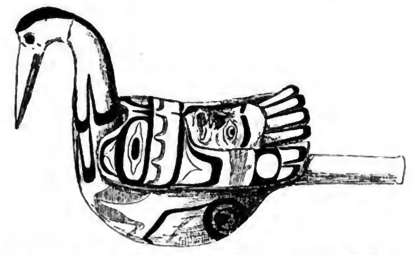


Fig. 244. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Statt des Raben diesmal ein Schwan. Statt des Totenkopfes der vorigen Figur diesmal das Gesicht eines Lebenden.

Nach dem Tode zerteilt sich die Seele in zwei Teile, in die Seelenseele und in den Seelenkörper. Der Seelenkörper aber ist auch wieder eine zusammengesetzte Sache, nämlich sie besteht aus



Fig. 245. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Auf dem Rücken nunmehr ein Mann, der in den Schwanz einer ihrerseits in den Rabenkopf beißenden Schlange beißt; das gleiche Motiv wie auf Fig. 239.

1) den Seelenknochenresten, 2) den Seelenhaaresenden und 3) den Seelenfingernägeln.

Die Seelenseele hat ein besonders interessantes Schicksal. Sobald nach dem Tode des Menschen Seelenseele und Seelenkörper

sich getrennt haben, sucht die erstere in das Levu-liau zu gelangen. Da sie das aber nicht eher kann, als bis das Totenfest oder das Tiwah gefeiert ist, so amüsiert sie sich zunächst auf ihre Weise. Ihre erste Beschäftigung ist, der Witwe oder dem Witwer oder

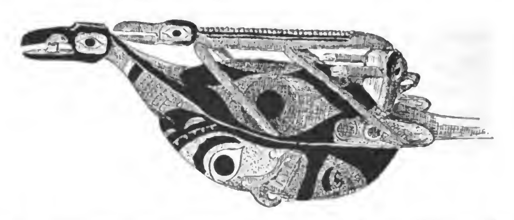


Fig. 246. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Auf dem Rücken des Raben diesmal ein eidechsenartiges Tier.

dem Bruder oder den Eltern im Traume zu erscheinen, sie thut das aber nicht in der vernünftigen Art und Weise einer liebenswürdigen Darstellung des Verstorbenen. Nichts weniger als dieses!

Als Krüppel, als Verbrecher, als Feigling erscheint der Verstorbene den Hinterbliebenen. Oder der Verstorbene tötet seine Verwandten, oder er beschenkt sie sehr reich, alles im Traume, sodaß nach dem Erwachen die Hinterbliebenen über die merkwürdige, ganz neu sich darstellende Eigenart des Verstorbenen sich verwundern. Oder Krankheit bricht über das Dorf aus, — oder es rasselt des Nachts unheimlich in den erbeuteten Köpfen des Verstorbenen, — oder Unwetter brechen über das Land.

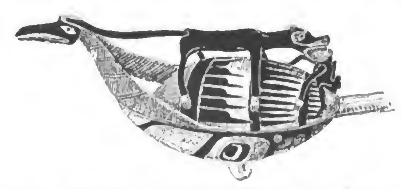


Fig. 247. Tanzrassel der Nordwestamerikaner. (Nach E. Seler.) Vergl. Fig. 241. Die große Ähnlichkeit mit 245 muß auffallen. Nur statt der Schlange diesmal ein Vierfüßler, der nicht von Menschen gebissen wird und seinerseits in den Rabenkopf beißt, sondern der den Menschen mit dem Maule packt.

Das alles sind Thaten der Seelenseele.

Wenn nun aber das Tiwah gefeiert, wenn vor allem das Banama-tingang unter gehörigen Ceremonien aufgestellt ist, dann schwingt sich die Seelenseele befreit und erlöst, unabhängig vom Seelenkörper, empor in das Lewu-liau. Das ist eine wunderliche Fahrt, eine fürchterliche und grauenvolle Jagd in das Jenseits.

Noch ehe das Tiwah gefeiert ist, haben die Hinterbliebenen ein Brett gemalt und aufgestellt, das an 2—3 m lang und ½—1 m breit ist. Auf diesem Brette ist das Schiff Tempon-telons abgebildet und zwar mehrmals in verschiedenen Darstellungen, jede unter anderem Namen. Eine solche Schiffsdarstellung bilde ich nach Grabowsky ab. Diesem ist es gelungen, ein Brett für das Berliner Museum zu erwerben. Die Darstellungen auf den Schiffen sind im allgemeinen immer dieselben. Am Steuerruder steht stets Tempon-telon selbst, während vorn eine Persönlichkeit sich befindet, welche vollständig feuersicher ist, die mit scharfen, schneidigen Waffen die Luft zerteilt, und von welcher so viel Kälte ausstrahlt, daß die auf dem Schiffe weilenden Seelen sich an ihr zu erlaben vermögen, wenn Tempon-telon allzu hitzig aufwallt. Das Schiff selbst ist ein Vogel, der Buceros oder Nashornvogel, dessen Schnabel nach der Anschauung der Dajak unter dem aller anderen Vögel dadurch ausgezeichnet ist, daß sein Gewicht und seine Kraft die die Sonne umhüllenden Wolkenmassen zu zerteilen vermag.

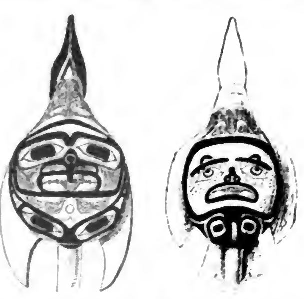


Fig. 248 und 249. Die Brustseiten der Rabenrasseln: Fig. 241 und 243. (Nach E. Seler.) Das Gesicht stellt beide Male die Sonne dar.

Im Schiffe, in diesem wundersamen Gebäude, jagen die Seelen nun ins Jenseits, und zwar nicht nur die Seelen selbst, sondern auch alle Schätze, die beim Tiwah ausgestellt sind, alles Essen und Getränk, das beim Tiwah verzehrt wird, alle Sklaven und andere arme Burschen, welche gelegentlich dieses Tiwah öffentlich oder hinterlistig ermordet und des Schädels beraubt werden.

Also ein derartiges Brett wird beim Tiwah aufgestellt, Hähne werden ihm geopfert und zu nächtlicher Zeit deren Blut auf den den Verstorbenen bergenden Sarg gesprengt. Dann beginnt das Tiwah und, — auf schwingt sich das Banama-tingang, das Totenschiff.

Alle 24 Stunden einmal jagt Tempon-telon in die Seelenstadt. Am frühen Morgen fährt es in rasender Eile los, es fährt dann so schnell, daß, wie Grabowsky sagt, die darauf Fahrenden immer zu spät kommen, wenn sie etwas sehen und darauf zeigen wollen, weil man dann schon lange vorbei ist. Die Straße wird immer

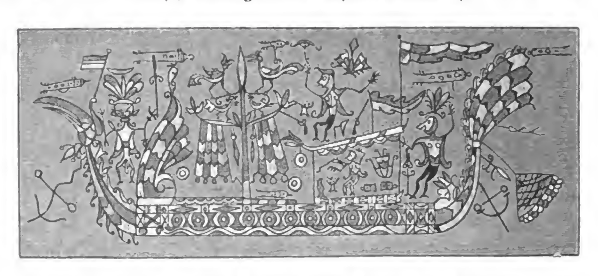


Fig. 230. Das Banama Tingang Tempon Telons. Totenschiff in Gestalt eines Vogels. (Slg. Grabowsky im Berliner Museum für Völkerkunde) Vergl. auch Fig. 235, 236 und das dort Gesagte.

gefährlicher und schlimmer, bis sie an den Feuersee (bei Grabowsky: Feuerstrudel) kommen. Die Fahrt wird langsam und langsamer. Langsam schiebt Tempon-telon und seine Bootsmannschaft das Fahrzeug weiter, bis es endlich in ruhigere Bahnen gelangt und nun beschleunigter wieder durch die Gefilde aller jener, die auf Erden sich an den heiligen Gesetzen versündigt und so kein Anrecht auf eine Wohnstatt in den Gefilden der Seeligen haben, dahineilt. Da mit einem Male läßt die Kraft des Tingang nach, und ein fürchterlicher Geruch verpestet die Luft. Doch Tempon-telon richtet sich hoch auf, Glutblitze entstrahlen seinen Augen und — das Schiff ist gerettet, es schwimmt hinüber zu den goldenen Gefilden des Jenseits.*)

*) Diesen Teil der Seelenfahrtssage, der von den älteren Angaben ziemlich stark abweicht, habe ich aus meinem Bericht wörtlich abgeschrieben.

Die Seele führt im Jenseits ein herrliches Leben; alle Genüsse stehen ihr zur Verfügung. Sie hat jedes Recht, aber leider kennt der Dajak keine Ewigkeit. Wenn die Seele auch siebenmal länger im Jenseits weilen darf als im Diesseits, so muß sie doch zuletzt einmal wieder aus dem Seelenlande auf die Erde zurückkehren.

Sie stirbt im Jenseits und erscheint auf der Erde wieder; sie geht da in einen Pilz, eine Baumfrucht, ein Blatt, in Gras, Blumen u. s. w. über. Genießt ein Mensch dieses Gras, dieses Blatt rc., so gleitet damit die Kraft des Vater- oder Muttersegens in ihn, sodaß ihm nach einiger Zeit ein Kindlein geschenkt wird. Dies Kindlein hat dann die Seele, die in dem Grase oder in der Blume nach dem Tode im Jenseits wiedergeboren wurde.

Nicht immer geht es der Seele so gut. Zuweilen nämlich frißt ein Tier das „seelenvolle" Kraut, dann geht natürlich das Seelchen in das Tier über. Trifft es sich nun so glücklich, daß ein Mensch dieses Tier verzehrt, so ist alles gut, denn nun geht das Seelchen wieder in den menschlichen Körper und erscheint nach einiger Zeit als dessen Kind. Stirbt das Tier aber, ohne von einem Menschen verzehrt worden zu sein, vermodert das Kraut, ohne von Tier oder Mensch genossen zu werden, dann muß die arme Seele, ohne wieder geboren werden zu können — zu Grunde gehen, für immer verenden. —

In dieser Seelenfahrtsanschauung treffen wir alle möglichen Spuren der animalistischen und manistischen Weltanschauung wieder. Da ist die Seele im Tier, der seelentragende Vogel, auf dem Banama-tingang sind die totemistischen Tiere abgebildet, die Seele kommt zu den Voreltern, — man sieht, es ist alles hübsch da. Ja, es ist sogar etwas Neues dabei: der Feuersee, durch den Tempon-telon mit seinem Geisterschiff hindurchgleitet. Dieses Geisterschiff, diesen Feuersee und den Tempon-telon bitte ich freundlichst, sich recht scharf einzuprägen. Wir werden in den nächsten Abschnitten gar manchesmal hierauf zurückkommen, denn das sind Merkmale der dritten Weltanschauungsepoche, der solaren Mythologie.

Ich habe jetzt verschiedentlich das Tiwah erwähnt, das Totenfest, durch welches die Seelenseele die Freiheit erhält, mit Tempon-telons Geisterschiff in das Jenseits zu fliegen.

Das Tiwah wird nicht etwa gleich nach dem Tode eines Menschen gefeiert. O nein; das dauert oft lange, lange, sehr lange. Denn es müssen Reichtümer gesammelt werden, viel Essen und Trinken für Hunderte von Menschen, es müssen Menschenschädel beschafft werden, und endlich braucht der Tote einen künstlich geschnitzten Sarg.

Also wird der Tote erst provisorisch unter dem Geläute der Kesselpauken, das die bösen Geister fernhalten soll, in einen Sarg gelegt und auf einem weit oberhalb am Flusse gelegenen Hügel beigesetzt. In Einsamkeit ruht er dort, bis die Vorbereitungen zum Totenfeste getroffen sind. Und die Seele umschwirrt solange unstet und ängstlich flatternd diese Ruhestätte. Bekümmert und trostlos trauernd sitzen währenddessen die Verwandten daheim, immer gewärtig, daß die Seelenseele ihnen einen bösen Streich spielen könnte, „denn die Seelenseele friert, solange sie nicht in Tempon-telons Glutaugen sehen kann. So fürchten sie denn, die Seelenseele könnte ihnen von ihrem Feuer stehlen. Das wäre sehr schlimm."

Sind die Hinterbliebenen reich, so kann das Totenfest bald gefeiert werden, sind sie arm, so muß in der Familie lange geknausert und gespart werden, bis die Mittel zum Totenfest angehäuft sind. Das dauert dann manchmal 2—3 Jahre.

Sind die Familienmitglieder tapfer, so sind die notwendigen Schädel bald erjagt. Taucht das Mannsvolk nicht, so kann es vorkommen, daß die Witwe auszieht, ihrem verstorbenen Manne einen Schädel zu erjagen. Gewinnt die Familie keine frischen Köpfe, so müssen alte Schädel gekauft und im Festhause aufgehängt werden.

Das Festhaus, das Balai, muß auch aufgerichtet werden. Ferner gilt es, die Musikinstrumente aufzuhängen, große kupferne Kesselpauken und mit Ziegen- und Leguanhaut bespannte hohe Trommeln. Jedes einzelne giebt Veranlassung zu einem kleinen Feste, zu allerhand Ceremonien und dem Absprechen wichtiger

Zauberformeln. Die alten Männer, die die Instrumente zu dem Hause tragen, schwingen sie dreimal stromauf, dreimal stromabwärts. Sie sagen dazu:

„Schnell verschwindet die Geschichte des guten Namens des Mannes, der dies Fest giebt (des Verstorbenen); ich habe ihr den Weg zur Sonne gewiesen; sie ist verschwunden, ebenso möge das Unglück untergehen."

Von da an wird Tag und Nacht getrommelt und randaliert, um die bösen Geister fernzuhalten und der Seelenseele mitzuteilen, daß ihre Erlösung nahe ist.

Drei Tage vor dem Beginn des eigentlichen Tiwah wird nun der Sarg aus seiner provisorischen Aufstellung auf einem Boote in das Balai gebracht. Der Marterpfahl, allerhand andere Ceremonialembleme werden aufgerichtet, und endlich kann das Fest beginnen.

1. Tag. Beförderung der Seelenseele.

Die weiblichen Anverwandten des Verstorbenen feiern mit den anderen zum Feste geladenen Frauen, rüsten die Speise für die nächsten Tage, verzehren selbst ordentliche Portionen von Büffelfleisch und trinken kräftiglich. Auch wird den befreundeten und eingeladenen Seelen allerhand Nahrung aufgestellt.

Mit Sonnenuntergang sammelt sich die Festgenossenschaft insgesamt im Balai, der Seelenführer und die Priesterinnen treten ihr Amt an. Jetzt wird die Seelenmitgift als Unterhalt für das in Banama-tingang versammelte Seelenvolk ausgerüstet. Siebenmal in die Luft geworfene Reiskörner werden zu den Seelen von sieben Jungfrauen, das achte Mal ausgeworfener Reis zu deren Kleidung und Schmuck. Diese Jungfrauen ziehen aus, hülfreiche Geister herbeizuholen und die Umgebung des Balai von fremdem heimtückischen Seelegesindel zu säubern. — Dann wird auch durch Hühneropfer das Brett mit den Geisterschiffen belebt.

Nunmehr tritt der Seelenführer heran. In den Händen hat er die Waffen, die auf den Totenschiffdarstellungen Tempon-telon führt. Er schließt die Augen. Er beginnt mit langgedehnter und

monotoner Stimme die erste Strophe seines Zaubergesanges. Er unterhält sich mit dem Verstorbenen. Er ruft die verstorbenen Verwandten des Toten an. Er zählt auf, was die Hinterbliebenen alles geopfert haben, um ihm eine reiche Seelenausstattung zu geben. Denn alles, was da ausgestellt ist, alles, was geopfert wurde, alles, was in diesen Tagen gegessen wird, hat eine Seele, und die Seelen der geopferten Menschen, die Seele des Reises, die Seelen der Hähne und der Kleider, die Seelen aller ausgestellten Kostbarkeiten ziehen mit dem Verstorbenen auf das Banama-tingang, „um mit Sonnenaufgang im Gefolge Tempon-telons die Wanderung über den Feuersee und in die Goldpracht der unterirdischen Nacht anzutreten“.

Der Seelenführer singt, die Blian, die Priesterinnen, antworten. Noch einmal soll die Seele sich in ihrem früheren Heim umschauen, noch einmal soll sie Speisung zu sich nehmen, dann soll sie das Schiff Tempon-telons besteigen.

Ullmann hat diese Scene packend geschildert.

Noch halbtrunken beginnt der Seelenführer seine Zaubergesänge, durch die er Tempon-telon ganz in seiner Macht zu haben glaubt. Dabei regt er sich fürchterlich auf. Er sieht, wie Tempon-telon mit dem Fahrzeuge, auf dem sich die Seelen der Verstorbenen befinden, dem Feuersee näher und näher kommt. Jetzt spannt er seine ganze Kraft an; die Muskeln beben; er erschöpft sich in heftigen Bewegungen; die Gesichtszüge sind krampfhaft verzerrt; der Schaum tritt ihm vor den Mund; schwere Schweißtropfen rollen ihm über Gesicht, Brust und Arme; er schreit, kreischt und rast gegen sich selbst, droht und bittet dann wieder und gelobt Tempon-telon neue Opfer.... plötzlich ruft er in Freude ausbrechend:

„Sie sind gerettet! — sie sind gerettet! — sie sind an dem Feuersee vorüber! Die Seelen nahen der Seelenstadt!“

In diesem Augenblicke steigt die Sonne aus den Morgennebeln empor, Böllerschüsse krachen, das ganze Volk, dessen Aufregung und Verzückung durch Trinken und Singen sich dem Morgen zu immer mehr gesteigert hat, bricht in rasendes Gebrüll aus, in ein wahnsinniges Gerase.

Man meint, in diesem Augenblicke steige das Schiff Tempon-telons mit der Seelenseele und dem ganzen Gefolge zum Himmel empor.*)

2. Tag. Die Menschenopfer.

Entweder man stellt einen Marterpfahl auf, an dem die armen, für diesen Zweck gekauften Sklaven ein jämmerliches Ende nehmen, oder aber man bringt die bedauernswerten Geschöpfe plötzlich hinterlistig um, sodaß es ihnen nicht gelingt, einen Fluch auszustoßen.

Denn so erfreulich es ist, wenn die Seelenseele derartige Gefolgschaft erhält, so unglückbringend ist es für dieselbe, wenn das Opfer einen Fluch vor seinem Tode gegen seine Mörder oder den Toten ausstößt.

Ein häufiger Brauch ist es aus diesem Grunde, daß man den zum Opfer bestimmten Sklaven mit einem unauffälligen Auftrage hierhin oder dorthin in den Busch schickt, — er solle etwa Wasser holen oder bestimmte Blumen zur Ausschmückung oder Rotangfäden, — dann lauert ihm der Mörder mit dem meist nur allzu sicher treffenden Messer auf, — ehe er noch einen Schrei, ein Fluchwort auszustoßen vermag, rollt sein Haupt über den Boden hin.

Soll das Opfer jedoch am Marterpfahle sterben, so wird ihm durch eine eigenartige Ceremonie schnell „die Seele aus dem Leibe geholt“. Sand oder Reis wird über ihr Haupt gestreut; eine Zauberformel wird gesungen. Danach gilt der Körper als entseelt. Mag nun der Bursche am Opferpfahle fluchen und brüllen! Der Fluch kann nicht mehr in das Jenseits dringen. Das Schreien vermag die Seelenseele des Verstorbenen nicht mehr zu verletzen, denn durch die Zauberformel wurde die Seele dem Körper schon entzogen, und zwar hat sie ihre Aufgabe schon erfüllt, sie hat sich nämlich auf den Weg gemacht und den Seelenkörper des Verstorbenen zu Tempon-telon und auf das Totenschiff hinter der Seelenseele her emporgetragen, sodaß sich nun am Abend dieses Tages Seelenseele und Seelenkörper wieder vereinigen können.

*) Den Schluß habe ich nach Original-Mitteilungen abgeändert.

Fürchterlich ist das Bild dieser Marter.

Der Mann ist an den Opferpfahl gebunden. Die aufgeregte blutdürstige Bande tanzt um ihn herum, und jeder verwundet ihn, wo er ihn gerade trifft. Die Körper der um das Schlachtopfer Tanzenden werden zu Furien. Schäumend vor Raserei vollziehen sie diesen barbarischen Gebrauch. In Unordnung fliegen die langen Haare um das verwilderte Antlitz. Mit geröteten und hervorquellenden Augen versetzen sie dem Opfer Stich auf Stich. Das durch den Schmerz hervorgerufene Wimmern oder verzweifelte Stöhnen beantwortet die blutdürstige Bande mit wildem Freudenschreien; denn sie glauben, daß die Seele droben um so seliger sei, je mehr jedes einzelne Opfer und je mehr Opfer überhaupt im Martertode litten.

Endlich bricht das Opfer brüllend und kreischend vor Schmerz zusammen.

In diesem Augenblicke springt der Anführer auf das Opfer zu; der Mandau fliegt durch die Luft, saust pfeilschnell auf den Hals des Opfers nieder — und der Kopf rollt auf den Boden herab.

Unter lauten, gellenden Jubelrufen bestreichen die Priesterinnen die Verwandten des Verstorbenen mit dem Blute des schrecklich verstümmelten Schlachtopfers.

Beschlossen wird dieser Festtag mit Essen und Trinken, mit übermäßigem Trinken, bis alle Männer und Frauen, verheiratet und unverheiratet, alt und jung auf- und nebeneinander auf dem Boden liegen....einen Schleier! Es ist ein widerwärtiges Bild!

Es folgt nun die eigentliche Bestattung, entweder in einer Familiengruft, d. h. in einem viele Särge bergenden Pfahlgebäude oder die Verbrennung und Beisetzung in einem kleinen Krematorium. Es folgt noch mancher andere Brauch. Es folgt z. B. noch die allgemeine Reinigung, denn alle, welche sich an diesem Feste beteiligt haben, stehen in dem Geruche, daß so lange noch Spuren der Opfer und des Opfermahles an ihnen sind, die Seelen des Verstorbenen außerordentliche Macht über sie besitzen. Vor dieser allgemeinen Reinigung giebt es aber noch einmal ein ordentliches Fest, das so recht charakteristisch für das dem Ganzen zu Grunde liegende Protzentum ist. An diesem Tage legt Witwer resp. Witwe Trauerkleid

ab und präsidiert selbst. Gelingt es den Gästen nicht, alle vom Gastgeber aufgetragenen Speisen zu verzehren, so erhebt er sich am Ende der Tafel und sagt:

„Ist es Euch nicht möglich, meine Büffel, Schweine, Hühner und Reis aufzuessen, dann habe ich gewonnen und Ihr habt verloren; Ihr seid schwach, ich bin stark.“ — Darauf trinkt er auf seine eigene Gesundheit.

Hat die Festgenossenschaft jedoch alles vertilgt, dann steht am Ende des Diners ein Gast auf und spricht:

„Wir haben alles gegessen; wäre mehr dagewesen, so hätten wir das auch noch gegessen. Du bist schwach, wir sind stark; Du hast verloren, wir gewonnen.“ — Und er schließt mit einem Toast auf die Leistung der Gäste im Essen und Trinken.

Das ist doch wenigstens ein guter Witz im Bereiche einer blutigen und grausigen Orgie. Wir atmen erleichtert auf und sehen uns um nach dem Sinne dessen, was von alledem entschieden mit das Interessanteste ist, nämlich nach der Bedeutung der Fahrt im Banama-tingang Tempon-telons.

Der Untergang des Gottes.



empon-telon, das Banama-tingang und der Feuersee sollen jetzt näher untersucht werden. Ich rüste hierzu eine kleine Armee aus, einen Trupp von Göttern, die mir den Weg des Banama-tingang aufsuchen sollen, ich rufe die edle Schar der Sonnengötter zu Hülfe.

Ich will diese Götter selbst nach ihrem Schicksale fragen; aus ihren eigenen Erfahrungen sollen sie mir Vergleichsmaterial liefern.

Ich rufe die Sonnengötter aller Erdteile zusammen, — aller Erdteile und Formen solarer Weltanschauung. Heran, Maui, glutstrahlender, tiefverehrter Herr der polynesischen Götter! Litaolane, komm herüber aus Afrika und künde von Deinen Schicksalen! Spitzbübischer Jelch, verlaß die nordwestamerikanischen Gefilde, steh eine Weile von Narrheiten ab und versuche Dich etwas deutlich und verständlich zu machen. Was Dich, den Melanesier Quat, angeht und Dich, den liebenswürdigen Kamakajakau, so braucht Ihr Euch in der hehren Genossenschaft der hohen Götter Eurer märchenhaften Zierlichkeit nicht zu schämen. Auch ohne daß man Euch anbetet, wahrt Ihr den Typus erhabener Gottheit.

Es soll ein stolzer Zug sein, mit dem wir dem Tempon-telon entgegenziehen, wahrlich es sind die größten und gewaltigsten Erscheinungen, die die Phantasie, der Glaube und die Religion der Wilden je hervorgebracht haben. Ihnen allen voran sende ich Maui, den Polynesier.

1. Maui. (Neuseeland.)

Maui hatte mehrere Brüder, aber Mauitiki ist derjenige, der die großen Thaten verrichtete. Als er geboren war, warf ihn seine Mutter, in eine Locke ihres Hauptthaares gewickelt, ins Meer; Seegras umschlang den Kleinen; ein Fisch verschluckte ihn.

Die Wellen spülten den Fisch auf den Strand, wo Fliegen und Vögel an ihm saugten und pickten, bis Tama-nui-ki-te-Rangi ihn aus dem Fische herausschnitt, nach Hause nahm, in das Dach hängte und durch die Wärme des Feuers belebte. Damit war er in das Rathaus gekommen.

Maui setzte sich in den Garten, der Hine-nui-te-Po auf einen Hügel und blies die Flöte. Die Alte sagte zu dem Sklaven: „Wenn ihr einen Mann auf seinen Füßen wandeln seht, fangt ihn, das ist ein Dieb; kommt er auf allen Vieren, Gesicht und Bauch nach oben, so laßt ihn in Ruhe ziehen, das ist ein Atua (Gott).“ Maui hört alles, kriecht auf die angegebene Weise in das Kumara-Haus der Alten, ißt sich voll und nimmt noch einen Korb Kumara mit. Die Sklaven lassen ihn ungehindert gehen, denn er geht auf allen Vieren.

Am andern Tage wollen die Brüder wissen, woher er seinen Raub habe. Er erzählt ihnen alles, tauscht aber die Kennzeichen des Diebes und des Atua aus, rät ihnen also, aufrecht zu gehen. Maui-mua, der nun gleichfalls flöten und stehlen geht, wird aufrechtgehend als Dieb ergriffen und von der Alten so hart zwischen ihren Lenden gequetscht, daß er stirbt. — Das ist der erste Tod auf der Erde.

Maui ärgerte sich darüber, daß die Sonne so schnell laufe und so der Tag so kurz dauere. So erfand er denn die Kunst, aus Flachs Stricke zu drehen. Diese nahm er und wanderte mit seinen Brüdern von dannen. Er wanderte immer des Nachts und verbarg sich wohlweislich tags über vor der Sonne. Das währte so lange bis sie im Osten den Ort des Sonnenaufganges erreichten. Dort legten sie nun die Schlingen, in welchen die Sonne sich fing. Maui-tiki schlug sie mit dem Kinnbacken, den er von seiner Ahnfrau erhalten hatte, wund und ließ sie dann frei, so konnte sie nur langsam dahinkriechen.

Er vollführte nun viele Streiche, deren wichtigsten, den Feuerdiebstahl, ich später erörtern will. Als er aber gar seinen Schwager, Irawaru, in einen Hund verwandelt hatte, merkte er selbst, daß er nicht länger in dessen Dorf bleiben durfte. Der Vater sagte außerdem, es werde ihm bald das Verderben durch die Ahnfrau Hine-nui-te-Po, welche aufblitzt und gähnt, wo Himmel und Erde sich begegnen, treffen. Maui beschloß demnach, sie zu zwingen, da er doch auch Tama-nui-te-Ra (die Sonne) bezwungen habe. Er nimmt sich Vögel zu Gefährten, warnt sie aber zu lachen, wenn er in den Mund der Schrecklichen gekrochen sei; lachen sollen sie, wenn er herauskomme. Im ersten Fall müsse nämlich er umkommen, im anderen aber werde Hine-nui-te-Po sterben.

Er entkleidet sich, die Haut seiner Hüfte ist schön, bunt von den Tatu-Marken, welche Uetongas Meißel geschnitten hat. Als er in den Rachen der Alten tritt, lacht der kleine Vogel Tiwakawaka laut auf. Hine-nui-te-Po erwacht daraufhin und tötet Maui. Wenn Mauis Vorhaben gelungen wäre, brauchten die Menschen heute nicht zu sterben.

2. Kamakajakau (Ysabell in Melanesien).

Er wohnte auf den Hügeln von Gaji. Er besserte seine Netze aus und sah hinab auf den Ozean. Er sah ihn sehr dunkel. Seine Enkel gingen hinab zur See, um zu fischen zwischen Riffen, und Kamakajakau sagte zu ihnen:

„Gehet und bringt Salzwasser für mich auf diesen Platz, damit ich sehe, ob seine Farbe gleich der des Ozeans ist.“

Also sprach er zu ihnen. Seine Enkel gingen fort, hinab zum Ufer und fischten am Ufer, sie fischten mit Netzen. Danach schöpften sie Salzwasser und kamen wieder hinauf und gaben es ihm. Und er sprach zu ihnen:

„Gebt das Gefäß hierher, und ich will es herabgießen und sehen, ob die Schwärze dieses die gleiche ist, wie die des Meerwassers, die ich von oben aus sah.“

Also sprach er. Und er goß es herab und sah, daß es nicht die gleiche Schwärze war, wie die, die er von oben herab gesehen hatte.

Als es Morgen war, nahm er das Salzwassergefäß und ging von dannen. Er steckte in das Ohr ein Stückchen Obsidian und wanderte damit und kam zur See und legte am Ufer seinen Beutel und Schild und Keule nieder. Er nahm das Gefäß in die Hand und watete in das Wasser hinaus. Er schaute auf den Hügel, auf dem er wohnte und von dem er kam, und er konnte ihn noch erblicken. So schwamm er denn noch weiter fort vom Ufer, bis er den Hügel von Gaji erblickte. Da tauchte er hinab.

Die Oberfläche des Meeres wogte, und Blasen stiegen empor. Und er hörte, wie ein Kombini (Königsfisch) von mächtiger Größe auf ihn zukam. Der Fisch kam und verschluckte Kamakajakau und wandte sich mit ihm ostwärts zum Sonnenaufgang und bewegte sich mit ihm fort, bis er an eine seichte Stelle kam, wo er sich hinwarf, sodaß Kamakajakau merkte, daß hier offenbar Ufer sei.

„Hier bin ich,“ sagte er zu sich und dachte an den Obsidian in seinem Ohre und fühlte nach ihm. Er fand ihn und schnitt den Bauch des Kombili auf und schlüpfte heraus.

Da sah er einen Glanz. Er setzte sich nieder und überlegte:

„Ich wundere mich, wo ich bin?“ dachte er. Da stieg die Sonne mit einem Ruck empor und warf sich von einer Seite zur andern. Und die Sonne sagte:

„Stelle Dich nicht auf meinen Weg, Du mußt sonst plötzlich sterben, stelle Dich auf meine rechte Seite.“

Und er ging auf die Seite, bis die Sonne emporgestiegen war. Dann folgte er. Die beiden stiegen himmelan und kamen so endlich an das Dorf der Kinder der Sonne. Die Sonne sprach:

„Hier stehe.“

So stand Kamakajakau bei den Kindern und Großkindern der Sonne; sie aber ging von dannen.

Kamakajakau blieb stehen, und sie fragten ihn:

„Von wo bist Du hierher gekommen?“

Er sprach:

„Von der Erde. Ich wohnte an meinem Orte, und ich tauchte in das Salzwasser, und ein großer Fisch verschlang mich. Und so bin ich hierher in Eure gute Stadt gekommen“.

So blieben sie beieinander. Sie aßen nur rohe Nahrung. Da zeigte er dem Volke da oben das Feuer, sodaß sie gekochte Speisen verzehren konnten.

Sie warnten ihn davor, einen gewissen Ort zu betreten, er sei tabu. Sie gingen ihrer Wege. Während er allein zu Hause ist, geht er an den verbotenen Platz. Er hebt einen Stein empor und blickt durch ein so im Himmel entstandenes Loch auf die Erde, und er sieht den Hügel von Gaji. Da weint er. Und auch als sie ihm Nahrung bringen, kann ihn das nicht trösten. Und sie fragen ihn, ob er auf die Erde will. Da bejahte er.

Darauf setzten sie Kamakajakau in ein Haus und gaben ihm Nahrung und Samen von Pau. Sie binden an die Spitze des Hauses ein Rohr und lassen ihn hinab. Und sie sagen ihm, wenn Vögel und solche Wesen, die die Luft beleben, schreien, dann solle er nicht herausschauen. Wenn aber Geschöpfe der Erde zu vernehmen seien, dann solle er heraussehen.

Sie lassen ihn am Rohre hinab. Wenn aber eines zu kurz wird, dann binden sie noch eines daran, solange, bis Kamakajakau auf dem Hügel der Heimat anlangt.

3. Mutuk (Badu, Insel der Torres-Straße).

Auf Badu, einer Insel der Torres-Straße, lebte vor langer Zeit einmal ein Mann mit Namen Mutuk. Er fischte einstmals auf einem Riff, als seine Angelschnur sich verfing. Daher tauchte er in das Wasser, um sie zu befreien. Ein vorüberschwimmender Hai schnappte ihn aber auf und verschluckte ihn, ohne ihn zu verletzen.

Der Hai schwamm nordwärts über das Riff von Mangrove-Insel. Mutuk fühlte die Wärme, und er sagte zu sich:

„Jetzt sind wir im warmen Wasser."

Als der Hai in tieferes Wasser tauchte, empfand Mutuk die Kälte und wußte nun, daß sie wieder untergetaucht waren, zuletzt schwamm der Hai nach Boigu und strandete, als die Ebbe eintrat. Mutuk fühlte die pralle Sonne den Körper des Fisches bescheinen und erkannte, daß er hoch und trocken lag. So nahm er denn eine scharfe Muschelschale, die er hinter dem Ohr trug und hackte den Leib des Haies auf, bis er eine genügende Öffnung gemacht hatte. Aus seinem sonderbaren Gefängnis entschlüpfend, merkte er, daß seine Haare ausgefallen waren. —

4. Nordamerikanische Mythen.

1. Version. (Vergl. Fig. 251.)

Einst ließ Yetl (der Rabe) sich von einem Walfisch verschlucken. Drinnen im Magen machte er es sich bequem und zündete ein kleines Feuer an. Der Wal bat ihn, sich ja in acht zu nehmen, daß er nicht sein Herz verletze. Der Rabe aber konnte der Versuchung nicht widerstehen und pickte daran.

„O!" schrie der Wal, denn es that ihm weh. Er bat den Raben nochmals, ja sein Herz nicht anzurühren. Yetl entschuldigte sich, indem er vorgab, nur zufällig daran gestoßen zu haben. Bald aber pickte er wieder daran und biß dieses Mal herzhaft zu.

Da verschied der Wal. Yetl wußte nun aber nicht, wie er wieder herauskommen sollte, denn das Maul des Tieres war fest geschlossen. Er dachte:

„O, strandete doch der Walfisch an einem flachen Ufer."

Bald hörte er die Brandung brausen und fühlte den Körper des Wales auf die Steine am Ufer stoßen. Da freute er sich. In der Nähe war ein Dorf und Kinder spielten mit Bogen und Pfeilen am Strande. Als sie den Wal erblickten, liefen sie gleich nach Hause und riefen ihre Eltern herbei, die daran gingen, den Speck abzulösen. Als sie damit beschäftigt waren, hörten sie jemand im Bauche des Wales singen und schreien, konnten sich aber nicht denken, wer das thäte. Da dachte Yetl:

„O, schnitte doch einer von oben her gerade zu mir herab!"

Kaum hatte er das gedacht, so war sein Wunsch erfüllt. Ein Mann schnitt ein Loch in den Magen und sogleich flog Yetl von dannen und schrie:

„Kola, kola, kola!"

2. Version.

Kaiq, der Nerz, ging einst aus, Heringe mit einem riesigen Heringsrechen zu fangen. Zu gleicher Zeit war aber auch der Wal auf Heringsfang und verjagte die Fische von Kaiqs Boot. Darüber ward dieser böse. Als der Wal einmal auftauchte, um zu blasen, rief Kaiq:

„Pfui, wie stinkst Du, Wal!"

Viermal wiederholte er dieses, da ward der Walfisch böse und verschluckte Kaiq samt seinem Boote. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, rief Kaiq drinnen:

„Wisset, Ihr Leute, daß der Wal mich gefressen hat!"

Die Fischer hörten es und erzählten einander, daß Kaiq vom Walfisch verschluckt sei. Der Wal fuhr fort, Heringe zu fangen. Da machte Nerz sich ein kleines Feuer im Magen und trocknete die Heringe auf einem Gestelle. Jedesmal, wenn der Wal nun auftauchte, fielen die Fische von den Gestellen herunter. Darüber ward er sehr zornig. Im Magen war es zudem sehr heiß. Kaiq

fühlte sich krank und dachte nach, wie er wieder ins Freie gelangen könnte. Er beschloß, den Wal zu töten, und schnitt seine Kehle durch. Da starb der Wal und trieb bald nahe einem Dorfe ans Ufer. Sobald die Bewohner ihn sahen, zerlegten sie ihn und siehe da! als sie den Magen öffneten, kam Nerz herausgesprungen.

Er hatte aber — vor Hitze — alle Haare im Magen des Walfisches verloren.

3. Version.

Als Kanigyilak einige Zeit gewandert war, kam er zu einem Dorfe, und mit Erstaunen sah er, daß aus keinem einzigen der Häuser Rauch aufstieg. Er ging in jedes einzelne Haus, aber er sah niemand. Endlich im letzten Hause fand er einen Mann, namens Nauesta, und dessen Enkelin, ein kleines Mädchen, die einzigen Bewohner des Dorfes.

Er fragte:

„Wo sind denn alle Eure Landsleute?"

„Das Ungeheuer Tsekis, das in jenem See haust, hat alle getötet. Sobald jemand hinabging, um Wasser zu holen, kam es und verschlang ihn. Wir sind die einzigen Überlebenden."

Er blieb im Hause mit Nauesta und dessen Enkelin. Eines Tages sprach er zu dem Kinde:

„Gehe hinab zum See und hole mir Wasser."

Dem aber widersetzte sich der Alte aufs heftigste und wollte es nicht dulden. Er rief:

„Nein, sie soll und darf nicht gehen! Tsekis soll mir nicht das letzte meiner Kinder auch noch entreißen, und gewiß wird er sie fressen, wenn sie geht."

Kanigyilak aber suchte ihn zu beruhigen. Er gab dem Kinde den Eimer, band ihr den Gürtel aus der Haut des Sisiutl um und hieß sie gehen. Er folgte ihr, sah wie der Tsekis auftauchte und das arme Kind verschlang. Da ergriff Kanigyilak einen Stock, und indem er auf einem Steine Takt schlug, sang er:

„Sisiutl! werde lebendig und töte ihn; erwache und töte ihn!"

Kaum hatte er ausgesungen, so kam das Ungeheuer aus den Tiefen empor und wand sich in Todesqualen. Die Knochen aller Menschen, die es verschlungen hatte, spie es aus. Dann erschoß Kanigyilak es mit seinen Pfeilen. Er setzte die Knochen wieder zusammen und besprengte sie mit dem Wasser des Lebens. Da standen sie auf und rieben sich die Augen, als wenn sie geschlafen hätten.



Fig. 251. Der Rabe im Walfischmagen. (Haidazeichnung bei Niblack.) Darstellung der auf Seite 216 als 1. Version der nordwestamerikanischen Untergangsmythen erzählten Sage.

Im Anschluß an die eben wiedergegebenen Sagen Nordwestamerikas füge ich vier Abbildungen bei, die sich auf verwandte Themata beziehen. Es sind Zeichnungen der Eingeborenen. Die Haida, ein Stamm des nordwestlichen Amerika sind nicht wie andere Völker dieser Region Walfischjäger, und man hat nicht gehört, daß sie je einen Walfisch selbst getötet hätten. Zuweilen treibt aber ein Getöteter an ihre Küste. Hierfür nehmen sie dann keine natürliche Ursache an, sondern beziehen die Leiche auf die Walfischmythe und sagen, Hooyeh (so heißt bei den Haida Jelch oder Yetl, der Rabe) habe unsichtbarer Weise diesen Wal umgebracht und verlassen, um ein weiteres Abenteuer zu unternehmen.

Zu Fig. 252 erzählen sie dagegen:

Vor Jahren waren Haida-Indianer einmal zur Seehundsjagd hinausgefahren. Das Wetter war ruhig, und die See wie ein Spiegel. Ein Nordkaper (riesiger Fisch) hielt sich immer auf der einen Längsseite eines ihrer Kanoes. Die jungen Männer amüsierten sich damit, Steine von dem Ballast des Schiffes nach ihm zu werfen und die Flosse des Fisches mit ihnen zu treffen. Nach einigen ziemlich starken Schlägen wandte sich das Geschöpf der Küste zu, wo es auf den Strand auflief. Bald ward Rauch sichtbar, und die Neugierde trieb die Indianer an, sich Gewißheit über diese Angelegenheit zu verschaffen.



Fig. 252. Darstellung der Skana-Mythe. (Haidazeichnung bei Niblack.)

Als sie aber die Küste erreichten, entdeckten sie zu ihrem großen Erstaunen, daß ein großes Kanoe dalag und nicht der Fisch, daß fernerhin ein Mann sich Essen kochte. Dieser fragte sie, warum sie Steine nach seinem Kanoe geworfen hätten?

„Ihr habt es zerbrochen, geht nun in den Wald und holt einige Cedernruten und bessert es aus“, sagte er.

Sie thaten es, und als sie fertig waren, sagte der Mann:

„Wendet Eure Rücken dem Wasser zu und bedeckt Eure Köpfe mit Felldecken; seht Euch nicht eher um, als bis ich Euch rufe.“

Sie thaten es und hörten es, wie das Kanoe auf dem Strande entlang rasselte, als es in die Brandung hinuntergeschleppt wurde. Dann sagte der Mann:

„Jetzt seht Euch um!“

Sie wandten sich um und sahen gerade noch das Kanoe über die erste Welle gehen und den Mann am Steuer sitzen. Als es aber an die zweite Welle kam, ging das Boot unter und — siehe da! — auf der anderen Seite der Welle kam kein Kanoe hervor, sondern ein Nordkaper. Der Mann aber war offenbar ein Dämon, ein Skana und wieder in den Bauch des Fisches zurückgekehrt.



Fig. 253. Mythe von Rabe und Fischer. (Haidazeichnung bei Niblack.)

Interessehalber gebe ich noch eine dritte Abbildung (Fig. 253), den Raben und den Fischer darstellend, von der erzählt wird:

„Hooyeh, der Rabe hatte den bösen Hang, in den Ozean hinabzusteigen und die Fischlein des Houskana — vergleiche die Ähnlichkeit des bösen Dämon im Fischmagen: Skana und des Namens dieses Fischers Houskana! — des Fischers zu untersuchen und beides, Fisch und Köder, zu stehlen. Schließlich wurde Houskana dieser Sache müde und er steckte, um sich zu vergewissern, wer eigentlich sein Feind auf dem Meeresgrunde sei, statt des gewöhnlichen einen Zauberhaken auf.

So wurde der Rabe gefangen. Als der Fischer nun seine Leinen heimschleppte, leistete der Rabe dadurch Widerstand, daß er Füße und Flügel gegen den Boden des Kanoes stemmte. Houskana aber war stärker, und er riß den Schnabel des Raben mit fort; er packte ihn und trug ihn an die Küste, um herauszufinden, wer es denn sei. Denn sobald der Schnabel abgerissen war, verwandelte

der Rabe sich in einen Mann, der seinen Kopf mit einem Fellmantel bedeckt hatte, sodaß nur die Augen gesehen werden konnten.

Vergebens bemühte sich der Fischer, jenen zu veranlassen, das Gesicht zu entblößen. Endlich nahm aber einer der jungen Leute eine Hand voll Schmutz und rieb sie in des Raben Augen. Das wirkte. Er warf seinen Mantel von sich und da sahen es alle, daß es der Houyeh war.

5. Litaolane (Basuto in Südostafrika).

Uns wird erzählt, daß früher einmal alle Menschen zu Grunde gingen. Ein ungeheueres Tier, Kammapa mit Namen, verschlang sie alle, groß und klein. Er war ein schreckenerregendes Geschöpf. Die Entfernung von einem Ende des Körpers bis zum andern war so bedeutend, daß kaum das geschärfte Auge sie auf einmal übersehen konnte.



Fig. 354 Bildnis des listigen Raben. (Haidazeichnung bei Niblack.)

Nur ein Weib blieb noch auf Erden zurück, das entging der Wildheit Kammapas, da es sich sorgfältig vor ihm verbarg. Diese Frau empfing einen Sohn und brachte ihn in einem alten Stalle zur Welt. Sie war überaus überrascht, als sie bei näherer Besichtigung des Kindes fand, daß sein Hals mit einem Halsband von bezauberndem Schmucke geziert war.

„Weil das so ist", sagte sie, „soll sein Name Litaolane oder Bezauberer sein. Armes Kind! In was für einer Zeit ist es geboren! Wie wird es möglich sein, dem Kammapa zu entgehen! Was kann ihm sein Schmuck nützen?"

Während sie so sprach, las sie ein wenig Stroh auf, um für ihr Kind ein Lager herzurichten. Als sie den Stall wieder betrat, war sie so starr vor Überraschung und Schrecken, das Kind hatte

bereits die Größe eines erwachsenen Mannes erreicht und sprach Worte voll Weisheit. Litaolane trat ins Freie und war erstaunt über die Einsamkeit, die um ihn herrschte.

„Mutter“, sagte er, „wo sind die Menschen? Sind keine außer Dir und mir auf der Erde?“

„Mein Kind“, sagte die Frau zitternd, „noch vor kurzer Zeit waren die Thäler und Berge mit Menschen bedeckt; aber ein Untier, dessen Stimme die Felsen erzittern läßt, hat sie alle verschlungen.“

„Wo hält sich dieses Untier auf?“

„Dort ist es, nahe bei uns.“

Litaolane nahm ein Messer und ging, taub gegen die flehenden Bitten seiner Mutter, um den Verschlinger der Welt anzugreifen. Kammapa öffnete seinen schrecklichen Rachen und verschlang ihn. Aber das Kind des Weibes war nicht tot. Es betrat, mit seinem Messer bewaffnet, den Magen des Ungeheuers und zerschnitt seine Eingeweide. Kammapa brüllte fürchterlich und brach zusammen.

Sofort begann Litaolane sich einen Ausweg zu bahnen, aber die Spitze seines Messers ließ Tausende aufschreien, die mit ihm lebendig begraben waren. Zahllose Stimmen ließen sich von allen Seiten vernehmen, die ihm zuriefen:

„Nimm Dich in acht. Du durchbohrst uns.“

Es gelang ihm, eine Öffnung zu machen, durch welche die Völker der Erde mit ihm aus dem Bauche Kammapas herauskamen.

In allen diesen Sagen findet sich ein wichtiges Moment stets wieder, ein Motiv, welches uns aus der biblischen Geschichte sehr wohl bekannt ist. Es ist die Mythe von Jonas, der vom Fische verschlungen und endlich wieder ausgespieen wurde. Es liegt natürlich die Annahme nahe, die Historie von Jonas möchte über die Erde hin durch die Missionare sich verbreitet haben. Diese Frage wäre auch näher zu erwägen, wenn die Sage allein und zusammenhangslos an vielen Orten bestände.

Das ist aber nicht so. Wir finden vielmehr die Mythe über einen sehr bedeutenden Teil der Erde geschlossen und tief eingewurzelt in der Vorstellung der wilden Völker. Außerdem handelt es sich

nicht um abgerissene, etwa verzettelte Stückchen der jüdischen Sagenwelt resp. des Alten Testamentes, sondern vielmehr um einen Teil des Ganzen, ein in fester Beziehung zu großen Gruppen, großen Ideen, festen Gebilden stehendes Glied eines organischen Sagenkörpers. Und die Sagen, um die es sich handelt, das sind alles solare Mythen, Geschichten von den Erlebnissen und Thaten des Sonnengottes.

Es ist in den sämtlichen Sagen etwas geschildert, nämlich die Geschichte der untergehenden, also verschwindenden und wieder aufsteigenden Sonne. Sehr charakteristisch ist es, daß die Insel- und Küstenvölker die Sonne von einem Fisch verschlungen werden lassen, denn für sie geht die Sonne im Meere unter, — daß dagegen die auf dem Festlande wohnenden Basuto an Stelle des Fisches das Ungeheuer Kammapa hierfür verantwortlich machen.

Gehen wir auf Einzelheiten der Sage ein, so ist vor allem vieles von Maui zu sagen. Da haben wir zunächst schon im Anfange die Geschichte, wie der Fisch den Maui verschlingt, wie er dann über das Feuer gehängt wird und wie die Wärme des Feuers Maui erwärmt. Das ist die Wärme der aufgehenden Sonne. Im dritten Absatz haben wir dann gleich wieder eine Sonnenuntergang- und Aufgangsgeschichte, der eine Maui, der aufrecht gehend zwischen den Lenden der Hine-nui-te-Po zermalmt wird, ist die untergehende, derjenige, der kriechend mit dem Gesichte nach oben dem Garten, der die Nacht (Po gleich Nacht) beherrschenden Mondgottheit (Hina gleich Mond) entrinnt, ist die aufgehende Sonne.

Wie Maui dem Aufgange der Sonne entgegenwandert, sie mit Stricken fängt und ihren Lauf aufhält, da ist das langsame Hinschleichen der Mittagssonne geschildert, deren behäbiger Wandel dem schnellen Aufstieg gegenüber aufhält.

Den kurz erwähnten Feuerdiebstahl werde ich in einem eigenen Kapitel behandeln. — Großartig ist nun der Schluß, das gewaltige Bild des Sonnenunterganges, — erwähnt sind die prunkend geschmückten Lenden des Gottes, das ist die Pracht des Sonnenunterganges, — und dann folgt der Untergang im Rachen des Nachtgestirns.

Die Kamakajakau-Mythe bietet in ihrer Art entzückende Detailbeobachtungen. Sehr deutlich ist es, daß der Fisch während der Nachtzeit ostwärts schwimmt, daß am Morgen, als der Bauch des Kombili aufgeschlitzt ist, gerade hier im Osten die Sonne aufgeht, daß direkt gesagt ist, wie der Held hinter der Sonne herwandelt. Da wo Kamakajakau vom Kombili verschlungen wird, ist das Meer dunkel, das ist die Nacht, die die Sonne verschlingt.

Mutuk fühlt die pralle Sonne auf den Körper des Fischleibes scheinen. Auch nachher in Nordwestamerika tritt uns das Motiv des Haarausfalles entgegen, das ist die Hitze der Sonne.

In Nordwestamerika ist der Rabe der Sonnengott. Der Nerz kann ihn aber auch vertreten. Wertvoll für die Entwickelungsgeschichte dieses ganzen Sagenkreises ist ein Motiv der Kanagyilak-Mythe, die diese mit der Litaolane-Sage gemeinsam hat, daß nämlich alle Menschen von dem Ungeheuer verschlungen worden sind. Es ist das fraglos ein manistischer Zug in der solaren Mythologie, eine Erscheinung, die uns direkt wieder zurückführt auf die Tempon-telon-Sage. (Erwähnt soll noch werden, daß das strahlende Geschmeide des Litaolane den Glanz der aufgehenden Sonne andeuten soll.)

Dieser letzte aufgefundene manistische Grundzug erinnert, wie gesagt, an die Fahrt des Banama-tingang. Fragen wir nach dem Wesenszuge dieser Totenfahrt, so muß uns auffallen:

Tempon-telon fährt am Morgen mit rasender Eile los; über den Feuersee kommend, verlangsamt er sich: dann strahlen plötzlich die Glutblitze aus seinen Augen, das letzte schreckliche Hindernis ist überwunden, in majestätischer Ruhe gleitet das Schiff über die goldenen Gefilde der Seligkeit.

Nun, wer weiß, was das heißt?

Es ist das ganz klar eine Sonnenfahrt. Es heißt ja ganz deutlich vorher, daß Tempon-telan jeden Tag einmal in die Gewässer des Jenseits hinübersteuert. Der rasende Aufstieg ist der Sonnenaufgang, die schleppende Langsamkeit auf dem Feuersee bedeutet die Mittagshitze und das Aufblitzen in den Augen Tempon-telons, das plötzliche glückliche Einlaufen auf den goldenen Strom des Totenlandes, das ist die Schönheit der untergehenden Sonne. — Es ist

also der Gegensatz resp. das Ergänzungsstück zu alledem, was die Jonas-Mythen erzählen. Die Jonas-Mythen schildern den Sonnenuntergang, die Fahrt der Sonne durch die Nacht bis zum Morgen, die Tempon-telonfahrt beginnt mit dem Morgen, gleitet über den Tag hin und endet in der Abendröte.

Aber das ist nicht alles. Aus der gegenseitigen Ergänzung, aus dem Übereinstimmenden, also aus dem Zusammenhange, den die manistische Mythe des Tempon-telon und die solare Mythe des Maui nicht zu verleugnen vermag, spricht die Thatsache:

daß die Ahnensagen, die manistischen Mythen, ihrem Ursprunge zufolge mit der solaren Mythe zusammenhängen müssen, daß also eine Beziehung bestehen muß zwischen den Sonnensagen und dieser Erzählung von der Totenseelenfahrt. Dies wird ja noch bewiesen durch die andere Thatsache:

daß nämlich, als der Leib der Ungeheuer Tsekis und Kammapa aufgeschlitzt wird, alle Menschen herauskommen. In der Seelensage geht also die Totenschaar mit der Sonne unter. In der Sonnensage steigen die Menschen mit der Sonne empor.

Und nun der schöne Schlußstein, der das vorliegende Material zu einem Ganzen vereinigt. Die Maui-Mythe endet mit den Worten:

„Wenn Mauis Vorhaben gelungen wäre, brauchten die Menschen heute nicht zu sterben!“

Ehe ich auf das hier gewonnene hübsche Resultat weiter eingehe, will ich noch einige Sonnenmythen wiedergeben.

Schango, der typische Sonnengott.

In diesem Abschnitte soll eine charakteristische Ausgestaltung des Sonnengottes und zwar wie sie in Yoruba westlich der Nigermündung stattgefunden hat, untersucht werden.

1.

Schango ist der zweitgeborene Sohn der Yemaja (des Meeres); Oschumare, der Regenbogen, ist sein Diener, der in den Wolken Wasser von der Erde in seinen Palast tragen muß. Ara, das Donnergrollen ist sein Bote, den er mit lautem Geräusche aussendet. Der kleine Vogel Papagori ist ihm heilig, und die Verehrer des Gottes verstehen den Ruf desselben, Oya (der Niger), Oschun und Oba (zwei Flüsse gleichen Namens) sind unter seinen Schwestern seine Frauen. Alle drei begleiten ihren Gemahl beständig, und zwar tragen ihm Oya mit ihrem Boten den Afefe (den frischen Wind), Oschun und Oba Bogen und Schwert. Schangos Sklave Biri (die Finsternis) geht in seinem Gefolge. Die Farben Schangos sind rot und weiß. Er wird im allgemeinen als Gott des Blitzes und Gewitters angesehen.

2.

Diese Halbgottheit ward zu Ife geboren und regierte in der kürzlich zerstörten Stadt Ikoso; andere sagen, er sei ein aus Nupe stammender Gott. Er hatte seinen Palast von Messing und hielt einen Stall von 10000 Pferden. Das zeigt, daß er anfangs nur ein Sterblicher war. Er ging von dannen, um im Himmel zu leben, wo er im Staate herrscht, jagt, fischt, Märkte abhält und Kriege führt.

Der abstrakte Schango ist der Enkel von Aganju („Die Wüste oder das Firmament"), ein Nachkomme von Okikische. Sein Vater

ist Orungan (der Mittag), seine Mutter ist Yemaja oder Ijemaja („die Mutter der Fische"), ein unbedeutender Fluß in Yoruba. Sein älterer Bruder ist Dada oder die Natur — von „da" erschaffen — sein jüngerer ist der Fluß Ogim; sein Freund und Bundesgenosse ist Orischako (Gott der Farmen); sein Sklave ist Biri (die Dunkelheit); seine Frauen sind die Ströme Oya (der Niger), Oschun und Obba; sein Priester ist Magba (der Empfänger).

Schangos Verehrer tragen seine Tasche, weil er ein Freund von räuberischen Kriegen ist. Sachlich ist er der Gott des Donners, Blitzes und Feuers. Er wird auch Jacuta oder Steinwerfer genannt und beschützt die Guten. Er ist aber vor allem der Protektor der Krieger, Jäger und Fischer.

3.

Schango war früher ein König, der späterhin zum Gotte ward.

Er war Herrscher zu Oyo, der Hauptstadt Yorubas. Er war so grausam, daß Häuptlinge und Volk ihm eine Kalabasse voll Papageieneiern schickten mit der Botschaft, daß er durch die Regierungsgeschäfte müde sei und schlafen gehen solle. Der König rief seine Anhänger zusammen, doch sie fielen, und er mußte sein Heil in der Flucht suchen. Er verließ die Stadt bei Nacht, nur von einem Sklaven und von einer Frau begleitet. Er trachtete danach, nach Tapa am Niger, dem Wohnorte seiner Mutter, zu kommen. Während der Nacht bereute seine Frau ihre Handlung ebenfalls und verließ ihn. Er wandelte nun mit seinem Sklaven im Walde umher nach einem Ausgang fahndend. Zuletzt ließ er den Sklaven zurück mit den Worten:

„Warte hier, bis ich zurückkomme, wir wollen dann den Ausgang weiter suchen".

Der Sklave wartete umsonst auf Schango. Da machte er sich auf die Suche und fand, daß er sich erhängt hatte. Er fand den Ausgang aus dem Walde und gelangte nach Oyo, wo er die Märe kundthat.

Da befiel die Häuptlinge und Edlen ein großer Schrecken. Sie gingen hin und suchten den Leichnam. Sie fanden ihn aber

nicht mehr, wohl aber eine tiefe Grube, aus der das Ende einer eisernen Kette hervorragte. Sie konnten lauschend Schangos Stimme in der Tiefe vernehmen. Da bauten sie an der Stelle einen kleinen Tempel und ließen zum Dienste des neuen Gottes einen Priester zurück.



Fig. 255. Kleiner Schangotempel. (Privatmuseum in Lyon.) Schango und sein Weib. Der liegende Kopf scheint die auf- oder untergehende Sonne darzustellen. Die eisernen Stäbe sind Embleme Schangos; die Zickzacklinie stellt den Blitz dar.

In der Stadt sagten sie:

„Schango ist nicht tot; Schango ist ein Orischa geworden. Er ist unter die Erde gegangen und lebt bei den Toten, mit denen wir ihn sprechen hörten.“

Als aber Zweifler und Spötter sagten:

„Schango ist tot, Schango hat sich selbst erhängt“, da kam der Gott in einem Gewittersturm selbst und erschlug viele der Ungläubigen, um seine Macht zu zeigen.

Der Platz, wo Schango in die Erde gestiegen war, ward Kuso genannt; bald entstand an demselben eine große Stadt. Viel Volk zog hin, um dort zu wohnen.

4.

Eine andere Mythe macht Schango zum Sohn von Obatalla. Er war verheiratet mit Oya, Oschun und Oba, den drei Wassergöttinnen. Als irdischer König regierte er zu Oyo.

Die Mythe erzählt, daß Schango eines Tages von seinem Vater ein mächtiges Zaubermittel erhielt. Der davon Genießende ward in den Stand gesetzt, jedes Hindernis zu überwinden. Schango verzehrte den größten Teil und gab den Rest Oya mit dem Auftrage, ihn zu verwahren. Als er sich aber abgewandt hatte, aß diese den Rest selbst.

Wie gewöhnlich versammelten sich am nächsten Morgen die Edlen und Häuptlinge zum Ratsprechen und Ratschlagen. Alle sprachen nach einander. Als aber Schango zu sprechen begann, schlugen Flammen aus seinem Munde, und es befiel alle ein gewaltiger Schrecken. Ebenso lohten aus dem Munde der Oya, die die Mädchen und Frauen des Palastes schelten wollte, Flammen, sodaß alles entsetzt von dannen lief, und der Palast bald ganz verlassen war.

Da sah Schango, daß er als Gott niemand untergeordnet sei und berief seine drei Frauen. Er nahm eine lange Eisenkette in den Mund, stampfte mit den Füßen auf die Erde, die sich sogleich unter ihm öffnete und stieg mit seinen Frauen hinab. Die Erde schloß sich wieder, aber das Ende der Kette blieb am Tageslicht.

5.

Seit Schango mit seinen drei Frauen in die Erde hinabgestiegen war, kam er oftmals zur Welt zurück. Eines Tages, als er unten in der Tiefe Oya gescholten hatte, weil sie von seiner

Medizin gestohlen hatte, und sie, erschreckt durch seine Gewaltsamkeit, von dannen geflohen war, suchte sie Zuflucht bei ihrem Bruder, dem Seegotte Olokun.

Als Schango von ihrem Aufenthalt gehört hatte, that er einen heiligen Schwur, sie so zu schlagen, daß sie seine Streiche nie vergessen solle. Am nächsten Morgen stieg er mit der Sonne empor, verfolgte sie den ganzen Tag auf ihrem Laufe und erreichte mit ihr am Abend den Platz, wo Himmel und Erde sich berühren. Er stieg hinab in das Land seines Bruders Olokun. Die Sonne hatte absichtslos Schango den Weg über den Himmel zu Olokuns Palast gezeigt. Schango war es schwer gefallen, ihr zu folgen, ohne gesehen zu werden und sich zu verbergen, wenn sich die Sonne umwandte.

Als Schango Olokuns Palast erreichte und daselbst Oya sah, machte er ein großes Geschrei und viel Bewegung. Er stürzte vorwärts, um sie zu ergreifen, doch Olokun hielt ihn fest. Wie nun die zwei miteinander kämpften, lief Oya mit ihrer Schwester Olosa (der Lagune) von dannen.

Fig. 256. Bild von Schango; Badagri, Westafrika. (Missionsmuseum in Basel.)

Als Olokun sah, daß Oya entschlüpft sei, ließ er Schango frei, der nun, ergrimmter denn vorher, drohend und fluchend hinter seiner Frau herlief. In seiner Wut riß er Bäume rechts und links vom Wege mit den Wurzeln aus. Oya sah vom Hause ihrer Schwester aus, wie Schango über die Bänke der Lagunen daherkam. Wohl wissend, daß Olosa sie nicht zu schützen vermöge, begann sie die Flucht von neuem und eilte an den Ufern entlang zu dem Platze, wo die Sonne unterging.

Als sie so rannte und Schango heulend und brüllend hinter ihr herhetzte, stürzte sie sich in ein Haus, das am Wege stand und flehte den Mann, der darin war, um seinen Schutz an. Sie bat diesen, den Huisi, sie zu verteidigen. Huisi fragte, was er, der Mensch, gegen Schango ausrichten könne. Da gab ihm Oya von der Medizin, die sie ihrem Manne gestohlen hatte, zu essen. Darauf ward Huisi ein Orischa und versprach, sie zu schützen.

Als Schango näher kam, rannte Huisi zu den Bänken der Lagune und zog einen mächtigen Baum mit den Wurzeln heraus, ihn gegen Schango in der Luft schwingend. Da kein weiterer Baum in der Nähe stand, ergriff Schango das Boot des Huisi und schwang es in die Luft gleich einer Keule. Als die beiden Waffen gegeneinander sausten, zerbrachen sie in Splitter. Da rangen die beiden Orischa miteinander; Flammen schlugen aus ihrem Munde, und die Füße traten klaffende Spalten in den Boden, als sie sich so hin- und herschleuderten. Der Kampf währte eine Zeit, ohne daß der eine des anderen Herrn zu werden wußte, bis zuletzt Schango wuterfüllt, einsehend, daß er hintergangen sei, und fühlend, daß seine Kräfte nachließen, auf den Boden stampfte, daß die Erde sich aufthat, und hinabfuhr, Huisi mit hinabziehend. Am Ende des Kampfes war Oya nach Lokoso (bei Porto Novo) geflohen. Dort blieb sie und das Volk baute einen Tempel, sie darin zu verehren. Für Huisi, der infolge der genossenen Medizin ein Gott geworden war, wurde auch ein Tempel gebaut, und er so auf dem Platze, wo er mit Schango gefochten hatte, verehrt.

Der gewaltige Gott, der im strahlenden Messingpalaste wohnt, der über 10000 schnelle Rosse gebietet, der grausame Herrscher, der alles um sich her vernichtet, der Mann, der sich nicht hängen läßt, (Vergl. auch Seite 333, „die Todesform des Ganga Chitome“.) ohne in die Erde zu verschwinden, — das ist ein Sonnengott. Der strahlende Messingpalast ist der erhabene Glanz des Tagesgestirnes, die Pferde stellen die Geschwindigkeit seines Laufes dar, die Grausamkeit ist die fürchterliche Eigenschaft des tropischen Glutballes, er verschwindet in der Erde: die Sonne geht unter.

Besonders schön ist der letzte Teil. Hier enthüllt sich Schango als ausgesprochener Sonnengott. Er steigt mit der Sonne herab und verfolgt ihren Lauf bis zum Meere. An dem Platze, wo die Sonne untergeht, geraten Huisi und Schango in Streit. Flammen schlagen aus seinem Munde, denn das Firmament ist in der Abendsonne rot übergossen. Doch Schango fühlt seine Kräfte ermatten, er stampft auf den Boden, — und der Sonnenball geht unter.

Auf der Bahn der Sonne.

Als bezeichnende Eigenart der Sonnenmythen haben sich ergeben: das Moment des Verschlungenwerdens am Horizonte (Sonnenuntergang), das Motiv der Befreiung (als Sonnenaufgang), der Kampf und die wilde Bewegung, die Auf- und Niedergang begleiten und endlich das träge Hinschleppen zur Mittagszeit.

Ich füge nun als vierte charakteristische Eigenart der solaren Mythenbildung die Betonung fester Straßen an, die den Weg bedeuten, den der Sonnenheld zumal im Aufgang betritt. Diese Sonnenbahnen sind am schönsten ausgebildet auf den östlich von Neu-Guinea also in Melanesien gelegenen Inseln und in Nordwestamerika. Daher nehme ich einen noch nicht des näheren vorgeführten Sonnengott, den Quat zu Hülfe, sowie auch einige nordwestamerikanische Sagen, in denen diese Eigenschaft besonders deutlich ausgeprägt ist.

1. Mythe von Quat (Banks-Inseln).

Quat war nicht von Anfang an. Seine Mutter, deren Name Quatgora oder Iro Ul war, war ein Stein, der auseinanderbarst und ihn hervorbrachte. Er hatte keinen Vater; er war an der

Landstraße geboren. Er wuchs auf und sprach mit einem Male. Er fragte seine Mutter nach seinem Namen und sagte, wenn er einen Vater oder einen Oheim mütterlicherseits habe, solle der ihm einen Namen geben. Dann gab er sich selbst den Namen Quat. Er hatte auch Brüder. Der erste war Tangaro Gilagilaga, Tangaro der Weise, der alle Dinge verstand und die andern unterweisen konnte, der andere war Tangaro Loloquoeng, Tangaro der Narr, der von nichts etwas von wußte und sich wie ein Narr benahm; die anderen waren: Tangaro Siria, Tangaro Nolas, Tangaro Nokalato, Tangaro Noav, Tangaro Nopatau, Tangaro Noau, Tangaro Nomatig, Tangaro Novunue, Tangaro Novlog.

Es waren 11 Tangaros, mit Quat 12 Brüder. Die Namen der letzten 9 sind die Bezeichnungen von Blättern, von Bäumen und Pflanzen, als Brotfruchtblatt, Kokosnußblatt, Bambusblatt, Schirmpalmblatt &c. zu dem Namen Tangaro gefügt, welch letzterer zweifellos derselbe ist, wie Tagaro auf den Neuhebriden und Tangaro in Polynesien.

Diese alle wuchsen auf so, wie sie geboren waren und nahmen ihren Aufenthaltsort im Dorfe Alo Sepere, woselbst ihre Mutter noch immer als in einen Stein verwandelt gesehen werden kann. Daselbst begann Quat das Werk der Schöpfung; er machte Menschen, Schweine, Bäume, Felsen, just wie es ihm einfiel. Aber als er alle Arten von Dingen gemacht hatte, wußte er nicht die Nacht herzustellen, und deshalb war es während des ganzen Tages hell. Da sagten seine Brüder zu ihm:

„Hallo, Quat! das ist keineswegs angenehm; es ist nichts als Tag; kannst Du für uns nicht etwas dagegen thun?“

Da bedachte Quat, was mit dem Tageslicht zu thun sei, und er hörte, daß in Vava auf den Torres-Inseln Nacht sei. Da nahm er ein Schwein, band es und warf es in sein Kanoe. Dann segelte er nach Vava hinüber und kaufte Nacht (quong) von J Quong (Nacht), der dort wohnte. Andere sagen, daß er an den Fluß des Horizontes gefahren sei, um Dunkelheit von der Nacht zu kaufen, daß ihm diese die Augenbrauen geschwärzt und ihn gelehrt hätte, wie man abends einschliefe und wie morgens die Dämmerung

zu machen sei. Quat kehrte zu seinen Brüdern zurück mit der Nachtkenntnis, sowie mit einem Huhne und anderen Vögeln, welche Nachricht geben sollten von der Zeit der Nachtrückkehr. Er ließ die Brüder Bettplätze bereiten. Sie drückten Kokosnußzweige platt und breiteten sie im Hause aus. Da sahen sie zum ersten Male die Sonne sich bewegen und im Westen niedersinken und riefen Quat zu, daß sie sich hinwegschleiche.



Fig. 257. Aëtabogenschützen vom Schiff aus ins Wasser nach Fischen schießend; Philippinen. (Nach Photographie.)

„Sie wird bald gegangen sein, und wenn Ihr einen Wechsel im Angesicht der Erde seht, so ist dies die Nacht“, sagte dieser.

Und er ließ die Nacht kommen.

„Was ist das, was dort über die See kommt und den Himmel bedeckt?“, schrieen sie.

„Das ist die Nacht; setzt Euch nieder auf beide Seiten des Hauses, und wenn Ihr etwas in den Augen spürt, legt Euch nieder und seid ruhig“, sagte er.

So ward es dunkel, und ihre Augen begannen zu blinzeln.

„Quat, Quat, was ist das? Werden wir sterben?“

„Schließt Eure Augen, das ist der Beginn des Schlafes“, antwortete er.

Als die Nacht lange genug gewährt hatte, begann der Hahn zu krähen und die Vögel zu zwitschern. Quat nahm darauf ein Stück roten Obsidian und schnitt die Nacht entzwei. Das Licht, über welches die Nacht sich ausgebreitet hatte, schien wieder hervor. Quats Brüder erwachten. Er aber begab sich wieder an das Werk der Schöpfung.

2. Mythe von Quat (Banks-Inseln).

Eine besondere Reihe von Abenteuern waren Quats Begegnungen mit Quasavara. Das war ein Vui, ein sehr starker und sehr großer Krieger, ein Tyrann und Kannibale, der auf den Inseln wohnte, die die Heimat Quats und seiner Brüder war.

Als einstmals Quasavara mit Quat und seinen Brüdern zusammentraf, lud er sie in sein Dorf ein und machte ein Feuer für sie in seinem Backofen. Als es Abend war, sagte er, daß sie in seinem Gamal bei ihm schlafen müßten. Aber sie, die wohl wußten, daß sie getötet werden würden, wenn sie dies thäten, waren sehr erschreckt.

Es ward Nacht, und sie wurden sehr schläfrig. Da forderte Quat sie auf, ins Bett zu gehen. Er riß mit den Knöcheln einen Dachsparren des Gamal auseinander, und sie setzten sich alle hinein und schliefen. Um Mitternacht ergriffen Quasavara und seine Leute Keulen und Bogen und kamen, um Quats Truppe zu töten. Aber als sie auf den Schlafplätzen niemand trafen, zogen sie enttäuscht wieder ab.

Gegen Tagesanbruch krähte der Hahn. Quat weckte seine Brüder und bat sie, schnell herauszuschlüpfen, damit sie beim Tageslicht nicht beobachtet werden möchten, wenn sie den Sparren verließen. So kamen sie heraus.

Als es heller Tag war, kamen Quasavara und seine Leute herbeigelaufen. Sie fanden Quat und seine Brüder im Gamal miteinander schwatzen.

„Wo habt Ihr geschlafen?“ fragten sie.

Alle antworteten auf einmal, daß sie an dem ihnen angewiesenen Platze geruht hätten. Nur Tangaro, der Narr, rief aus:

„Wir schliefen in diesem Dachsparren.“

Da waren die Brüder sehr entrüstet.

Quasavaras Partei beratschlagte, als die Nacht wiederum nahte, wie sie jene im Dachsparren töten könnten. Quat aber riß in dieser Nacht einen Seitenpfosten heraus, öffnete ihn, und die Brüder

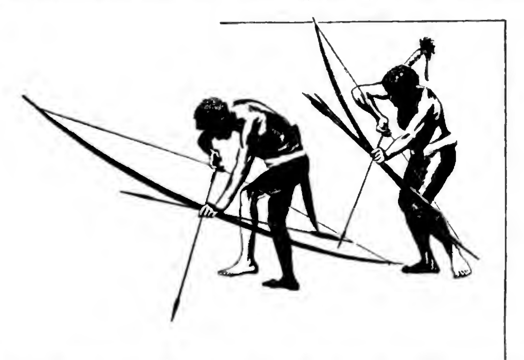


Fig. 258. Aëtabogenschützen vom Schiff aus in Wasser nach Fischen schießend; Philippinen. (Nach Photographie.)

schliefen darin. Die Leute Quasavaras kamen in der Nacht und zerbrachen den Dachsparren. Sie fanden niemand darin und zogen abermals resultatlos ab.

Am nächsten Morgen kamen sie in das Gamal und trafen Quat und seine Brüder ganz gelassen. Wiederum aber bekannte Tangaro, der Narr, daß sie im Seitenpfosten geschlafen hätten.

In der nächsten Nacht öffnete Quat den großen Hauptpfosten, und sie schliefen darin. Und wieder kam Quasavara, zerbrach den Seitenpfosten und fand niemand darin. Tangaro, der Narr, jedoch gab abermals ihren Zufluchtsort kund, obgleich er von seinen Brüdern gewarnt und gescholten war.

Quasavara beschloß nunmehr, einen anderen Weg einzuschlagen und die Brüder beim Mahle zu töten. Diese Nacht öffnete Quat den Giebelpfahl mit einem starken Schlage, und sie schliefen alle in demselben. — Wohl wissend, was beabsichtigt sei, traf Quat seine Vorbereitungen, um die Brüder zu retten. Er pflanzte einen Kasuarinabaum und gab ihnen Instruktionen, was sie zu thun hätten:

„Wenn sie sich daran machen, das Essen zu bereiten, wascht Eure Hände in den Bambuswassergefäßen, bis sie leer sind. Und wenn sie dann Salzwasser haben wollen und jemand gebrauchen, der die Gefäße füllt, so bieten sich zwei von Euch an, herauszugehen, und danach gehen noch zwei gemeinsam. Wenn Ihr ein Stück fort seid, werft die Wassergefäße auf den Boden und steigt auf den Kasuarinabaum! So macht Ihr es alle.“

Sie handelten alle nach dem Übereinkommen. Als der Ofen zugedeckt war, riefen Quasavaras Leute:

„Hallo! Es ist kein Salzwasser mehr vorhanden. Wer will welches holen?“

„Wir zwei“, — sagten zwei Brüder Quats, und sie gingen, zerwarfen die Wassergefäße und kletterten auf den Baum. Quasavaras Leute warteten, bis es ihnen zu lange währte. Da forderten sie zwei weitere Brüder auf zu gehen. Diese entfernten sich also ebenfalls, warfen die Gefäße fort und kletterten auf den Baum. So ging es, bis alle Brüder auf dem Baume und Quat nur noch allein bei Quasavara und seinen Leuten neben dem Ofen zurückgelassen war.

Als sie nunmehr den Ofen öffneten, setzte sich Quat mit einer tüchtigen Hand voll Futterbeuteln neben den Ofen. Als sie das Essen herausnahmen, schlug Quasavara mit seiner Keule nach Quat, fehlte ihn aber. Quat lief davon auf die andere Seite des Ofens, und indem er Speise herausnahm, rief er:

„Das ist für meine Brüder, dies für meinen Gefährten,“ — und steckte sie in seinen Beutel.

Quasavara sprang hinter ihm drein, schlug nach ihm, verfehlte ihn jedoch abermals. Und Quat rannte auf die andere Seite, steckte Nahrung in den Beutel und rief dasselbe. So sprangen sie hintereinander her, bis der Ofen leer und Quats Beutel gefüllt war.

Dann lief Quat fort zu seinen Brüdern, Quasavara hinter ihm her, nach ihm schlagend, im Laufe aber verfehlend, und so jagte er ihn, bis Quat seine Brüder erreicht. Da kletterte Quat auf den Baum und Quasavara hinter ihm her.

Die Brüder hatten sich an der Spitze versammelt, und Quat klomm zu ihnen empor und blieb dort sitzen, denn höher konnten sie nicht klettern. Da stieg Quasavara nahe zu ihnen und streckte seinen Arm aus, so weit er konnte, um nach ihnen zu schlagen. Quat aber rief aus:

„Mein Kasuarina, verlängere Dich!“

Und so verlängerte sich der Baum zwischen Quat und Quasavara und ließ diesen weit zurück. Quasavara kletterte jedoch abermals hinter ihm her und kam wieder ganz nahe zu ihm. Und wiederum rief Quat:

„Werde länger, mein Kasuarina.“



Fig. 259. Aëtabogenschützen nach Vögeln in den Bäumen schießend; Philippinen. (Nach Photographie.)

Abermals trug der Baum, sich verlängernd, Quat und seine Brüder von Quasavara fort. So ging er weiter, bis die Spitze des Baumes den Himmel erreichte. Da sprach Quat:

„Biege Dich herab, mein Kasuarina!“

Der Baum bog seine Spitzen herab bis zur Erde, und sie stiegen einer nach dem anderen auf den Boden, Quat als der letzte. Als er den Boden erreicht hatte, hielt er die Spitze des Kasuarina

fest, und ehe er losließ, wartete er, bis Quasawara, der ihm folgte, den Boden erreicht hatte. Da rief Quat aus:

„Jetzt räche ich mich!“

„Ach Quat“ — flehte Quasavara — „thue mir kein Leid an, nimm mich in Dein Haus, ich will für Euch arbeiten.“

„Mit nichten“, entgegnete Quat, „ich will mich rächen für das Unrecht, das Du mir angethan hast.“

So ließ er denn den Gipfel des Kasuarina fahren. Der Baum schnellte zurück und schleuderte Quasavara fort. Sein Kopf schlug gegen den Himmel, und er stürzte auf die Erde. Da liegt er der Länge nach auf der Erde, auf dem Antlitze in einen Stein verwandelt.

5. Mythe von Quat (Aurora).

Es kamen einstmals einige Frauen vom Himmel, die hatten Flügel gleich den Vögeln. Die kamen zur Erde herab, um sich in der See zu baden. Und als sie badeten, nahmen sie ihre Schwingen ab. Als Quat vorbeiging, sah er sie zufälligerweise. Er nahm ein Paar der Flügel fort und ging in das Dorf und vergrub sie am Fuße des Hauptpfeilers seines Hauses. Dann kam er wieder zurück und beobachtete die Frauen. Als diese das Bad beendet hatten, kamen sie, um ihre Flügel zu ergreifen. Sie flogen auf gen Himmel. Eine aber blieb zurück; der hatte Quat die Schwingen geraubt.

Und sie schrie.

Da trat Quat herzu, und betrügerischen Sinnes fragte er:

„Warum weinst Du?“

Sie antwortete:

„Meine Flügel sind mir weggenommen worden.“

Da nahm Quat sie mit nach Hause und heiratete sie. Quats Mutter nahm sie mit zur Arbeit. Als sie ein Blatt des Yams berührte, waren die Yamsknollen da, als ob sie schon jemand ausgegraben habe. Als sie ein Blatt einer Banane berührte, waren die Früchte sogleich reif. Als die Mutter Quats solche Dinge sah, schalt sie, nicht aber Quat, der war auf die Vogeljagd gegangen.



Und als Quats Mutter also schalt, da ging sie ins Dorf zurück, setzte sich an den Hauspfeiler und weinte bitterlich. Es flossen die Thränen auf den Boden und machten eine tiefe Höhle. Und die Thränen tröpfelten herab, wühlten die Flügel hervor und wuschen die Erde von ihnen ab, so daß sie sie fand.

Da flog sie wieder zurück zum Himmel.

Als Quat vom Vogelschießen heimkehrte, sah er, daß sein Weib nicht mehr da war und schalt seine Mutter. Er tötete ein Ferkel, befestigte Spitzen an sehr viele Pfeile und erklomm das Dach seines

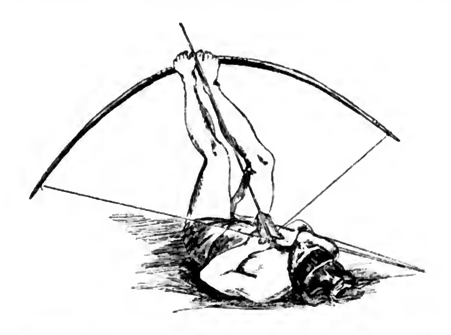


Fig. 260. Brasilianerin mit dem Bogen in die Luft schießend. (Nach spanischem Holzschnitt.) Die Haltung der Zehen und die Anspannung der Sehne ist falsch. Wenn der Schuß abgelassen, fällt bei dieser Haltung der Bogen unfehlbar zur Erde. Vergl. demgegenüber Fig. 261.

Hauses. Er schoß zum Himmel empor. Da er sah, daß sein Pfeil nicht zurückkam, schoß er zum zweitenmal, und der zweite Pfeil traf den ersten. So schoß er lange Zeit und traf stets, und die Pfeilkette reichte herab zur Erde. Und siehe da, eine Feigenwurzel schlang sich um die Pfeile. Quat nahm nun einen Korb mit Schweinefleisch in seine Hand und kletterte zum Himmel empor.

Und er traf eine hackende Person an; und er fand sein Weib. Er sagte zu der hackenden Person:

„Wenn Du eine Feigenwurzel siehst, zerstöre sie nicht.“

Als die beiden an der Feigenwurzel herabkamen und den Boden noch nicht erreicht hatten, hackte diese Person die Wurzel ab.

So stürzte Quat herab und starb. Die Frau jedoch flog zum Himmel zurück.

4. Mythe von Quat (Banks-Inseln).

Die Sage erzählt, daß Quat auf Gaua von der Welt Abschied genommen habe. Wo jetzt in der Mitte der Insel der große See liegt, war früher eine große, mit Wald bedeckte Ebene. Quat schlug sich dort aus einem der größten Bäume ein Boot. Während er es herstellte, ward er oft von seinen Brüdern ausgelacht. Sie fragten ihn, wie er ein so großes Kanoe in die See bringen wolle. Er antwortete stets nur, sie würden es schon sehen. Als das Boot beendet war, nahm er sein Weib und seine Brüder hinein, sammelte die lebendigen Geschöpfe der Insel, besonders so kleine wie die Enten und begab sich mit ihnen in das Kanoe, das er mit einer Decke versehen hatte. Dann kam ein Regenbruch. Die große Senkung inmitten der Insel ward voll Wasser, welches durch die umgebenden Hügel hereinbrach an der Stelle, wo jetzt der große Wasserfall von Gaua herabstürzt. Das Boot nahm seinen Weg durch einen Kanal in die See und verschwand. Das Volk meint, daß mit Quat das Beste von der Insel genommen sei, und wartet noch immer auf seine Rückkehr.

5. Mythe von den Torres-Inseln.

Sie lebten an ihrem Platze, und seine Genossen machten einen Garten, in dem sie die Bananen pflanzten. Als diese Früchte trugen und reif wurden, ging Delingavouv jeden Tag hin und aß Bananen, nicht auf dem Boden, sondern er stieg auf die Bäume und aß. Nach einiger Zeit wurde er entdeckt; einer von den Genossen ging in den Garten und sah ihn auf einem Bananenbaume sitzen. So lief er denn hin und erzählte es den anderen. Er sagte:

„Ihr Burschen, ich habe einen gesehen, der stiehlt und ißt unsere Bananen.“

„Dann mache Bogen für uns, damit wir hingehen und ihn töten“, sagte Maraw-hihi.

Aber sie sagten:

„Maraw-hihi, niemand wird imstande sein, ihn zu schießen und ihn zu töten.“

„Ich will ihn schießen und töten“, sagte Maraw-hihi.

„Es ist vollständig unmöglich“, sagten sie.

Immerhin machten sie Bogen, jeder für sich selbst und brachen Spitzen für ihre Pfeile. Und als das geschehen war, sagte Maraw-hihi:

„Laßt uns gehen, einer nach dem andern.“

So ging der erste in den Garten und sah ihn auf dem Bananenbaume sitzen, und schlich sich auf den Zehen hin, um ihn zu schießen. Aber Delingavouv streckte seinen Arm aus, wie eine Fledermaus und der Mann erschrak und rannte zurück und erzählte es den anderen.



Fig. 261. Bogenschießender Wedda; Ceylon. (Nach Photographie von E. Schmidt.)

„Es ist unmöglich, es zu thun“, sagten sie.

Maraw-hihi sagte, es müsse wieder einer gehen, und ein weiterer ging, und dieselbe Geschichte geschah nochmals.

So gingen sie alle hin nacheinander und kamen zurück und stritten mit Maraw-hihi, sagend, es könne unmöglich vollbracht werden.

„Dann werde ich es selbst thun. Ich werde ihn schießen und töten“, sagte Maraw-hihi.

Und dieser Maraw-hihi, sagen sie, war geschickter als sie alle; und er ging als letzter und sah Delingavouv auf dem Bananenbaume sitzen, und er schlich auf seinen Zehen unter den Bananenbaum. Als Delingavouv seinen Arm ausstreckte, erschrak er nicht; aber er schoß ihn mit einem Vogelpfeil von Kasurinaholz und traf

ihn an das Ohr und schoß das rechte Ohr ab. Delingavouv fiel daher auf den Boden. So läuft Maraw-hihi hin und erzählt es seinen Freunden.

Aber Delingavouv erhob sich unter der Banane und ging heim zu seiner Mutter. Als er deren Haus erreichte, suchte er sie auf, und sie sagte:

„Was giebt es, mein Sohn?“

Und er sagte:

„Gieb mir eine Axt.“

Und seine Mutter sagte:

„Was willst Du damit?“

Aber er hinterging sie und sagte ihr nicht, daß Maraw-hihi ihm das Ohr abgeschossen habe. Sondern er ging hin und schnitt sich ein anderes Ohr aus der Wurzel eines Baumes namens „Raw“. Und als er die Rawwurzel hackte, sagte er:

„Schlage in Stücke, schlag auseinander!“

Aber Maraw-hihi hatte einen von seinen Leuten hingesandt, der ging und lauschte und hörte ihn sagen:

„Schlage in Stücke, schlag auseinander!“

Und er ging zurück und sagte Maraw-hihi, das Delingavouv sich ein Ohr schlage an Stelle des abgeschossenen. Danach machten Maraw-hihi und seine Leute ein Fest und tanzten jeden Tag. Und als Delingavouv davon hörte, sagte er:

„Ich will gehen und Rache nehmen.“

Er sammelte eine große Menge Kastanien und nahm Feuer. Er sammelte Steine und nahm einen Tanzmantel von Blättern. So ging er zu ihnen. Aber er ging nicht offen und aufrecht zu ihnen, sondern blieb hinter dem Dorfe. Da machte er ein Feuer und röstete seine Kastanien und erhitzte die Steine und grub eine sehr tiefe Grube und bedeckte deren Öffnung mit dem Tanzgewand von Blättern. So saß er und bewachte die Tanzenden.

Als sie lange getanzt hatten, hörte einer auf, um Atem zu schöpfen; und als er Delingavouv da sitzen und Kastanien essen sah, bat er ihn, ihm einige zu geben.

„Laufe hier herüber“, sagte Delingavouv.

So rennt jener zu ihm herüber und setzt sich auf das Tanzkleid nieder. Doch wie er sich niederwirft, um hinzusetzen, da geht es stracks hinab in die Höhle. Delingavouv benutzte den gleichen Kniff für alle Genossen des Tanzes und ließ sie alle hinab in die Grube, Miraw-hihi zuletzt. Da nahm er die Steine, die er über dem Feuer erhitzt hatte, und warf sie hinab in die Höhle, um die Männer durch die Hitze zu töten. Dann ging Delingavouv mit der Überzeugung, sie getötet zu haben, nach Hause.

Als Delingavouv sie hinabgeworfen hatte, hatte Maraw-hihi zu seinen Genossen gesagt:

„Kommt rund um mich auf diese Seite der Höhlung.“



Fig. 262. Bogenschießender Bororo; Brasilien. (Nach v. d. Steinen.)

Also hatten sie gethan, und kein einziger ward getötet. Dann sagte Miraw-hihi zu seinen Leuten:

„Wißt Ihr, wie wir unser Leben retten werden?“

Und sie antworteten:

„Wir sind alle schon tot.“

„Nicht auf einmal,“ sagte er.

„Ich weiß sehr wohl, daß wir nicht sterben werden.“

Maraw-hihi erhob seine Augen auf zu der Öffnung der Grube und sah den über die Grube hängenden Zweig eines Feigenbaumes. Er sprach:

„Laßt uns ker galgalaput (d. h. einen Pfeil nach einem anderen schießen, wobei ein jeder getroffen wird und sich in demjenigen vor ihm festsetzt)“.

Und sie thaten also; und die Rohrschäfte der Pfeile, die sie hinaufgesandt hatten, reichten zu ihnen hinab in die Höhle. Da sagte Maraw-hihi:

„Klimmt hinauf an den Schäften.“

Sie sagten zu ihm:

„Du zuerst und wir nach Dir“.

Dann kletterte er an der Reihe der Pfeile empor und gelangte aus der Grube, und so retteten sie alle ihr Leben.

6. Utahagi (Bantik auf Celebes).

Utahagi die Tochter der Limumu-ut und des Toar schwebte mit sechs anderen Nymphen, welche ihre Schwestern und ebenfalls schöne Frauen waren, vom Himmel herab, um sich in einem Brunnen, der sehr helles und reines Wasser hatte, zu baden.

In dieser Zeit wohnte in Mandolang ein gewisser Kasimbaha, ein Sohn der Mainola und des Linkanbene, welch letzterer ein Sohn der Limumu-ut und des Toar war. Da nun Kasimbaha die Nymphen in der Luft entdeckte, sah er sie zuerst für weiße Tauben an, bemerkte aber, nachdem sie zum Brunnen gekommen waren und sich entkeidet hatten, zu seiner größten Verwunderung, daß es Frauen waren. Während nun die Nymphen im Bade waren, nahm Kasimbaha ein Blasrohr, schlich sich durch das Gebüsch möglichst nahe zum Brunnen und zog durch dasselbe einen der leichten Röcke zu sich hin. Dieser besaß die Kraft, daß derjenige, der ihn anhatte, dadurch fliegen konnte. Jedes der Mädchen zog nach beendetem Bade ihr Kleid wieder an und schwebten heimwärts; eine derselben konnte aber das ihrige nicht finden und mußte daher zurückbleiben.

Diese war Utahagi, so nach einem weißen Härchen genannt, welches auf dem Scheitel ihres Hauptes wuchs und eine besondere Kraft hatte. Kasimbaha brachte sie nach seiner Wohnung und machte sie zu seiner Frau. Aus dieser Ehe entsproß ein Sohn, namens Tambaga, welcher sich später mit Matinimbang verheiratete.

Einige Zeit danach teilte Utahagi ihrem Manne das Geheimnis des weißen Härchens insoweit mit, daß sie ihm empfahl, ja vorsichtig damit zu sein, weil, wenn sie es durch einen Zufall verlieren sollte, großes Unglück daraus entstehen würde. Als nun diesen Worten nicht geglaubt wurde, ob aus anderer Ursache, die man nicht

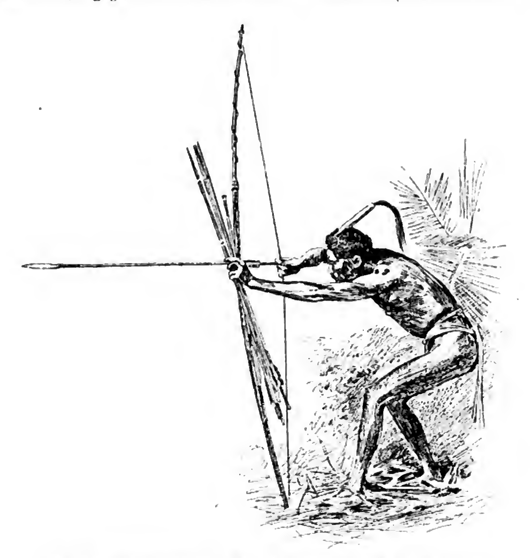


Fig. 263. Bogenschießender Aëta; Philippinen. (Nach Photographie.)

gekannt — kurz, soviel ist gewiß, daß, da er dasselbe ausgezogen, ein schwerer Sturm, begleitet von Blitz und Donner, entstand. Nachdem dieses Gewitter ausgetobt hatte, war Utahagi verschwunden und in den Himmel zurückgekehrt.

Ihren Sohn Tambaga hatte sie bei Kasimbaha zurückgelassen. Dieses Kind hörte nicht auf zu weinen, was seinen Vater sehr betrübte, da derselbe voraussah, daß er seinen Sohn auf die Dauer

nicht würde versorgen können. So sann er nach einem Mittel, auch in den Himmel zu kommen.

Er wollte dies vermittels einer Rottangranke thun, welche von der Erde bis in den Himmel reichte. Aber sie war voll Dornen. Als er nun dastand und überlegte, was zu thun sei, kam eine Feldratte, nagte alle Dornen ab und machte ihm so das Klettern längs der Rottangranken möglich.

Kasimbaha klomm nunmehr mit seinem Söhnlein auf dem Rücken empor. Als sie schon sehr weit gekommen waren, entstand ein schwerer Sturm im Westen, der sie nach der Sonne verschlug. Auf derselben war es aber sehr heiß. Deshalb erwarteten sie den Aufgang des Mondes, mit dessen Hülfe sie glücklich den Himmel erreichten.

Ein kleiner Vogel wies ihnen Utahagis Haus. Kasimbaha ging hinein, konnte aber, da es Abend war, nichts unterscheiden.

Ein Johanniswürmchen kam zu ihm und sagte:

„Ich sehe schon, wenn ich Dir nicht weiter helfe, wirst Du Utahagis Aufenthalt nicht finden, denn in diesem Hause werden sieben Zimmer von sieben Schwestern bewohnt. Merke also wohl auf die Thür, auf welche ich mich setzen werde, diese nämlich führt in das Zimmer Deiner Frau.“

Diesem Rat folgend, trat er in das Zimmer Utahagis und überreichte ihr ihren Sohn Tambaga. Sie gab ihm jedoch einen strengen Verweis, da sie all' das ihn überkommende Unglück seiner eigenen Schuld zuschrieb.

Utahagis Bruder, der auch Impong (ein Halbgott) war, sagte zu den anderen Himmlischen:

„Was wird das jetzt? Da meiner Schwester Mann kein Impong ist, kann er nicht bei uns bleiben. Wir wollen ihn aber auf die Probe stellen und neun zugedeckte Schüsseln auftragen, acht mit Reis, eine mit etwas anderem gefüllt. Öffnet er die letzte zuerst, so ist er ein Menschenkind und kein Impong.

Diesmal kam eine Fliege Kasimbaha zur Hülfe und riet ihm, wohl auf ihre Schritte zu achten. Sie sprach:



„Die Schüsseln, in welche ich ein- und aus welchen ich wieder herausgehe, darfst Du ohne Scheu öffnen; berühre aber nicht die, in die ich hineinkrieche, aus der ich aber nicht wieder herauskomme.“

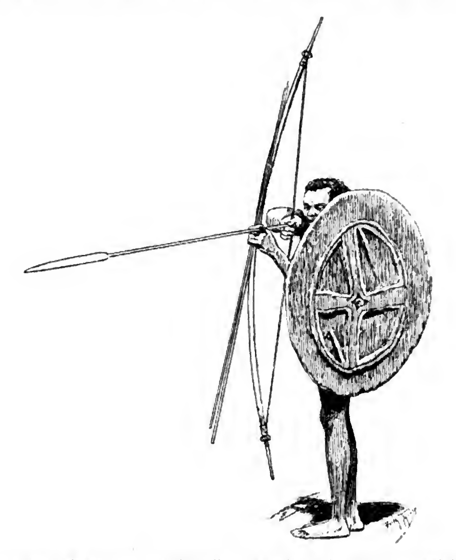


Fig. 264. Bogenschütze aus Bogadjim; Neuguinea. (Nach Photographie.)

Da er die Schüssel mit dem unreinen Inhalte nicht berührte, war man überzeugt, daß er kein Menschenkind, sondern ein Impong sei, und blieb er daher bei seiner Frau im Himmel. Später ließ er aber seinen Sohn Tambaga an einer langen Kette auf die Erde herab, der auf diese Weise in seinen Geburtsort Mandolang zurückkehrte.

Von Tambaga und Matinimbang stammten die Bantik ab.

Nordwestamerikanische Mythen.

Professor Franz Boas hat eine so außerordentliche Fülle von Sagen aus diesem Gebiete gesammelt, daß ich mit Leichtigkeit verschiedene Varianten des hier in Frage kommenden Motives aus ihnen wählen kann.

1. Der Krieg mit dem Himmel.

(Bruchstück einer Sage.)

Die Vögel wollten den Himmel mit Krieg überziehen und schossen ihre Pfeile gegen das Himmelsgewölbe ab, um eine Kette zu machen, an der sie hinaufklettern wollten. Keiner war aber imstande, den Himmel zu erreichen. Endlich nahm der Vogel Tcitn'c seinen Bogen und seine Pfeile, und er traf das Himmelsgewölbe. Dann machte er eine Kette von Pfeilen, die bis zur Erde herabreichte, und alle Tiere kletterten daran in die Höhe. Später brach die Kette, als nur die Hälfte aller Tiere glücklich wieder unten angekommen war.

2. Der Specht und der Adler.

(Im Anfang leicht gekürzt.)

Temetlepsem, der rotköpfige Specht, hatte eine Frau, namens Leqyiles. Tsesxel, der Adler, war der Bruder des Spechtes. Der Specht und der Adler hatten jeder einen Sohn. Erstere lehrte sein Kind, an Bäumen hinaufzuklettern, letztere das seine in weiten Kreisen aufwärts zu fliegen. Lekyiap, der Präriewolf, lebte mit ihnen in einem Dorfe, er war ein schlechter Mensch und war eifersüchtig auf die Geschicklichkeit der Söhne des Spechtes und des Adlers. Er dachte darüber nach, wie er jenen Schaden zufügen könnte. Durch List und Schlauheit wußte er sich in den Besitz eines schönen Wasservogels zu bringen. Diesen ließ er vor den beiden jungen Männern herumschwimmen, um sie zu verführen, ihn zu verfolgen. Dann fing der Vogel an, weiter und weiter den Fluß hinaufzuschwimmen. Die Jünglinge waren nicht imstande, ihm

näher zu kommen. Sie kamen mitunter zum Schusse, konnten den Vogel aber nicht töten. So lockte er sie weiter und weiter den Fluß hinauf, bis sie endlich zum Himmel kamen. Dort trafen sie einen der Himmelsbewohner, der sie mit zu seinem Hause nahm.

Als der Specht und der Adler ihre Söhne vermißten, wurden sie sehr betrübt. Sie sandten zu allen Leuten und allen Landen, um nach ihnen zu suchen; sie waren aber nicht zu finden. Endlich erfuhren sie von einem Manne, daß ihre Söhne im Himmel seien. Da wollten sie hinauf in den Himmel gehen, um ihre Söhne wiederzuholen. Sie wußten aber nicht, wie sie hinkommen sollten.



Fig. 265. Bogenschießender Aëta; Philippinen. (Nach Photographie.) Aufgefaßt in der lässigen Haltung kurz vor dem Schuß.

Sie beriefen eine allgemeine Ratsversammlung, in welcher sie die Tiere fragten, wie man in den Himmel kommen könne. Zuerst trugen sie dem Pelikan auf, zu versuchen, in den Himmel zu fliegen. Er flog in die Höhe, mußte aber unverrichteter Sache wieder umkehren. Dann trugen sie dem Maulwurf auf, zu versuchen, unter dem Wasser und unter der Erde in die Höhe zu kriechen. Er konnte es aber nicht. Dann ließen sie die Schwalbe in die Höhe fliegen; sie gelangte aber auch nicht zum Himmel. Nun flog der Adler selbst in die Höhe, mußte aber auch unverrichteter Sache wieder umkehren. Dann machte einer der am Wege wohnenden Zwerge, die außerordentlich stark sind, den Versuch.

Es gelang ihm aber nicht. Da sie nun gar nicht wußten, wie sie hinaufgelangen sollten, stand Tamia, der Enkel von Leqyiles, auf und sprach:

„Ich träumte letzte Nacht, wie wir hinaufgelangen könnten."

Er strich sein Haar zurück, bemalte sie mit roter Farbe, machte eine rote Linie von seiner Stirn über die Nase zum Kinn herunter und begann zu singen, während seine Großmutter Takt schlug:

„Ich, Tamia, fürchte mich nicht, in den Himmel zu schießen."

Dann richtete er seinen Bogen nach dem Eingang zum Himmel droben und schoß einen Pfeil ab. Derselbe flog und flog und traf endlich den Himmel gerade unter dem Eingange. Er schoß einen zweiten Pfeil ab, der die Kerbe des ersten traf, und so fuhr er fort, bis die Pfeile eine lange Kette bildeten. Seine Großmutter half ihm dabei, indem sie sang und Takt schlug. Als die Kette fertig war, wischte er sich die rote Farbe vom Gesichte und bemalte seinen ganzen Körper mit gebrannten Knochen weiß. Dann verwandelte er die Pfeile in einen breiten Weg, der zum Himmel hinaufführte.

Nun gingen alle Leute zum Himmel hinauf, kämpften mit den Himmelsbewohnern, besiegten sie und befreiten die Söhne des Spechtes und Adlers. Dann kehrten sie nach Hause zurück. Als alle glücklich wieder unten angekommen waren, zerbrachen sie den Weg, auf dem sie hinaufgegangen waren. Sie hatten nicht bemerkt, daß die Schnecke noch nicht angekommen war, — die langte erst am Himmelsthore an, als die Pfeilkette schon zerstört war, und mußte sich hinunterfallen lassen. Da zerbrach sie sich alle Knochen, und seither ist sie sehr langsam ꝛc.

3. Das Baumharz und die Sonne.

Vor langer Zeit war das Baumharz ein Mann, namens Momhanate, dieser war blind. Da er die Sonnenwärme nicht vertragen konnte, ging er nachts aus, roten Schellfisch zu angeln. Morgens, wenn es tagte, rief ihm dann seine Frau zu:

„Komm rasch nach Hause, die Sonne geht auf!"

So kehrte er immer heim, ehe es warm wurde. Eines Tages aber schlief die Frau zu lange, und als sie erwachte, sah sie, daß es



heller lichter Tag war. Erschreckt lief sie zum Strande hinab und rief ihrem Manne zu:

„Komm rasch nach Hause, die Sonne steht schon hoch am Himmel!“

Jener ruderte, so rasch er konnte, doch es war zu spät! Die Sonne schien so heiß auf ihn herab, daß er zerfloß, ehe er ankam. Da wurden seine beiden Söhne traurig und sprachen zueinander:

„Was sollen wir thun? Wir wollen unsern Vater rächen.“

Und sie beschlossen, in den Himmel zu steigen und die Sonne zu töten. Sie nahmen ihre Bogen und Pfeile und gingen zu der Stelle, wo die Sonne aufgeht. Da beschossen sie den Himmel. Der erste Pfeil blieb im Himmel stecken. Der zweite traf den ersten, und so fuhren sie fort, bis eine lange Kette gebildet war, die vom Himmel zur Erde herabreichte. Der ältere Bruder schüttelte daran, um zu sehen, ob sie stark genug sei. Er fand, daß die Kette fest war, und beide Brüder kletterten daran in die Höhe. Als sie im Himmel angelangt waren, töteten sie die Sonne mit ihren Pfeilen. Dann dachten sie, was sollen wir nur thun? Und der ältere sprach:

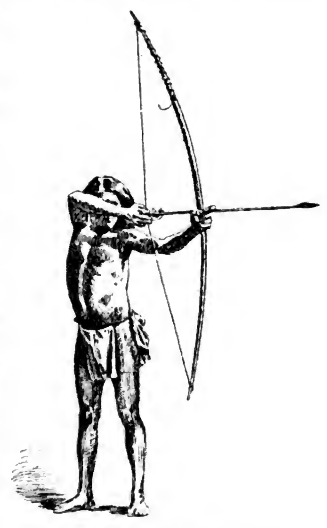


Fig. 266. Bogenschießender Wedda; Ceylon. (Nach Photographie von E. Schmidt.)

„Laß uns nun die Sonne werden.“

Und er fragte seinen jüngeren Bruder, wohin er gehen wolle. Dieser erwiderte:

„Ich will zur Nacht gehen, gehe Du zum Tage,“ — und es geschah also.

Der jüngere Bruder ward der Mond, der ältere die Sonne.

4. Die Mink-Sage.

Einst verspotteten die Leute den Mink, indem sie ihm vorwarfen, er habe keinen Vater und keine Mutter. Da weinte er und sagte:

„Die Sonne ist mein Vater, zu ihm will ich hinaufgehen.“

Die Leute aber lachten ihn aus und sagten:

„Wie willst Du denn dort hinkommen? Der Weg zum Himmel ist ja viel zu weit.“

Mink lief zu seinem Onkel Yalamihomike und bat ihn um seinen Bogen und um seine Pfeile. Als er diese erhalten hatte, schoß er den ersten Pfeil ab. Derselbe traf den Himmel, das Haus der Sonne. Dann schoß er den zweiten Pfeil, und dieser traf die Kerbe des ersten und blieb darin sitzen. So fuhr er fort zu schießen, bis eine Kette gebildet war, die vom Himmel bis zur Erde herabreichte. Er kletterte daran hinauf und gelangte an das Haus der Sonne. Er setzte sich vor der Thür nieder. Bald trat der Sklave der Sonne vor die Thür, und als er den Knaben dort sitzen sah, eilte er zu seinem Herrn zurück und sprach:

„Herr, draußen sitzt Dein Kind.“

Da freute dieser sich und hieß seinen Sklaven Mink hereinrufen. Als dieser kam und sich am Feuer niedergelassen hatte, sprach der Alte:

„Mein Herz ist froh, daß Du gekommen bist, mein Sohn. Es wird mir schwer, jeden Tag die Sonne zu tragen, denn ich bin alt und schwach. Fortan sollst Du sie tragen.“

Er hieß Mink baden und gab ihm seinen Ohrenschmuck und seinen Nasenpflock aus glänzenden Haliotis-Schalen. Der Vater prägte ihm ein, nicht so rasch zu gehen, damit er die Welt nicht verbrenne. Am folgenden Tage sandte er Mink aus, die Sonne zu tragen. Der Vater saß vor dem Hause und sah seinem Sohne



nach, der seinem Befehle folgte und langsam am Himmel emporstieg. Gegen Mittag sammelten sich viele Wolken und versperrten Minks Weg. Er ward ungeduldig, stieß die Wolken aus dem Wege und



Fig. 267. Bogenschießender Seri; Centralamerika. (Nach Photographie bei W. J. McGee.)

fing an, rasch zu laufen. Da schien sein Nasenpflock so hell und heiß auf die Erde hinab, daß die Steine zerbarsten und das Wasser anfing, zu kochen. Als sein Vater das sah, eilte er herbei, riß ihm den Nasenpflock und Ohrenschmuck ab und schleuderte ihn ins Meer.

Eine Frau, welche in ihrem Boote ausgefahren war, fand Mink auf dem Meere herumschwimmen. Sie nahm den kleinen Körper ins Boot und sprach:

„Der Arme, er muß schon lange tot sein."

Da sprang Mink auf, rieb seine Augen und sagte:

„O, ich glaube, ich habe lange geschlafen."

5. Der Besuch im Himmel.

Einst wollte Gamdigyetlneeq (= das einzig sehende Feuer) zum Himmel hinaufsteigen. Seine Freunde glaubten nicht, daß er dazu imstande sein werde, daher sagte er:

„Wenn ich in den Himmel gelange, werdet Ihr die Sonne stillstehen sehen."

Er ging zu einer kleinen Sandbank in der Nähe von Meqtlakqatla und nahm seinen Bogen und seine Pfeile und ein starkes Seil mit. Dann schoß er einen Pfeil gen Himmel. Er sah ihn fliegen und endlich in dem blauen Gewölbe haften. Er nahm einen zweiten Pfeil und zielte nach der Kerbe des ersten. Er traf diese und fuhr fort zu schießen, bis er eine Kette gebildet hatte, die fast zur Erde herabreichte. Da er alle seine Pfeile verschossen hatte, stellte er seinen Bogen an den Fuß der Kette. Dann kletterte er hinauf. Als er zu dem Hause des Mondes kam, trat er in die Thür und rief:

„Ich will von Haiatlilaqs schön und gesund gemacht werden."

Da riefen ihn die Zwerge, er aber sah sie gar nicht an, sondern ging geraden Weges auf den Häuptling zu, indem er an der Ostseite des Hauses entlang ging. Er wurde freundlich aufgenommen. Da stand die Sonne still, und die Menschen wußten nun, daß Gamdigyetlneeq im Himmel war. Der junge Mann blieb eine Zeit lang bei Haiatlilaqs zu Gaste. Dieser reinigte ihn zuerst, indem er ihn badete und wusch. Nach dem Bade fielen Schuppen von seinem Körper, und er war nun rein und weiß wie Schnee. Nach einiger Zeit verlangte ihn zur Erde zurück. Schon ehe er es gesagt, hatte Haiatlilaqs seinen Wunsch gehört und versprach, ihn zurückzusenden. Er sprach:

„Höre, was Du die Menschen lehren sollst, wenn Du zur Erde zurückkommst: Ich freue mich daran, die Menschen auf Erden zu sehen, denn sonst würde es niemand geben, der zu mir betet und mich verehrt. Ich bedarf und erfreue mich Eurer Verehrung. Aber wenn Ihr fortfahrt, Übel zu thun, werde ich Euch vernichten.

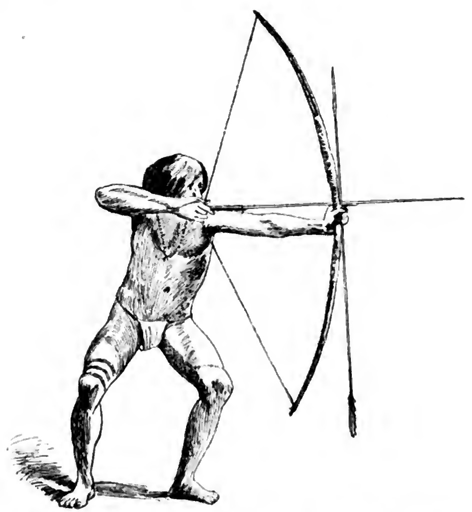


Fig. 268. Bogenschießender Bororo; Brasilien. (Nach von den Steinen.) Der Lendenschurz ist falsch.

Mann und Frau sollen einander treu sein, Ihr sollt zu mir beten, und Ihr sollt nicht den Mond ansehen, wenn Ihr am Ufer sitzt. Ich freue mich Eures Rauches. Ihr sollt nicht abends spielen und lärmen. Wenn Ihr fortfahrt zu thun, was ich verbiete, werde ich Euch vernichten."

Dann sandte er den jungen Häuptling zurück. Er zog ein Brett gerade vor ihrem Sitze beiseite, und Gamdigyetlneeq sah die

ganze Erde vor sich liegen, und die Pfeilkette, an der er heraufgeklettert war. Er kletterle wieder daran herunter, und als er unten ankam und seinen Bogen fortnahm, fielen alle herunter. Er ging in seine Heimat zurück und lehrte die Menschen, was Haiatlilaqs ihm aufgetragen hatte.

Die sämtlichen Mythen stellen die Wanderschaft der Sonne und zwar, wie aus vielen Umständen zu erkennen ist, der aufgehenden Sonne dar. Als ganz besonders charakteristisch muß aber Quat und seine Historie bezeichnet werden, die Sonne geht für den Mythenerzähler offenbar auf dem festen Lande auf, denn seine Mutter ist ein Stein, der berstet, wenn sie emporsteigt. Quat kauft nun die Nacht und zwar auf Vava, denn dies ist für die Bangs-Insulaner das Land oder wenigstens die Gegend, wo die Sonne untergeht. Nun wird es Finsternis. Als es nun aber wieder hell werden soll, schneidet Quat mit einem Stück roten Obsidianes die Nacht entzwei, das sind die ersten roten Strahlen der aus der Finsternis emportauchenden Morgensonne.

Nun Quasavara! Das ist eine Personifikation der tagesfeindlichen Nacht, der Herrscher der Nacht. Nachts will er Quat umbringen, tagsüber hat er offenbar nicht die Macht. Wunderhübsch ist immer der Sonnenuntergang angedeutet: Die Quatgenossenschaft schlüpft in irgend einen Balken hinein. Endlich die herrliche Sonnenbahnschilderung: wie der Baum wächst und wächst, und endlich die Quats am hohen Himmelszelte sind, — da ist die aufgehende Sonne der Nacht entronnen.

Die dritte Mythe von Quat und die sechste von Utahagi haben viel Ähnlichkeit. Die Sonnenbahn ist bei ihnen in gleicher Weise geschildert. Diese Quatmythe leitet auch zu einer Untersuchung der sämtlichen nun folgenden Pfeilmythen, die besonders in Nordwestamerika in herrlicher Fülle blühen. In der Mythe von den Torresinseln ist es wesentlich, daß Delingavouv das Ohr abgeschossen wird, daß er sich aber ein neues schnitzt; das ist offenbar eine Erklärung des zu- und abnehmenden Mondes. Der Mond als Herrscher der Nacht ist es, der Maraw-hihi in die Grube lockt (Sonnenuntergang).

Aber der Sonnengott weiß sich zu helfen. Alsbald fliegen aus der Tiefe die Pfeile in die Luft — die Strahlen der aufgehenden Sonne brechen sich Bahn.

In den nordwestamerikanischen Mythen haben wir die lustigsten Beispiele von Sonnenaufgängen. Ich habe hier eine Serie aus-

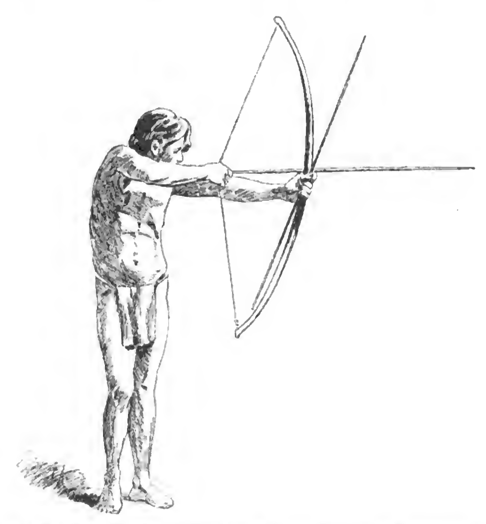


Fig. 269. Bogenschießender Chimila; Nordcolumbien. (Nach Photographie.)

gesucht, in der die Pfeilkette in den Vordergrund tritt, und in denen einzelne Teile besonders auffallen müssen. Wenn z. B. der Specht mit roter Farbe die Pfeilkette betritt, sich dann aber mit gebrannten Knochen weiß bemalt, so kann das nicht anders gedeutet werden, als daß die aufgehende Sonne blutig rot, die mittägliche jedoch blendend weiß strahlt. Im Anfang einer solchen Mythe heißt es:

„Damals war der Himmel noch nahe bei der Erde."

Das kann nichts anderes zu bedeuten haben, als daß die Mythen am Horizonte spielen.

Es ist selbstverständlich, daß diese Pfeile die strahlende aufgehende Sonne bedeuten. In Polynesien hören wir zwar nicht von Pfeilen — denn die polynesischen Völker kämpften nur mit dem Speere — wohl aber von den Speeren, die Götter und Helden schleudern, zumal von dem Speere Mauis, mit dem er die Seelen, die in das in der anderen Hand getragene Netz geraten, tötet. Das sind die vernichtenden Strahlen der tropischen Sonne, die ebenso wiederkehren in Australien und im alten Hellas.

Überhaupt das alte Hellas! Bleiben wir hier doch mal einen Moment stehen.

Phaeton, von seinem Freunde verspottet, beschwörte eines Tages seine Mutter Clymene, sie möchte ihm sagen, ob wirklich Helios, der Sonnengott, sein Vater sei. Clymene bezeugte es. Da zog er aus, Helios, den Sonnengott, seinen Vater zu suchen. Er suchte ihn, und er fand ihn, und er quälte und quälte ihn, er möchte ihm doch während eines Tages die Herrschaft über die den Tag durchsausenden Sonnenwagen anvertrauen. Lange verweigert der Vater die Erfüllung der Bitte, aber er hat beim Styx, beim Totenstrome, geschworen, und so muß er widerstrebend die Zügel in die dieser Arbeit ungewohnten Hände des Sohnes legen.

Die ehernen Pforten öffnen sich, majestätisch strahlend schreiten die Rosse vor dem Prunkgefährt einher. Alsbald fühlen sie aber, daß es nicht des Meisters Hand ist, der sie lenkt. Sie gehen durch. Nun sucht Phaeton, dem in der Höhe schwindelte, die Pferde der Erde zuzulenken. Da versiegen die Quellen, Wälder entzünden sich, die Erde barst, und die Sonne schien in den Tartarus.

Da schleudert Jupiter den kühnen Jüngling mit einem Blitze vom Wagen, und so zerstreuen sich die Rosse.

Hier ist die Sonnensage der alten Helenen. — Und dem gegenüber die Sage von Mink! Welcher gewaltige Unterschied, — hier monumentale Größe, — dort fröhliche Plauderei. Das ist der äußere Eindruck. Im Innern aber vollständige Übereinstimmung. Die Sagen fangen sogar beide mit dem gleichen Motiv des Spottes

an. Die Auffahrt ist dieselbe, gleichermaßen heißt es: Steine barsten, und Gewässer begannen zu kochen, — dann die merkwürdigste Ähnlichkeit, — der ungewohnte Sonnenlenker wird von einer zürnenden Gottheit hinuntergeschleudert. Während nun die hellenische Sage in großer Tragik endet, die Schwestern Phaetons in Erlen, den Freund

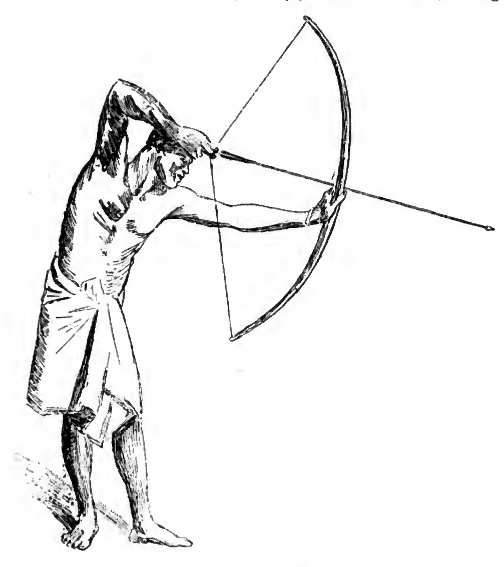


Fig. 270. Ostafrikanischer Bogenschütze. (Nach Glave.)

in einen Schwan verwandelt und die Mutter wahnsinnig werden läßt, schließt die nordwestamerikanische Mythe damit ab, daß der Mink aufspringt, sich die Augen reibt und ruft:

„O, ich glaube, ich habe lange geschlafen."

Das ist der ganze formale Unterschied, die griechische Sage klingt in großem Zuge aus, die andere dagegen löst sich in zierlichem Scherzwort auf. Hiermit will ich aber gar nicht sagen, daß die

griechischen Sagen denen der sogenannten Wilden gegenüber ein für allemal das Prädikat „viel großartiger“ zukäme, sicherlich nicht. Ich bitte, die Sage von Mauis Feuerdiebstahl mit der Poseidon-Sage zu vergleichen. Hier giebt wohl keine der anderen etwas nach.

Nun noch eins!

Die Phaeton-Sage enthält die Worte:

„Die Sonne schien in den Tartarus.“ — In den Tartarus, also in das Land der Toten. Das erinnerte uns an Tempon-telon, den wir zwei Kapitel vordem verließen. Es hieß ja auch von Maui, daß sein Tod den Tod unter die Menschen gebracht habe. Wir hörten ja ferner, daß mit dem Sonnenaufgange die einst verschlungenen Menschen aus dem Leibe der Ungeheuer Tsekis und Kammapa hervorkommen. Da muß es eine ganz besondere Bedeutung haben, wenn die Sonne beim Untergang des Phaeton in den Tartarus, in das Totenland scheint.

Was mag das wohl bedeuten?

Die Menschen auf der Bahn der Sonne.



as es zu bedeuten hat, wenn die Menschen mit der aufgehenden Sonne aus dem Leibe des Ungeheuers „Nacht“ emporsteigen? — Wenn Tempon-telon mit dem Geisterschiffe mit der Schar der Toten in das Jenseits versinkt, dort wo Himmel und Erde sich berühren, wo die Sonne untergeht, der Sonnenball verschlungen wird? — Wenn die Sonne auf der Brust der Rabenrasseln (Fig. 241 ff.) erglänzt?

In der griechischen Mythe schaut die untergehende Sonne des Phaeton in den Tartarus, in die Totenwelt.

Wenn Maui, der Sonnengott, nicht gestorben wäre, so stürben auch die Menschen nicht.

An der Stelle, die schon Maui im Untergehen auf dem Wege zu Mauike passierte, geht der Weg der Seelen ins Jenseits.

Die Häuptlinge höheren Ranges folgen Maui in die Sonne. Wie Mauis rechtes Auge die Sonne ist, so glänzen die linken Augen der Häuptlinge als Sterne am Himmel.

Hier aber ist die Lösung des ganzen Problems:

„Die Seele des Toten folgt der Sonne!"

Die größte Freude der Seelen auf Mangaja ist es, der Sonne folgen zu können. Auch auf Puka-Puka eilt alles, was dem Zorne der Wäru entrinnt, hinter der Sonne her. Die Wäru ist aber niemand anders, als die den Sonnenball verschlingende Göttin der Nacht, die Hine-nui-te-Po. Auf Hawai führt ein Gott, mit Namen „der Augenball der Sonne", die Seelen gen Himmel. — Auf den Salomonen folgen die Seelen der Abgeschiedenen der Sonne und steigen mit ihr in den Ozean. Auch auf den Neuhebriden liegt die Welt im Westen. Das also ist das Schiff des Tempon-telon, das Fahrzeug der Sonne, in dem mit der Sonne die Verstorbenen in das Jenseits gelangen. (Vergl. auch Fig. 272.)

Fig. 271. Bogenschütze auf einer Bronceplatte aus Benin; Westafrika. (Nach Photo bei von Luschan und nach dem Original im Berliner Museum für Völkerkunde gezeichnet.)

Und so hören wir es überall aus der Region der alten solaren Weltanschauung wiederklingen: die Seelen folgen der Sonne. In

Australien, Afrika, Amerika, überall ist es wenigstens einmal ausgesprochen, noch öfter aber ist es zu lesen aus dem Sinn und der Gestaltung der Mythen. Es ist das für mich überhaupt das große Problem der Sonnenmythen:

„Wie entstand die Sonnenmythologie?“

Wie wir die verschiedenen mythologischen Epochen jetzt übersehen, die Reihenfolge von Animalismus (das Zeitalter der Tierwertschätzung), von Manismus (das Zeitalter der Geistergewaltsabmessung), von Solarismus oder Weltbetrachtung, — so steht die ganze Geschichte des Auffassungs-, Interessen- und Begriffsvermögens der Wilden, der Naturvölker vor uns. Erst kennt der Mensch nur das Tier. Die Umwandlungen, sein Verwandlungsproblem lehrt ihn den Geisteskräften nachspüren, das Todesproblem überhaupt aufsuchen. Da sein Interessenkreis sich nun bedeutend erweitert, er inzwischen Ackerbauer geworden ist und Bekanntschaft mit der Einwirkung der Sonne auf seine Felder gemacht hat, so überträgt er das Interesse an den Toten auf den Himmel, auf den Sonnenball.

Es würde aber falsch sein, und es ist bis jetzt immer falsch gegriffen worden, wenn man den Ursprung der Sonnenverehrung lediglich darauf zurückgeführt hat, daß die Wilden die Einwirkung der Sonne auf den Pflanzenwuchs und den Ackerbau zurückgeführt hätten. So logisch denken Naturvölker nicht. Vielmehr ward die erste Anregung der Sonnenverehrung, des Solarismus, der Sonnenbetrachtung ganz entschieden auf der Wanderschaft gegeben. Als die Völker der Erde in großen Zügen über weite Landstrecken pilgerten, als sie sich orientieren mußten, in welcher Richtung sie dahinzögen, da haben sie sich zuerst auf der Erde umgesehen, haben ein Interesse gewonnen an dem Weltgebäude, an der Sonne, am Mond, an den Sternen. Es ist nämlich zu bemerken, daß die Sonnenbetrachtung nicht allein stattgefunden hat, daß vielmehr das ganze System von Sonne, Mond und Sternen gleichzeitig und geschlossen in der Mythologie auftritt. Daß die Sonne da den ersten Platz eingenommen hat, das ist klar. Es ist



bekannt, daß ganze Völkerwanderungen in der Südsee stattfanden, die den einzigen Zweck des Aufsuchens des Sonnenaufgangslandes hatten.

Daß diese Leute, diese ausgeprägten Manisten, diese Gelehrten in allen Dingen der Geisterwissenschaften, dann die Geschicke der Menschenseelen mit denen der Sonne identifizierten, daß sie ihre Toten mit der Sonne zusammen untergehen ließen, das muß in diesem Zusammenhange fast als selbstverständlich erscheinen.

Aber ich will auch der anderen Seite, will auch der anderen Hypothese vom Ursprunge des Solarismus gerecht werden. Ich gebe zu, daß eine Beziehung zwischen Ackerbau und Sonnendienst in vielen Gegenden nachzuweisen ist. Das Verständnis für die Beziehung zwischen Sonnenzeit und Pflanzenwuchs stellt aber eine jüngere Epoche dar. Dieser jüngere Solarismus, dieses bewußte Zurückführen guter oder schlechter Ernten auf guten oder schlechten Willen des Sonnengottes ist weit jünger, es ist zwischen beiden Teilen der große Schritt von Naturvolk und Kulturvolk gelegen. Die ältere Form des Solarismus gipfelt noch in einer Lösung des Geisterproblemes, der jüngeren ist es erst beschieden gewesen, natürliche, naturwissenschaftliche Anschauung zu zeitigen. Die ältere Epoche ist charakterisiert durch die Geschichte von der Seelensonnenfolge und durch Menschenopfer. Denn es ist ganz natürlich, daß dem Gotte, der die Seelen ins Jenseits führt, dessen prächtige Auf- und Niedergangsröte das gewaltigste Phänomen der Welt darstellt, das Menschenopfer das teuerste sein mußte. Die zweite Epoche der solaren Weltanschauung, die von tieffurchenden Ackerbauern getragen wurde, nicht mehr von jenen Gartenbauern und Gelegenheitsschlemmern, die nicht verstanden aufzuspeichern, die



Fig. 272. Nordwestamerikanisches Totenmonument, am Hause der Verstorbenen aufgerichtet. (Nach Niblack.) Auf dem breiten Theile oben das Bild der Sonne, unten totemistische Gestalten Früher wurden in dem breiten oberen Theile die Reste des verbrannten Leichnams aufbewahrt. Das Ganze ist eine Darstellung der Anschauung: „Die Seele folgt der Sonne“.

immer nur gut leben, wenn gerade viel eingeheimst ist, — diese Epoche wird charakterisiert durch die heiligen Erntefeste, ferner durch abgemessene regelrechte Kalender.

Wir haben es hier, d. h. in einem Buche über die Flegeljahre der Menschheit mit den Anschauungen der ersten Epoche und mit dieser allein zu thun. Der nationalökonomische Ackerbauer mit seiner Kalenderwissenschaft und seinen Erntefesten, dieser gehört in den Teil der Menschheitsgeschichte, der den Anfang der Reife bedeutet. (Siehe demnach: „Die reifere Menschheit“.) Ich will aber hier einen sehr schönen Beleg erbringen. Ich glaube eine Kulturform entdeckt zu haben, in welcher der Unterschied dieser Weltanschauungsformen sehr deutlich ausgeprägt ist. Das ist nämlich im alten Mexiko. Ich habe den Eindruck gewonnen, als ob die alten Tolteken Träger der zweiten Form solarer Weltanschauung gewesen wären, daß aber die das Toltekengebiet zur Zeit des Cortez beherrschenden, vor nicht allzu langem Zeitraume erst eingefallenen Azteken die richtigen Vertreter der zweiten Epoche dieser Zeit waren, — daß demnach hier ein Rückfall stattgefunden habe. Ich schließe das daraus, daß die Azteken das Menschenopfer und alle dazu gehörigen Anschauungen und Gebräuche erst wieder eingeführt haben.

Wenden wir uns nach diesem Zwischenwurfe unserem Probleme wieder zu. Es gilt beweisen, daß die manistischen Grundzüge, die Gedanken in dieser uns hier interessierenden Weltanschauungsepoche das Belebende und Wesentliche bedeuten. Demnach kehre ich zurück zu dem Satze:

„Die Seelen folgen der Sonne.“

Bezeichnend für die kleinen, aber ausschlaggebenden Volksanschauungen in dieser Richtung ist die Verkörperung der Sonnenbahn. Da der Geist hinter der Sonne herwandelt, oder da die Sonne selbst als menschenartiger Gott aufgefaßt wird, verlangt das niedrige Volksbewußtsein sozusagen einen festen Boden für die Wanderschaft der Toten. Wir haben ja gesehen, wie solche festen Straßen in der Volksvorstellung gegründet werden. Mink, Maraw-hihi, Quat und Konsorten brauchen feste Bäume, Pfeilleitern oder desgleichen, um über den Himmel zu spazieren. An Stricken, Rohrseilen und Spinnen-



fäden klettern Kamakajakau, Kasimbaha ꝛc. auf die Erde zurück. So steigen denn auch die Maoritoten an Ranken nach dem Seelenlande Havaiki hinab. Hier will ich gleich die für das ganze ausschlaggebende Umkehrung mitteilen. Wie die Toten an Ranken ins Jenseits klettern, so erzählt man, klommen einst die Ahnen aus Havaiki auf die Erde. Die Volksanschauung macht sich das immer so einfach. Sie hat zuerst festgestellt, wie die Seelen, die Gespenster ins Jenseits kommen. Fragt man sie nun, was sie über die Herkunft der Vorfahren, der Ahnen oder der ersten Menschen überhaupt denkt, so dreht sie ganz gelassen die Wanderschaft der Verstorbenen ins Jenseits in eine Wanderschaft der Vorfahren aus dem Jenseits um. So erzählen z. B. die Kitsch am Nil: Im Anfange haben die Menschen am Himmel gewohnt. Einige erregten nun Ärgernis. Da sandte die Gottheit sie an einem langen goldenen Stricke zur Erde herab. Die Gebesserten klommen wieder empor. Ein blauer Vogel pickte aber an dem Stricke, bis er zerriß; damit war die Verbindung mit dem Himmel abgeschlossen.

Maui allein kann uns eine ganze Schachtel von Beispielen der Verkörperung der Sonnenbahn geben. In der Schlinge resp. in dem Tau, mit dem er die Sonne fängt, um ihren Lauf aufzuhalten, können wir nur die Sonnenbahn erkennen. Maui hält mit einem Stricke die Sonne unter der Erde fest. Dann wieder wird die Sache herumgedreht und aus den Tauen Mauis werden Sonnenstrahlen fabriziert. Oder Maui pflanzt eine Ranke, an der irgend einer seiner Günstlinge zur Sonne emporklimmt ꝛc.

Die Ableitung dieser Sonnenbahn läßt sich in Afrika ganz besonders schön verfolgen.

Bei den Ga an der Westküste westlich von Togo verkehrt eine gewisse Priestersorte, Gbalo genannt, mit den Geistern, die sich zu solcher Unterhaltung in die Spitze der runden Hütte zu setzen pflegen. Von dieser hängt nun ein Strick oder eine Kette herab, an der der Gbalo so lange rüttelt, bis der Geist sich herniederläßt. Römer erzählt den besonders interessanten Fall, daß von der Spitze des Daches ein Faden von Bast gehangen habe, dessen Ende auf den Rücken einer Priesterin zu liegen kam; auf diesem Wege kam der

Geist herunter, ergriff die Priesterin, d. h. nahm Besitz von ihr und sprach durch ihren Mund.

Verfolgen wir die Degeneration dieser manifestierten resp. verkörperten Seelensonnenbahn oder Geisterschnur bei verschiedenen Stämmen: Die Isupu tragen gewisse Amulettringe, „Lobo“ genannt, die die Eigenschaft haben, den Träger mit gewissen Geistern in Beziehung zu bringen. Die Okomfu (Ganga bei den Ga) tragen eine weiße Korallenkette um den Hals, die den Zweck hat, daß die Gottheit in sie hinabsteige.

Mit diesem Strick, den mancherlei Priester sich umbinden, um Ahnen oder Gottheit auf sich herabzuziehen oder um Gebete zu ihnen hinüberzusenden, haben wir eines der einflußreichsten und wichtigsten Amulette resp. Kultusmittel der wilden Völker und nicht nur ihrer allein erreicht.

Einer meiner belgischen Freunde trat mit seiner Expedition ziemlich spät des Abends in einem Ngombedorfe ein und war nicht wenig erstaunt, die ganzen Bewohner auf einem benachbarten Hügel versammelt zu sehen, alle weiß bemalt, alle starr zur Sonne blickend, welche gerade im Begriffe war, sich dem Untergange zu nähern. Vor der ganzen Bande auf der Erde lag eine Leiche. In dem Momente nun, als die Sonne unterging, sprang der Ganga mit einer rot angemalten langen Schnur auf den Toten zu, schlang sie blitzschnell um dessen Stirn und dann um drei in der Nähe hockende Frauenzimmer, die Weiber des Verstorbenen. So lange nun die Sonne unterging, saßen sie alle in erwartungsvoller Spannung, die drei Frauen aschfahl vor Aufregung da. Als sich nun aber nichts ereignete, standen nach dem Sonnenuntergang alle auf, der Ganga band die Schnur von der Stirn des Toten, zerschnitt sie in drei Teile, die drei Frauen banden jede ein Stück desselben ihrerseits um die Stirn, und alles ging in das Dorf herunter.

Auf die Frage nach der Bedeutung der Ceremonie wichen die Leute aus, dagegen machte der Reisende, als er drei Monate später wieder an diesen Ort kam, die Bemerkung, daß die drei Frauen immer noch den Strick trugen, und man sagte ihm, sie müßten dies



nun so lange thun, als die Leiche des Gatten noch über der Erde läge. So lange nämlich hätten sie die Pflicht, allabendlich beim Sonnenuntergang Speise und Trank dem Toten hinauszubringen, und solange müßte derselbe Gelegenheit haben, den Frauen zu sagen, was er wünsche. Das könne er aber nur, solange diese Weiber den Strick umhätten. Bei der Bestattung würden die Stricke mit in das Grab geworfen.

Wenn nun die Eingeborenen auch keine Erklärung der Ceremonie gegeben haben, so kann es uns doch nach allem, was wir bis jetzt vernommen haben, nicht schwer fallen, den Sinn zu erfassen. Sicher ist, daß mit dem Stricke dem Geiste Gelegenheit gegeben sein sollte, in den Körper der Frauen zu gleiten, daß wir also in dem Stricke eine aufgelöste verkörperte Sonnenbahn zu sehen haben.

Es schließt sich hier eine Unmenge anderer Beispiele an. Der umgebundene Strick als Trauerzeichen kommt bei sämtlichen Völkern der alten solaren Weltanschauung vor. Wenn wir also irgend wo den Trauerstrick finden, dann gewährt uns das einen interessanten Schluß auf die mythologischen Anschauungen des betreffenden Volkes.

An den Strick, an den sich der Geist aus dem Jenseits in den Geisterbeschwörer herabläßt, gliedert sich eine große Summe nebensächlicher, aber dennoch nicht uninteressanter Erscheinungen an. Da sind vor allen Dingen die sämtlichen Amulette, mittelst deren Gebete ins Jenseits gesendet, Fragen an die Toten gerichtet werden. Da sind nicht wenige, die erst an das hölzerne Bildnis des Verstorbenen und dann erst an den eigenen Körper gebunden werden. Da sind ferner die Stricke, mit welchen Gelübde an den Körper befestigt werden.

Da ist auch ein kleines Beispiel von Borneo, das mir neulich erst bekannt wurde. Der Dajak, der eine Botschaft in das Totenland zu senden hat, befestigt an dem Bilde von Tempon-telons Schiff einen Strick, den Strick bindet er an eine Muschel, ein Stück Holz oder derartiges, das er vorher anlispelt, bespuckt und mit Hühnerblut bestreicht. Der Strick muß bei Sonnenuntergang angebunden werden. Erwartet der Fragende eine Antwort, so bindet er

den Strick beim kommenden Morgengrauen wieder los und sich selbst an den Körper. Nun ist er überzeugt, daß er in der nächsten Nacht die Antwort träumen wird. Geschieht dies nicht, so ist er überzeugt, das derjenige, an den er die Nachricht geschickt hat, ihm aus irgend einem Grunde zürne, und daß er erst durch Opfergaben besänftigt werden müsse.

Von besonderem Interesse und hierher gehörig ist aber eine Ceremonie der Bagos, die mir Missionar Keil mitgeteilt hat, und die in früheren Zeiten jedes Jahr einmal wiederholt wurde, von der aber nur noch ganz alte Leute zu berichten wußten.

Früher wurde jedes Jahr oder jedes zweite Jahr bei den Bagos im nordwestlichen Afrika ein Spinnenfest abgehalten. Zu diesem Endzwecke wurden von den Mitgliedern eines Priesterbundes so viele Masken geschnitzt, als Tote zu beklagen waren. Eines schönen Tages tanzte diese Sippe dann unter furchtbarem Heulen und Schreien gegen Abend in das Dorf, immer den Laut: „Juju Nkali, juju Nkali!“ ausstoßend.

Nun flüchtete alles in die Häuser. Irgend einer aber und zwar gewöhnlich ein Sklave oder ein alter Mann wurde aufgegriffen und von den Maskierten mit in den Busch geschleppt. Was ihm hier geschah, wußte niemand zu sagen, sicher aber ist, daß einige Tage später die Masken wieder in das Dorf kamen und irgend einen Teil von dem Sklaven, einen Finger, eine Zehe oder ein Stück Haut auf einen Pfahl gebunden vor jedem Hause anbrachten, in dem ein junger Mann wohnte, der in diesen Priesterbund aufgenommen zu werden wünschte. Die Folge davon war, daß die betreffenden jungen Leute an dem darauf folgenden Tage singend und musizierend in den Wald abzogen, — singend und musizierend, weil sie damit die eigene Furcht zu übertönen suchten. So sagte wenigstens der Berichterstatter.

Wieder einige Wochen später erschallte abermals das gellende Kreischen und Brüllen der Maskierten, hinter denen diesmal die weiß bemalten Novizen des Bundes einherzogen. Diese letzteren trugen erstens einen verhüllten Gegenstand, außerdem aber ein jeder einen mehrmals um den Hals gebundenen Strick. Nun kam man



Fig. 273. Das Juju Nkalifest. (Nach Eingeborenenzeichnung, Angaben und Maskenskizzen des Missionars Keil. Vergl. auch die Juju Nkali-Darstellung Fig. 281; S. 299.

in die Mitte des Dorfes gezogen. Die Masken schleppten einen langen Stock oder Pfahl herbei, und jeder Junge knüpfte an dessen Spitze das Ende des Strickes, der ihm mit dem anderen Ende um den Hals gebunden war. Die Maskierten nahmen darauf den verhüllten Gegenstand und stülpten ihn auf den Kopf des Pfahles. (Fig. 273.)

Der Gegenstand war nichts anderes, als der mehr oder weniger in Verwesung übergegangene Schädel des Opfers vom ersten Tage des Auftretens der Maskierten. Er war aber ringsum mit Federn umsteckt, so daß er das Aussehen eines Igels hatte. Im Umkreise lohte nun Feuer auf. Die Maskierten begannen einen rasenden Tanz, in einem fort kreischend:

„Juju Nkali, juju Nkali!“

Das geschah so lange, „bis man annahm, daß die Jungen gestorben wären“. Alsdann wickelte man die Stricke fest um den Pfahl und schleppte Pfahl und Jungen in den Wald. Die Leute erzählten dann, die Spinne habe die Seelen der Jungen geholt. Das mache aber nichts, da die Priester ja den Stock mit den Stricken hätten, und da in den Stricken die Seele der Jungen weiterlebe.

Nach ein bis zwei Jahren kamen dann die Jungen auch richtig wieder zum Vorschein, und nunmehr begrüßte man sie als ganz besonders bedeutende Menschen.

Beifolgend gebe ich eine Skizze von dem Ju ju Nkalifeste, wie ich sie nach Missionar Keils Tagebuch gepaust habe. Diese Skizze basiert auf Zeichnungen der Eingeborenen. Im nächsten Abschnitte über die Spinnenmythen werde ich das Schlußstück zu diesem herrlichen Berichte geben können. Hier aber wollen wir schnell noch eines erledigen:

„Sonnentanz der Sioux.“

Bei den Dakotas, einem jener Stämme, die noch im Ausstrahlungsgebiet einstiger mexikanischer Kultur leben und demnach in ihrem Kultus und in ihrer Anschauungsweise vieles von den südlichen Kulturvölkern übernommen haben, findet sich auch heute noch eine

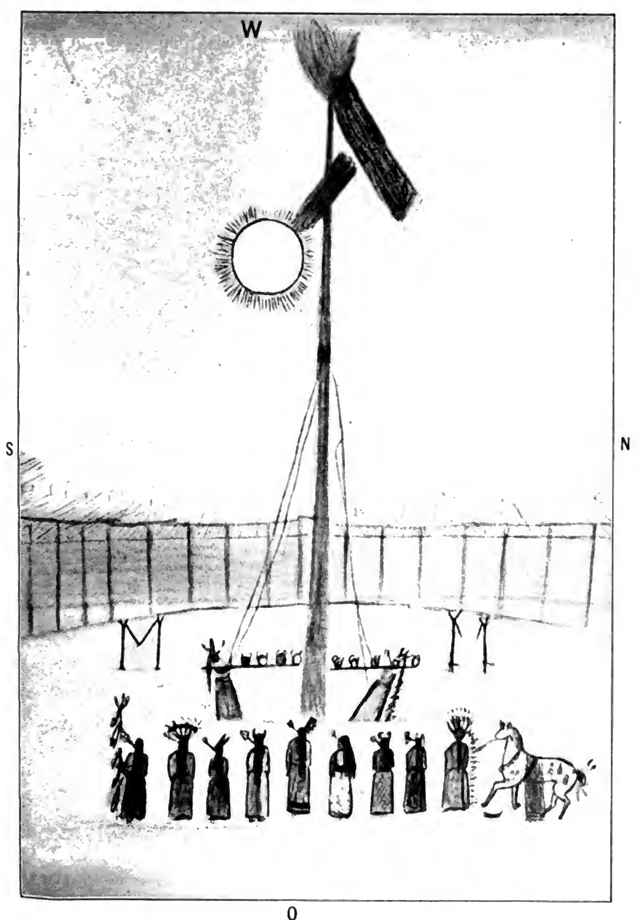


Fig. 274. Der Sonnenpfahl mit zwei Tänzern. Von Osten aus gesehen. (Eingeborenenzeichnung bei Dorsey.)

verhältnismäßig ausgeprägte Verehrung der Sonne, — des Sonnengottes Wakantanka. Wir haben in dieser Verehrung aber jedenfalls einen Ausfluß der jüngeren, entwickelteren Form solarer Weltanschauung zu sehen, denn dieselbe gipfelt in Opfern zu Gunsten einer glücklichen Ernte, Fruchtüberflusses ꝛc.



Fig. 275. Dakota beim Sonnentanz mit einem Büffelschädel auf dem Rücken. (Nach dem Indianer Buschotter.)

Wenn die Dakota im Winter allzusehr von der Hungersnot geplagt werden, oder auch wenn sie wünschen, irgend einen Feind zu überwinden, so sagt der eine oder der andere:

„Gut, ich will im Sommer zu Wakantanka beten.“

Von diesem Augenblick an wird der betreffende Mann scheu und ehrfurchtsvoll wie eine heilige Persönlichkeit betrachtet. Man geht leise im Bogen um ihn her, vermeidet in seiner Gegenwart Streit, und wenn es zum Kampfe kommt, so steht er als über allem irdischen Kriegswesen erhaben allein abseits.

Der Sommer naht. Boten ziehen in die umliegenden Dörfer und laden zu dem heiligen Feste des Selbstopfers. Nun kommen sie von allen Seiten — es mögen Blutfeinde zusammentreffen, bei dem Feste sind es gute Nachbarn. Die Heiligkeit der Ceremonie erschließt allen absoluten Frieden.

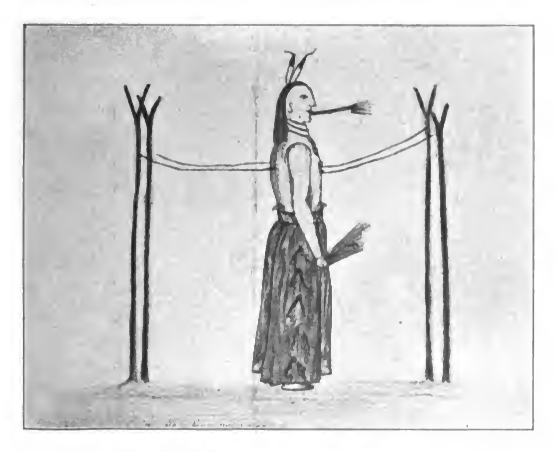


Fig. 276. Dakota beim Sonnentanz zwischen vier Stangen. (Nach dem Indianer Buschotter.)

Eines Abends beim Mondschein macht sich eine Schar erkorener Männer auf, einen Baumstamm, der als heiliger Sonnenpfahl dienen soll, aufzusuchen. Im Mondschein schlägt der erste sein Beil in den Stamm, der zweite zieht es heraus. Schlag fällt auf Schlag, bis der Riese niedersinkt. Dann schleifen sie ihn zum Festplatze. An seiner Spitze haben sie eine aus Reisig nachgebildete Gestalt dessen angebunden, das sie erflehen.

Auf dem Festplatz, um den im weiten Kreise die Zelte des Stammes und der Besucher schon aufgeschlagen sind, ist zwischen der

Mitte und dem Ostrande ein eigenes Zelt errichtet, darin rüstet sich die kleine Schar derer, die das Selbstopfer beschworen haben, durch Enthaltungsgebräuche, Tabaksrauch und Tanz zum heiligen Opfer.



Fig. 277. Dakota am Sonnenpfahl emporgezogen. (Nach dem Dakota Buschotter bei Dorsey.)

In der Mitte wird der Pfahl errichtet, im Kreis um ihn läuft ein bedeckter Laubengang. Zwischen dem Sonnenpfahl und dem Laubengange spielt sich die ehrwürdige schauerliche Handlung ab.

Nun sind alle Vorbereitungen getroffen. Am Abend vorher haben die Männer auf dem Festplatz rund um den Laubengang den Uncita geritten. In der Nacht haben sich die Kandidaten vorbereitet, haben sich kunstvoll angemalt, haben einen roten Rock und ein Büffelfell umgehängt, haben die Adlerfedern in das Haar gesteckt. Sie haben sich vor allen Dingen eine neue Pfeife reichen lassen, schön dekoriert und mit dem heiligen Kraute gefüllt.

Mit Sonnenaufgang beginnt die Ceremonie. Aus dem Vorbereitungszelt schreiten sie über den Festplatz in den Laubengang. Auf dem Wege sind Pfähle eingeschlagen, darauf hängen die

Opfernden die Gaben, die nach dem Feste den Armen zufallen: Tabaksbeutel, Stoffe rc. Im Laubengange folgen Umzüge und Tänze und Gesänge. Die, die sich nachher opfern wollen, haben die Hände aufgehoben und die Innenseite dem heiligen Gestirne zugewandt.

Die heilige Sonne steht über dem Pfahle, da hebt das barbarische Opfer an. (Fig. 274.) Die ihr Gelübde gethan haben, opfern nun ihr Blut. Die einen schneiden sich einfach Streifen von Fleisch aus dem Körper. Andere durchbohren den Rücken und hängen durch die Öse mit Hülfe eines Lederstreifens einen Büffelschädel. Mit diesem Gewicht tanzen sie. (Fig. 275.) Wieder andere aber durchbohren Brust und Rücken, ziehen Lederstreifen durch die losgetrennte Haut und binden diese an vier Pfähle. (Fig. 276.) Halb hängend tanzen auch sie. Viele aber begnügen sich nicht mit diesem Ballast oder Hautaufreißen. Sie lassen sich ebenfalls die Haut auf dem Rücken loslösen und kleine Stöckchen durchziehen; an diesen Stöckchen werden Lederriemen befestigt. An diesen Lederriemen lassen sie sich am Sonnenpfahle emporziehen, und da oben hängen sie, bis die Hautstreifen und kleine Fleischfetzen losreißen. (Fig. 277.) Oftmals müssen die armen Kerle lange tanzen und hängen, bis dies Ende eintritt. Oftmals werden schwere Büffelschädel noch an sie gehängt, damit die Tortur schneller endet. Zuweilen aber ist es auch schon vorgekommen, daß ein Freund, dem der tapfere Bursche allzusehr litt, irgend ein Pferd zum Geschenk machte, damit er sich nur an den Leib jenes hänge, auf daß so dessen Fleisch eher reiße, und so seine Qual ein Ende nehme.



Fig. 278 Der Mann im Monde. (Haidazeichnung bei Niblack.) Koong der Mond zog einmal mit seinen Strahlen einen Mann mit samt seinem Wassereimer und einem Strauch, an dem er sich festhalten wollte, empor. Dieses kann man nun oben sehen. Wenn der Mann seinen Wassereimer umkehrt, regnet es.

So war der heilige Sonnentanz der Dakota.

„So war", — denn es ist nicht mehr. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat die Weiterführung dieser Ceremonie im Jahre 1883 verboten.

„Es war", — aber die Taue, an denen die sich selbst Opfernden am Sonnenpfahle hingen, werden im Gedächtnis der Weltgeschichte bleiben; denn sie stellen eine der interessantesten Verkörperungen der Sonnenbahn dar, — der Sonnenbahn, auf der die Toten in das Jenseits pilgern, der Bahn, an der hier tapfere Männer sich selbst sozusagen der Sonne opfern, auf daß sie den Feldern des Stammes günstig strahle.

Die listige Spinne.

Leute, die gerne erzählen wie die westafrikanischen Neger, mögen oftmals eine Sage aufgreifen, deren Kern vergessen und aus reiner Freude am Fabulieren aus einem ursprünglich tiefernsten Stoffe lustige und vergnügliche Dichtungen herstellen, die des mythologischen tiefen Charakters gänzlich bar sind. Eine derartige Umbildung scheint mir an der Nord-Guineaküste Westafrikas, etwa zwischen Senegambien und der Nigermündung stattgefunden zu haben, denn hier hat sich um die Gestalt Nanjs oder Anansies, das ist die Spinne, eine merkwürdige Fabelgruppe gebildet, unter denen viele noch Anzeichen mythologischer Entstehung, viele jedoch auch die charakteristischen Eigenschaften in fröhlicher Erzählerlaune erfundener Dichtungen tragen. Da dieselben teilweise geradezu als entzückende Märchen bezeichnet werden können, möchte ich einen Teil von ihnen hier wiedergeben.

1. Spinnengeschichte. Accra.

Die Neger haben Traditionen von einem gewissen Nanj, nämlich von seinen Ränken und Schelmstücken. Man könnte Nanj mit Recht den Eulenspiegel der Schwarzen nennen. Die Neger haben fast nichts zu verrichten, sondern schlafen bei Tage und kommen beim Mondschein zusammen, sitzen vor ihren Thüren, wohl so in einem Haufen. Da erzählen dann die Alten den Jungen die Geschichten von Nanj. Diese finden an den Ränken und Betrügereien desselben einen sonderlichen Geschmack und wünschen nichts sehnlicher, als Gelegenheit zu finden, diesen Eulenspiegel nachzuäffen. Von alldem soll einiges hier nacherzählt werden.

Eine große schwarze Spinne, mit Namen Nanj hat auf Gottes Befehl (!) die ersten Menschen geschaffen, oder richtiger nach der Negermeinung: Nanj mußte die Stoffe herstellen, aus denen der Mensch geschaffen ward. Nanj war fleißig und spann Stoff zu einer Menge Menschen, bis sie nicht mehr konnte. Nanj erwartete hierauf für ihre Mühe einigen Dank von den Menschen. Sie liefen aber davon und eine Gottheit unterrichtete sie, was sie thun und lassen sollten.

Nanj schaffte noch einen von dem wenigen Stoffe, den sie noch übrig hatte. Dieser ward kleiner als die vorigen, und Nanj erzog ihn selber, unterrichtete ihn und legte ihm ihren Namen Nanj bei. Dieser ist der Held, von dem die Traditionen handeln; wie er ohne Arbeit in der Welt leben konnte, nämlich er betrog andere; wie er fähig war, die Gottheit zu narren, wenn er ihr ein Huhn geben sollte. Seine Mutter zeigt ihm, wie er das Fleisch essen, die Federn und die Beine aber wieder zusammen und die Gestalt des Huhnes wieder zu Wege bringen sollte.

Sollte er ein Ei liefern, so lehrte sie ihn, wie er ein Loch darein schlagen, es austrinken, es mit Erde oder Sand ausfüllen und das Loch wieder zukleistern sollte, mit der Versicherung, er würde noch Ehre damit einlegen, weil er ein so großes und schweres Ei bringe. Und ähnlich erzählen sie mehr.

2. Spinnengeschichte. Accra.

Wenn die Neger folgende Geschichte erzählen, so äffen sie alle Dinge der Erzählung nach. Ist Nanj von einem Orte zum andern gegangen, so geht der Erzähler gleichermaßen einige Schritte. Hat Nanj etwas gespeist, so ihm wohlschmeckt, hat er geweint, gelacht, getrunken, getanzt u. s. w., so macht ihm der Erzähler alles nach. Es sind bei der Vortragung und Vorstellung der folgenden Geschichte mehrere Schwarze von nöten, deren jeder eine Rolle übernimmt.

Es war einstens im ganzen Lande ein Mißwachs und eine große Hungersnot, sodaß eine Bohne ein Ei kostete. Nanj wußte nun, daß sein Nachbar noch einen ziemlichen Vorrat an Bohnen hatte. Dieser war ein Schütze, und wenn er morgens ausging, befahl er, daß seine Kinder die Bohnen in die Sonne legen und sie fleißig umrühren sollten, damit keine Würmer in sie kommen möchten, sie sollten aber keine davon speisen, bis er zurückkäme, dann würde er die Portionen austeilen.

Nanj fand sich ein, wenn der Schütze nicht zu Hause war, grüßte die Kinder, und sie thaten ein Gleiches. Nanj hatte seinen ganzen Körper mit Pech oder Gummi überstrichen und bat um die Erlaubnis, vor ihnen tanzen zu dürfen, dieweil er ein neues Stück erfunden habe. Die Kinder willigten sehr gerne ein, Nanj fing an zu tanzen und wälzte sich in den Bohnen, sodaß viele an seinem Körper hängen blieben. Als der Tanz vollendet war, zeigte Nanj den Kindern seine Hände und sagte:

„Ihr sehet wohl, daß ich nichts mit mir nehme.“

„Nein,“ antworteten die Kinder. Nachdem nahm er die Bohnen von seinem Körper und gab sie seiner Frau.

Da nun der Schütze zurückkam, erzählten die Kinder, daß Nanj bei ihnen gewesen und zeigten ihm den Tanz, den sie gemerkt hätten. Endlich merkte der Schütze, daß seine Bohnen abnahmen, und hatte Nanj im Verdacht. Er ging an einem Morgen aus und verbarg sich nahe bei seinem Hause im Gebüsch. Da sah er denn, wie Nanj auf erwähnte Weise ihn seiner Bohnen bestahl. Hierauf bemächtigte er sich Nanjs, schlug ihm beide Hände ab und



Fig. 279. Gebet zur aufsteigenden Sonne. Pueblos; Nordmexiko. (Nach Mathilde Stephenson.)

ließ ihn laufen, wohin er wolle. Nanj kam nach Hause und verbarg die Hände unter seiner Leibbinde. Er fing an, auf seine Frauen zu schelten, daß sie nicht gleichfalls Essen schafften und sagte, er wolle zukünftig seinen Frauen gar nichts mehr liefern, sondern nur seine Kinder ernähren, wie er denn auch befahl, die Kinder sollten in sein Haus gebracht werden und mit ihm speisen.

Die Frauen waren damit einverstanden und jede trug ihr Kind in Nanjs Hütte. Nanj verfügte sich zuletzt zu den Kindern, schloß die Thür und stieß jedes von ihnen mit dem Rest seiner Arme vor den Mund und drohte, ihnen gleichfalls die Hände abzuschlagen, wenn sie nicht sagen würden, sie seien recht wohl ernährt worden. Die Kinder versprachen es und schwiegen zwei Tage still. Den dritten Tag aber klagten sie den Vorfall ihren Müttern, die den Nanj überraschten und sahen, daß er keine Hände habe.

Sie entschlossen sich nun alle, Nanj zu verlassen und andere Männer zu suchen. Sie liefen alle von dannen. Der schlaue Nanj ging voraus, verbarg sich in einem Gebüsch und fing an, Holz zu hacken. Die vorbeigehenden Frauen grüßten ihn, ohne zu sehen, wer er sei. Nanj veränderte seine Stimme, dankte für ihren Gruß und fragte, wohin sie zu gehen gedächten. Die Frauen erzählten ihm in der Kürze die Begebenheiten und ihren Vorsatz. Auch fragten sie ihn, ob er keine Frau nötig habe. Nanj antwortete:

„Freunde, wollt Ihr meinem Rate folgen, so kehret zurück und gehet zu Eurem Manne. Ich hatte 20 Weiber; 19 von ihnen aber habe ich weggejagt, denn ich habe genug an einer in dieser teuren Zeit.“

Die Frauen nahmen Abschied und gingen weiter. Nanj lief wieder voraus und gab vor, 50 Frauen gehabt und 49 weggejagt zu haben. Ebenso geschah es zum dritten Male; da sagte er, er habe 100 Frauen gehabt und 99 weggejagt.

Die Frauen unterredeten sich hierauf und beschlossen zuletzt, die Gottheit um Rat zu fragen. Dieses hörte Nanj ebenfalls und sprach in dem Gebüsche, in dem er verborgen war, gleich wie die Gottheit. Das Ende von alle dem war, daß die Frauen nach ihres Mannes Hause zurückgingen.

Er war aber auch hier schon gegenwärtig und wollte sie nicht wieder in seine Hütte zurücklassen, bis sie dem Nanj vorteilhafte Bedingungen bewilligt hatten.

3. Spinnengeschichte. Accra.

„Soll ich erzählen oder nicht?"

„Wir sind bereit zu antworten." *)

Wars nicht eine große Hungersnot, als nichts zu essen und nichts zu beißen war und die Henne und der Hahn mit knapper Not noch eine Nuß auf dem Düngerhaufen entdeckten, daß unser Spinnemann und Spinnesohn, von Not getrieben, sich auch nach Nüssen umschauten? Hatte da der Spinnesohn nach langem Suchen eine Nuß entdeckt und sie aufgeklopft, als der Kern in eine Rattenhöhle hineinfuhr. Spinnchen lief nach, den Kern zu suchen, und ehe er sichs versah, fand er sich in der Unterwelt von drei Zwerggeistern umringt, einem roten, einem weißen und einem schwarzen.

Ihre Haare hingen über das Gesicht herab, ihre Fingernägel waren zu Krallen geworden, gewaschen hatten sie sich noch nie. Spinnchen erschrak. Sie aber erkundigten sich, was er da zu schaffen habe? Spinnchen erzählte seine Geschichte. Hierauf holten die Geister eine große, schöne Yamswurzel herbei, befahlen aber Spinnchen, bloß die Schalen auf das Feuer zu setzen, den Yams selbst aber auf den Dünger zu werfen. Spinnchen that es, und aus den Schalen wurde das beste Essen. Als Spinnchen gegessen hatte und satt geworden war, gaben ihm die Geister eine ganze Last Yamswurzeln und lehrten ihn das Liedchen.

---

*) Diese Geschichten werden gewöhnlich von einem herumziehenden Erzähler, dem auf dem Marktplatze versammelten Volke vorgetragen. Der Erzähler stellt immer Fragen, auf die die herumsitzenden Zuhörer und zwar in dem in der Fragestellung schon gelegenen Sinne im Chore antworten. Die ersten beiden Zeilen der vorliegenden Erzählung stellen die immer wiederkehrende erste Frage und die erste Antwort solcher Unterhaltung dar.

Der Erzähler singt:

„Weißer Geist hoho!
Roter Geist hoho!
Schwarzer Geist hoho!“

Die Zuhörer singen:

„Wird mein Kopf es übertreten,
Was wird geschehen?
Den Kopf, den wirft er weg;
Den Fuß, den wirft er weg;
Den Kopf, den wirft er weg;
Du, Du beleidigst die großen Gottheiten.“

Dann begleiteten sie Spinnchen, befahlen ihm aber, das Lied niemals zu singen und es niemand zu lehren, sowie den Yams immer auf die angegebene Weise zu behandeln. Spinnchen that es. Zu Hause war große Freude über den Yams. Als er verzehrt war, holte Spinnchen eine zweite Last und so fort.

Nun wollte aber der Spinnemann wissen, wo Spinnchen den Yams hole; aber Spinnchen fürchtete das Wesen seines Vaters und verweigerte beharrlich jede Auskunft. Als es sich nun aber wieder einmal zu einem fünften Gange anschickte, stand sein Vater in der Nacht auf, nahm Spinnchens Sack, nahm die Kleider heraus und that Asche hinein, machte außerdem unten in den Sack ein kleines Loch. So fand er der Spur der Asche nachgehend den Weg, und das nächste Mal setzte er es durch, daß er ging.

Wie er nun die drei Geister sah, herrschte er sie an:

„Hei! was ist das für eine Art, wie Ihr es treibt! Ihr Schmutzbengel, her mit Euch, daß ich Euere Haare schneide und Euch wasche.“

Und in der Weise stritt er lange mit ihnen, bis sie fragten, was er denn eigentlich wolle, und sie ihm Yams zum Kochen gaben. Aber er machte es nicht, wie sie sagten, sondern that den Yams in den Topf und warf die Schalen fort. Aber die Yamswurzeln wurden nicht weich. Da schalten die Geister ihn einen Thoren und befahlen ihm, es anders zu machen, worauf das Essen genießbar wurde. Zuletzt lehrten sie ihn dieses Lied:

„Weißer Geist hoho!
Roter Geist hoho!
Schwarzer Geist hoho!“
„Wird der Kopf es übertreten,
Was wird geschehen?
Den Kopf, den wirft er weg;
Den Fuß, den wirft er weg;
Den Kopf, den wirft er weg;
Du, Du beleidigst die großen Gottheiten!“

Als sie ihm aber befahlen, weder zu singen noch es jemand zu lehren, und noch nicht recht ausgeredet hatten, begann der Spinnemann schon zu singen. Darüber zur Rede gestellt, sagte er, er habe ein Lied seiner Heimat gesungen. Kaum war er aber ein Weilchen gegangen, so sang er wieder. Aber plumps! von oben fällt etwas herunter, der Spinnemann stürzt hin, dort liegt sein Kopf, da die Hand, dort ein Fuß, der Spinnemann ist gestorben! Aber immer singt er noch. Da sagt der weiße Geist zu dem anderen:

„Er ist ein armer Schelm, laßt uns ihn wieder lebendig machen.“

Da hatten die Geister Erbarmen mit ihm, machten ihn wieder lebendig und bedrohten ihn aufs neue. Aber kaum zu sich gekommen, singt er auch wieder. Nun prügelten sie ihn durch und ließen ihn mit leerer Hand gehen. Mit Schimpf und Schande kam er heim, und dort ward das Betragen des Spinnevaters verworfen, das des Spinnchens aber ward Sitte, nämlich:

„Wenn Du in eine fremde Stadt kommst, dann sollst Du nicht über die Sitten der Bewohner schimpfen, sondern Dich in dieselben schicken.“

4. Spinnengeschichte. Accra.

Es begab sich einmal, daß Spinne für den damaligen König ein Grundstück kultivierte, wofür ihm eine Kuh als Lohn werden sollte, da man schon damals wie heute von dem Grundsatz ausging, daß für nichts nur der Tod sei. Spinne war ein Schelm und

dachte: „Selberessen macht fett“, und traf demnach genaue Vorkehrung, daß kein ungebetener Gast sich beim kommenden leckeren Mahl einstelle. Er schleppte daher das Mastvieh an einen abgelegenen Platz, wo die Zubereitung und das Mahl ungestört vor sich gehen konnte. Doch siehe da! Als er eben daran war, das gehörnte Tier auf den Boden zu legen und ihm den Todesstoß zu versetzen, erschien ein Ungeheuer mit vielen Augen. Spinne erschrak ob der fremden Erscheinung, ließ das Schlachtopfer fahren und machte sich aus dem Staube.

Doch, von dem vieläugigen Tier zurückgerufen und ermutigt, kehrte Spinne auf die Mahlstatt zurück und ward von ihm gezwungen, die Kuh zu töten und das Mahl herzurichten. Spinne that pflichtgetreu, ob wollend oder nichtwollend, das Geheißene. Eben war er mit einem Teil der Mahlzeit fertig und sog schon mit innerem Behagen den heißen Duft der dampfenden Speise ein, als das vieläugige Tier das Wort „Tamoku!“ hervorstieß, worauf Spinne tot zu Boden sank. Der Mörder machte sich nun ungesäumt über die Speise her und verzehrte, was des andern Schweiß erworben und seine Kochkunst zubereitet hatte. Nach beendigter Mahlzeit jedoch rief das vieläugige Ungetüm den leblos Daliegenden durch einen anderen Zauberspruch wieder zum Leben zurück.

So geschah es an die zwei- bis dreimal. Spinne kochte, hoffte und ward in Todesnacht versenkt. Da endlich klagte der also übel behandelte Spinne sein Leid einem alten Weiblein. Dieses, erfahren in solchen Zauberkniffen, wußte Rat und Abhülfe. Es wußte dem für Spinne totbringenden Tamoku ein entsprechendes Zaubersprüchlein entgegenzusetzen. Sie hieß ihn, sobald das vieläugige Tier das verhängnisvolle Tamoku bei der festlichen Tafel aussprechen werde, das Wort „Tomodso“ auszurufen.

Spinne that, wie ihm die Alte befohlen, und siehe da! Tamoku hatte nicht seine gewöhnlich Wirkung. — Das vieläugige Ungeheuer dagegen brach, wie vom Blitzstrahl getroffen, beim Klange des Zauberwortes Tomodso leblos zusammen. Nun that sich Spinne an der Mahlzeit gütlich und suchte sich bestmöglichst für die seither gehabten Entbehrungen zu entschädigen. Als er seinem Bedürfnisse



Fig. 280. Dankesbezeugungen gegen den großen Geist; Irokesen. (Nach Erminnie A. Smith.)
Diese Indianerzeichnung dürfte uns zeigen, wie — nämlich ebenso — die Sonnenceremonien aussahen vor der christlichen Zeit, also ehe die Indianer den „Großen Geist“ in ihre Religion aufnahmen.

reichlich Rechnung getragen hatte, nahm er das leblose Tier und legte es auf das Feuer Da sein Fleisch eine gar so schöne weiße Farbe durch das Rösten erhielt, kam Spinne die Lust an, davon zu kosten. Aber, o weh! Im selben Augenblick wurde seine Zunge so dick und so lang, daß er dieselbe nicht einmal tragen konnte.

„Was soll ich thun?“ sprach der nunmehr großzüngige Spinne.

Lange ging er mit sich zu Rate, und siehe, seine Schlauheit ließ ihn auch diesmal nicht im Stich. Als Dolmetscher oder Sprecher des Königs berief er das ganze Volk und gab einen angeblichen Befehl des Königs kund, der dahin lautete, daß ein jeglicher sich an die See zu begeben habe. Dort solle sich ein jeder in den Fluten baden. Bevor dies aber geschehe, habe jeder seine Zunge am Ufer niederzulegen. Nach dem Bade möge sie ein jeder wieder zu sich nehmen.

Sie gingen in Begleitung des königlichen Sprechers an den bezeichneten Platz, die Lagune. Alle legten ihre Zungen auf dem Damm nieder und begaben sich ins Wasser. Während nun alle mit sich selbst und mit der Waschung zu thun hatten, benutzte Spinne diesen günstigen Augenblick zu einem Geniestreich. Er ließ seine Augen über die Reihe der Zungen gleiten und suchte nach der schönsten, zierlichsten und zartesten. Als solche erkannte er die des Schweines, er nahm dieselbe und eignete sie sich ohne Bedenken an. Er ward somit zum Lügner und Räuber. An die Stelle derselben legte er seine große und unförmige Zunge. Hierauf verließ er, als sei nichts weiter geschehen, den Platz.

Nach alle dem kamen die Badenden aus dem Wasser und griffen nach ihren Zungen. Alle fanden die ihrigen außer dem Schwein, welchem zuletzt nur die lange, unförmige Zunge übrigblieb. Wohl oder übel mußte es dieselbe nehmen, „denn“, dachte es, „lieber eine wüste, als gar keine Zunge“, gelobte sich aber, von nun ab sich nur noch von Dünger zu ernähren. Das Schwein ging hin und that so bis auf den heutigen Tag.

Moral: „Was für den einen Verlust ist, ist für den anderen Gewinn.“

Oder: „Hast Du etwas und willst solches nicht mit Deinesgleichen gemein haben, so mußt Du es mit den Tieren teilen.“

5. Spinnengeschichte. Temne.

Die Spinne forderte die Buschziege auf, mit auf die Jagd zu gehen. Die war bereit. Spinne nahm einen Fallstrick mit. Im Walde traf Spinne einen Stein, dem ein Bart gewachsen war. („Das ist nämlich das Netz der Ziege.") Spinne sagte: „O Wunder! ein Stein mit einem Bart."

Kaum hatte Spinne das gesagt, so fiel er nieder, blieb liegen und erwachte erst am Abend. Dies war der Grund des betrügerischen Benehmens gegen seine Genossen, die er später verschlang.

So forderte er denn die Buschziege auf, ihn zur Jagd zu begleiten und hieß sie, in der Nähe der bewußten Stelle angelangt, ein Stück vorausgehen und auf ihn, der sich erst erleichtern wolle, warten. Als sie wieder am Steine ankamen, sagte Spinne: „Nun komm!"

Doch da entgegnete die Buschziege: „Schau, wie der Stein einen Bart bekam."

Kaum war das Wort gefallen, so fiel die Buschziege nieder, und Spinne nahm sie auf und brachte sie heim, wo er dieselbe mit seinen Kindern verzehrte.

Als die Buschziege verzehrt war, lud Spinne die Trak-an zur Jagd ein. In der Nähe des Steines forderte er diese wieder auf, bis zum Steine weiter zu gehen, da er erst noch sein Wasser abschlagen wolle. Als er die Trak-an (eine Antilopenart) am Bestimmungspunkte antraf, sagte diese: „Spinne, sieh doch, wie der Stein einen Bart bekam!"

Die Trak-an fiel nieder, Spinne nahm sie auf und trug sie nach Hause, wo er mit seinen Kindern das Fleisch verspeiste.

Ebenso machte es Spinne mit der Antilope. Doch als er mit der Buschkuh in gleicher Weise verfuhr, fiel dies dem Fillentamba auf, welches wohl bemerkt hatte, daß die Tiere, die mit der Spinne zur Jagd auszogen, niemals heimkehrten. Also folgte Fillentamba unbemerkt und beobachtete die Scene am Stein, wie die Buschkuh sagte: „Schau, was der Stein für einen Bart hat!" wie Spinne und seine Kinder das Tier zerteilten und es nach Hause brachten.

Da lief Fillentamba auch nach Hause und erzählte es allen seinen Kameraden.

Da fordert denn Spinne auch Fillentamba zur Jagd auf. Fillentamba war einverstanden. Wie gewöhnlich schickte Spinne den Begleiter voraus. Als aber Spinne zu Stein kam, sagte Fillentamba nicht das Zauberwort. Spinne versuchte, Fillentamba dazu zu bewegen, aber der entging der bezaubernden Antwort. Da sagten endlich beide das Wort und beide fielen betäubt nieder. Es war am Morgen und sie erwachten am Abend wieder. Beim Erwachen versuchte Spinne das Gespräch wieder auf das Thema zu bringen. Fillentamba fragte darauf: „Was soll ich sagen?“

Spinne entgegnete: „Sag, der Stein bekam einen Bart!“

Kaum hatte die Spinne das Wort ausgesprochen, so fiel sie nieder. Fillentamba sprach es aber nicht nach. Er lief nach Hause und warnte alle Leute, das Wort an dem Stein auszusprechen, denn dann fielen sie in die Hände der Spinne, die sie verzehren würde.

6. Spinnengeschichte. Temne.

Ein König hatte Acht auf seine Kühe. Spinne erblickte sie; er sah eine besonders große und forderte Tamba (eine mystische Persönlichkeit) auf, sie mit ihm zu verspeisen. Tamba wollte schon, wußte aber nicht, wie es anzufangen sei. Spinne meinte er wisse schon Bescheid. Sie gingen zusammen dahin, wo die Herde weidete. Da trafen sie den Ameisenbär, der just eine Höhle in den Boden grub. Spinne sagte zum Ameisenbär, das würde, falls die Kühe des Königs in die Grube träten, für ihn böse ablaufen. Da erschrak der Ameisenbär und begann, die Grube wieder aufzufüllen. Da er aber müde war, ging er bald schlafen. Derweilen fing Spinne die große Kuh und brachte sie in die Höhle. Dann kehrte er zur Stadt zurück. Unterdessen sagte der König zu seinen Leuten, es würde dunkel, sie sollten nach den Kühen sehen. Diese zogen aus, um sie einzufangen. Sie fanden aber die eine in der Höhle. Nur noch ihr Kopf blickte heraus. Da liefen sie zum König und



erzählten ihm, daß eine Kuh in einer Grube läge und stürbe. Da rief der König sein Volk zusammen, um die Kuh heraufzuholen.

Eingehend schildert nun die Mythe das Palaver, welches der König abhielt, als sie die Kuh antrafen. Der Ameisenbär ward herbeigerufen und vernommen. Spinne warf seine Worte dazwischen und das Urteil lautete:

„Da der Ameisenbär die Kuh des Königs getötet hat, mag er selbst getötet werden.“

Denn das war ausschlaggebend: der Ameisenbär hatte die Grube gegraben.

Der Ameisenbär ward in der Grube, in der die Kuh verschieden war, bestattet. Als Lohn für seine Bemühungen bei Auffindung des Kuhmörders erhielt Spinne ein Bein der Kuh. Als alle in die Stadt gegangen waren, holte Spinne den Tamba, der ihm den Ameisenbär aufsuchen, ausgraben und in sein Haus schaffen helfen mußte. Er teilte mit Tamba das Fleisch. Nach einem Monde war das Fleisch verzehrt.

Als nun eines Abends, da die Leute des Königs schlafen gegangen waren, die beiden dahingepilgert waren, wo sie die Kühe des Königs angebunden antrafen, ergriff Spinne seine Medizin, streichelte eine große Kuh und sagte: „Kuh, laß einen Wind streichen, Kuh, laß einen Wind streichen!“

Die Kuh that so, und beide schlüpften in den Bauch des Tieres! Spinne zeigte Tamba das Herz und warnte den Genossen davor, dort zu schneiden. Spinne schnitt alsdann Fleischstücke heraus, und Tamba steckte sie in den mitgebrachten Korb. Danach forderte Spinne die Kuh wieder auf, einen Wind streichen zu lassen, und so gelangten sie wieder aus deren Leib. Vier Tage lebten sie von dem Fleische. Da zogen beide abermals zu gleichem Zwecke aus.

Wie damals gelangten sie in die Kuh. Diesmal aber schnitt Tamba und zerschnitt die Herzfibern, sodaß die Kuh tot zu Boden sank. Nun wußten sie nicht, was thun? Tamba setzte sich in den Mastdarm. Die Leute des Königs meldeten diesem den Tod der Kuh.

Die Männer begannen, das Tier zu zerschneiden. Da schrie Spinne: „Seid vorsichtig, daß Ihr mich nicht trefft!“

Die Leute erschraken und berichteten das dem König. Da kam dieser selber und befahl, an derselben Stelle weiterzuschneiden. Aber Spinne kroch an einen anderen Ort. Als die Leute beim Zerlegen soweit gekommen waren, zogen sie Spinne und ihren Korb heraus. Spinne ward gebunden und sollte geschlagen werden, weil er das beste Stück der Herde des Königs getötet hatte.

Da schrie Spinne: „Ich und Tamba, wir waren zusammen. Ich und Tamba waren zusammen!“

„Wer ist Tamba?“ fragten sie.

„Ich weiß nicht, von wo er kam“, sagte Spinne.

Der König glaubte ihm nicht. Unterdessen saß Tamba im Mastdarm. Die Leute schnitten denselben heraus, um ihn am Wasser zu reinigen. Wie sie nun seinen Inhalt ausschütteten, kam Tamba mit heraus und sprang unbemerkt an das andere Ufer. Er beklagte sich nun, daß die Leute beim Ausspritzen ihn mit Kuhdünger überschüttet hätten. Der König schenkte, um ihn zu beruhigen, ihm darauf ein neues Gewand.

Beim Palaver behauptete Spinne nun, daß Tamba sich an dem Diebstahl beteiligt hätte. Darauf rief man dessen Frau, um sie zu verhören. Diese sagte nun allerdings aus, daß Tamba seit gestern Mittag nicht zu Hause gewesen sei. Tamba wußte sich jedoch zu rechtfertigen, indem er darauf hinwies, daß, wenn er dabei gewesen wäre, er auch hätte in der Kuh gefunden werden müssen.

Da wurde das Urteil über Spinne gefällt; er wurde an einen Palmbaum gebunden und mit Palmzweigen gestäubt. Deshalb hat er so viele Beine bekommen. Als Spinne genug gepeitscht war, ließ der König ihn laufen. Er wurde darauf krank, erholte sich aber wieder und hatte nun viele Beine. Da lief er davon in den Wald.

7. Spinnengeschichte. Nigergebiet.

Einige Asbonleute brachten ein Pferd der Asbonrasse, um es zu verkaufen. Da der Preis aber sehr hoch war, so war dies sehr schwierig. Der Eigentümer des Pferdes sagte: „Dies, mein Pferd,

ist nicht mit Geld, sondern nur mit der Hand einer Frau zu bezahlen."

Leute kamen, fragten den Eigentümer des Pferdes und sagten zu ihm: „Was ist der Preis Deines Pferdes?"

Er sagte zu ihnen: „Was den Preis meines Pferdes betrifft, so muß ich sagen: es kann nur mit der Hand einer Frau bezahlt werden."

Die Leute sagten: „Aha! Der Preis von diesem Deinem Pferd ist zu hoch. Wer mag es kaufen!"

Ein gewisser Bursche kam, fragte den Eigentümer des Pferdes und sagte: „Was kostet es?"

Er sagte ihm: „Es kann nur mit der Hand einer Frau bezahlt werden."

Der Bursche sagte: „Danke sehr, ich kann das Pferd nicht kaufen", und ging davon.

Und ein anderer Knabe, sein Gefährte, kam wieder; der wußte, daß seine Mutter alles, was er auch wünsche, für ihn thun werde. Er kam, er fragte den Eigentümer des Pferdes und sagte zu ihm: „Was kostet das Pferd?"

Der sagte zu ihm: „Wenn Du hingehen, die Hand Deiner Mutter abschneiden und sie mir bringen könntest, so würde ich Dir das Pferd geben."

Der Knabe sagte: „Ganz recht."

Der Knabe ging zu seiner Mutter, sie zu fragen und sagte zu ihr: „Ach, meine Mutter! Kaufe mir für Deine Hand dieses Pferd."

Sie sagte zu ihm: „Ganz recht; geh, hole ein Messer und schneide sie ab."

Der Knabe ging, brachte ein Messer herbei und schnitt die Hand seiner Mutter ab und gab sie dem Eigentümer des Pferdes. Der Eigentümer gab ihm das Pferd, und der Knabe band es alsogleich los.

Drei Tage später sagte er zu seiner Mutter: „Ich will jenen Ort sehen, wo das Land der Welt sein Ende hat."

Seine Mutter sagte: „Ganz recht;" und sein Vater auch. Alle sagten: „Ganz recht, möge Dich Gott wieder zurückbringen."

Der Knabe sagte zu seinem Pferde: „Sieh mich an; für die Hand meiner Mutter habe ich Dich gekauft. Trage mich zu der Stelle, wo die Welt ein Ende hat.“

Er machte alles fertig, legte den Sattel auf, bestieg das Roß und ritt davon.

Wie er so dahinzog, traf er seinen Freund, die Spinne. Die Spinne fragte ihn und sagte: „Ach, Knabe, wohin gehst Du?“

Er sagte zu ihr: „Ich will das Ende der Welt sehen.“

Die Spinne sagte zu ihm: „Darf ich Dir folgen?“

Er sagte: „Folge mir.“

Sie Spinne setzte sich auf den Zweig resp. das Blatt eines Baumes.

Auf diese Weise zogen die beiden nun weiter und weiter, bis sie an einen Ort kamen, wo es kein Land mehr giebt. Hier sahen sie in einiger Entfernung eine Frau, die eine Hexe war; die sahen sie, diese sie aber nicht; sie that etwas Unpassendes. Der Knabe und die Spinne kamen an ihren Ort und grüßten sie. Sie nahm den Gruß an und sagte zu ihnen: „Geht es Euch gut, meine Kinder?“

Sie sagten: „Sehr gut.“

Sie sagte zu ihnen: „Kommt, laßt uns zu meinem Hause gehen.“

Sie sagten: „Wir sind es zufrieden.“

Da reisten sie dorthin, wo es weder Land noch Bäume, sondern nichts als Wind, nichts als Wasser, nichts als einen dunklen Ort gab. Sie ließen sich bei dem Hause der Hexe hernieder. Am Abend suchte sie nach dem Hahne, um ihn zu töten. Der Hahn lief fort und verbarg sich im Grase. Sie suchte und suchte, konnte ihn aber nicht finden. Sie kochte das Essen, brachte es dem Knaben und der Spinne und sagte zu ihnen: „Seht da meine Nahrung, eßt!“

Sie sagten: „Ganz recht!“

Der Knabe sagte: „Ich mag dies Essen nicht.“

Die Spinne sagte: „Damit ist es nicht gemacht, laß es uns nur essen.“

Sie setzten sich nieder und aßen.

Die Spinne hatte einen eisernen Stock. — Als sie ihre Nahrung gegessen und sie beendet hatten, gingen sie schlafen. Mitten in der Nacht nahm die Hexe ein Messer und schärfte es. Der Hahn krähte und sagte: „Sieh nur, sie kommt, mach Dich fertig."

Der Knabe verstand die Sprache des Hahnes.

Die Hexe sagte: „Wo ist der Hahn? Den ganzen Tag hab ich ihn gesucht, kann ihn aber nicht finden."

Sie sah unter das Bett, streckte ihre Hand darunter und tastete nach ihm, konnte ihn aber nicht finden. Sie setzte sich wieder, nahm wieder das Messer, und während sie es scharf machte, sang sie: „Iß nur Fleisch! Iß nur Fleisch!"

Wieder krähte der Hahn und sagte: „Sieh, da kommt sie."

Die Frau — das ist die Hexe — verstand die Sprache des Hahnes. Bis es zu dämmern begann, krähte der Hahn dreimal. Sie begrüßte den Knaben und sagte zu ihnen: „Habt Ihr gut geschlafen?"

Dann fragte sie und sagte zu ihnen: „Saht Ihr, daß ich gestern etwas Unpassendes that?"

Die Spinne antwortete und sagte: „Das sah ich."

Die Hexe schämte sich, ging, suchte den Hahn und sagte: „Wenn ich diesen Knaben und die Spinne nicht töte, werden sie die Nachricht in ihr Land tragen."

Sie suchte nach dem Hahn, nahm ihn, tötete ihn, kochte ihn und brachte ihn der Spinne und dem Knaben. Als sie gegessen hatten und schlafen gegangen waren, sagte die Spinne zu dem Knaben: „Sei heute Nacht auf Deiner Hut."

Der Knabe sagte: „Ganz recht."

Die Spinne nahm ihren eisernen Stock, legte ihn dicht neben sich. Nachdem sie ein wenig geschlafen hatte, stand sie auf, nahm ihren Stock und setzte sich so in der Nacht an die Thüröffnung. Die Frau machte sich fertig; sie kam, den Knaben und die Spinne zu töten und sie zu essen. Sie schärfte ihr Messer und sang dabei: „Iß Du Fleisch! Iß Du Fleisch!"

Die Spinne machte sich zurecht und sagte: „Sieh, da kommt sie."

Sie nahm ihren eisernen Stock und stellte sich neben die Thüröffnung. Die Hexe kam leise, leise daher. Die Spinne nahm den eisernen Stock. Die Hexe steckte ihren Kopf in das Zimmer. Die Spinne zerschlug ihren Kopf mit dem Eisenstock.

Die Hexe ging aber in ihr Zimmer zurück und leckte das Blut an ihrem ganzen Körper auf. Nachdem sie ein wenig gewartet hatte sagte sie: „Jetzt sind sie eingeschlafen."

Sie schärfte ihr Messer wie früher; sie kam leise, leise daher. Da hörte sie Spinne. Die Hexe steckte den Kopf in das Zimmer. Spinne zerschlug ihren Kopf mit dem Eisenstock. Die Hexe kehrte zu ihrem Zimmer zurück, und wie früher leckte sie dabei ihr Blut auf.

Dreimal kämpften die beiden in dieser Weise, beide, die Hexe und Spinne die ganze Nacht hindurch, bis es Tag wurde. Da sagte Spinne zu seinem Freund: „Paß auf, diese Frau ist eine Hexe. Die ganze Nacht hindurch habe ich ihren Kopf zerschlagen."

Der Knabe sagte: „Ist das wahr?"

Spinne sagte: „Ja, es ist wahr."

Der Knabe sagte: „Laß uns fertig machen. Am Morgen werden wir in unser Land gehen."

Spinne sagte: „Ganz recht."

Die Frau kam zu ihnen und sagte ihnen: „Habt Ihr gut geschlafen?"

Spinne erwiderte: „Sehr gut."

Als sie sie begrüßten, sagten sie zu ihr: „Heute werden wir in unser Land gehen."

Sie sagte: „Ganz recht."

Der Knabe nahm Rasiermesser und band sie an den Schwanz des Pferdes. Der ganze Schwanz des Pferdes war nichts als lauter Rasiermesser. Der Knabe legte den Sattel auf und machte alles zurecht und bestieg das Pferd. Sie machten sich auf.

Die Frau verwandelte sich in eine Hexe, sie wollte den Knaben festhalten. Sie suchte immer den Schwanz des Pferdes zu packen. Die Rasiermesser zerschnitten ihre Hände. Sie blieb stehen und leckte das Blut auf. Wieder kam sie wie der Wind daher und

sagte: „Bleibt vor dem Munde dieses Feuers stehen. Ich werde Euch fangen und essen.“

Der Knabe und Spinne rannten und kamen zu einem Orte von heißem Wasser, welches sehr kochte. Der Knabe sagte zu dem Pferde: „Errette mich vor diesem heißen Wasser, denn ich habe Dich für die Hand meiner Mutter gekauft.“

Das Pferd machte einen gewaltigen Sprung und kam so mit einem Male über den ganzen See mit heißem Wasser. Spinne saß auf, aber er sowohl wie sein Blätterpferd fielen in das Wasser. Der Knabe kehrte schnell zurück und zog sie heraus.

Die Hexe kam allein an das heiße Wasser. Sie kam und überholte sie, sie griff in den Schwanz des Pferdes des Knaben und, als die Rasiermesser zuschnitten, ließ sie los, blieb stehen und leckte das Blut auf. Der Knabe und Spinne rannten beide und kamen zu einem Feuer, welches wie Wasser herniederlief. Die Hexe sagte zu ihnen: „Bleib dort stehen, ich werde Euch überholen und Euch essen.“

Der Knabe sagte zu seinem Pferde: „Errette mich von diesem Feuer. Für die Hand meiner Mutter habe ich Dich gekauft.“

Der Knabe gab seinem Pferde die Peitsche, es galoppierte dahin und das Roß sprang über den ganzen See; Spinne nahm er mit sich.

Als sie über den See gekommen waren, kam die Frau wie der Wind daher. Sie gelangte über den Feuerplatz, überholte den Knaben und Spinne und packte in den Schwanz des Pferdes. Wieder zerschnitten die Rasiermesser ihre Hände. Sie machte Halt und leckte das Blut auf.

Der Knabe und Spinne galoppierten weiter und kamen zu einem See mit kaltem Wasser. Da sagte der Knabe zu seinem Pferd: „Errette mich von diesem Wasser; für die Hand meiner Mutter habe ich Dich gekauft.“

Und als er das Pferd geschlagen und Spinne zu sich heraufgenommen hatte, setzten sie über den See.

Die Hexe sagte zu sich: „Warum soll ich mich so noch länger ärgern? Es wird für mich besser sein, nach Hause zu gehen.“

Sie sagte: „Ich werde sie niemals fangen.“

Sie kehrte in ihre Stadt zurück.

Nachdem der Knabe und Spinne den ersten und den zweiten See gekreuzt hatten, gelangten sie an einen Platz, wo wieder Land war und gingen so auf trocknem Grunde.

Spinne ging zu dem Ort, welchen er liebte.

Auch der Knabe kam in seine Stadt, er ging in das Haus seiner Mutter. Als sein Vater und seine Mutter und seine Schwestern und seine Brüder ihn sahen, freuten sie sich sehr; denn ihr Sohn war ja vom Ende der Welt zurückgekommen.

So ist es, und es ist fertig. Die Geschichte des Pferdes aus dem Asbongeschlecht, des Knaben, Spinnes und auch der Hexe hat ihr Ende erreicht.

Wie die Spinnengeschichten sich heute darstellen, dürfen sie nicht anders aufgefaßt werden als lustige kleine Volkserzählungen. Als eine solche charakterisiert sie allein schon die ganze naive Art und Weise der Darstellung, zumal der letzten Geschichte, in der Spinne, wie in den meisten anderen, als listiger Bursch aufgefaßt ist.

Etwas anderes ist das Ergebnis, wenn wir nach dem Ursprunge dieser Erzählungen Ausschau halten. Da tritt uns vor allen Dingen das Motiv des Verschlungenwerdens, dann dasjenige der nächtlichen Kämpfe als bezeichnende Merkmale entgegen. Wenn Spinne den Kopf der Hexe in der Nachtzeit zertrümmert, wenn deren Blut ringsherum läuft, so erinnert das entschieden an Maui, der mit dem Feuergotte kämpft oder an andere Sonnengötter, welche aus einem Blutbade des Morgens auferstehen. Und zu alledem kommt noch dazu, daß in der letztwiedergegebenen Haussa-Variante Spinne an den Horizont reist, daß dort das Land der Finsternis ist (die Nacht oder Unterwelt), daß in dieser Nacht und zwar meist vorgeschoben gegen den Morgen der Hahn kräht, immer ein Zeichen

des Sieges der Sonne im Osten; daß ferner die Sonne resp. Spinne über den feurigen See kommt, das erinnert dann an den Sonnenaufgang.

Das sind wie gesagt letzte Reste, die uns den Weg der einstigen Entstehung verraten. Wie gerade Spinne dazu kommt, die Sonne zu repräsentieren?

Auf Neuseeland ist ein Sonnengott auch eine Spinne oder wenigstens der Heros klimmt am Spinnenfaden zur Sonne auf, von der Sonne nieder.

Dann sitzt wieder die die Seelen in das Jenseits führende Sonne, diesmals dargestellt als räuberische Hexe mitten in einem Spinnennetz und in diesem fängt sie die Seelen der Menschen, die daraufhin sterben. Das letztere ist eine Mythe der Bagos (Westafrika), die mir Missionar Keil erzählt hat. Sie löst das ganze Problem. Das Bild ist nicht uneben:

Strahlenförmig entsendet die Sonne das Lichtmeer — strahlenförmig webt die Spinne ihr Netz. So werden die zarten Fäden der Spinne zu Sonnenstrahlen und die Sonne zur Spinne, die in listiger Weise die Menschenseelen einfängt.

Doch die Sonnenmythe ward zum Märchen. Denkt einmal nach, ob Ihr nicht vielleicht auch deutsche Märchen kennt, die aus der Sonnenmythologie entstanden! Schließen wir hiermit.

So ist es, und nun ist es zu Ende — würde der afrikanische Märchenerzähler sagen.

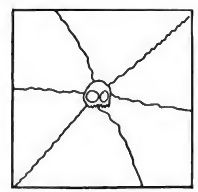
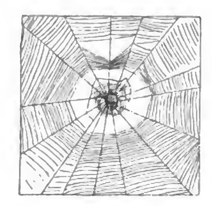
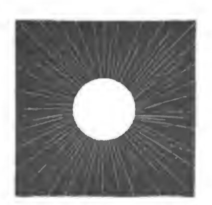


Fig. 281. Die Juju Nkali. Zeichnung eines Eingeborenen. Dies soll die Spinnengottheit und den Juju Nkali-Pfahl darstellen. Vergl. Fig. 273. — Juju Nkali soll als Spinne in der Sonne leben. — Zum leichteren Verständnis wiesen die Bagos auf eine Spinne im Netz und auf die strahlende Mittagssonne.



Zur Erläuterung der Fig. 281 und der Juju Nkali; das Bild des Spinnennetzes und der Sonne mit ihren Strahlen.



Weltentstehung, Himmeleinsturz, Sintflut.



ichtig aufgefaßt bedeutet die Ausbildung der Sonnenmythologie bei den Naturvölkern eine gewisse wissenschaftliche Forschung resp. Auslegung. Diese ganze Mythologie bedeutet Theorie. Nach der Anschauung dieser Menschen ist eben alle Wandlung in der Natur abhängig nicht etwa von naturwissenschaftlichen Gesetzen, sondern von der Handlungsweise bestimmter Götter. Wenn wir nun hören, diese Wilden hätten auch Sagen resp. Anschauungen, betreffend die Weltentstehung 2c., so können wir uns von vornherein sagen, daß es sich um Vorstellungen handelt, die mit den Sonnenmythen in einem bestimmten Zusammenhange stehen. Besonders ist das so, wenn wir von verschiedenen Himmeleinstürzen hören.

Von den verhältnismäßig wenigen afrikanischen Schöpfungsgeschichten wollen wir die eine große der Yoruba und einige kleinere zu verstehen suchen. Später suchen wir dann Parallelen in anderen Ländern auf.

Die Schöpfungsmythe der Yoruba.

Die Yoruba besitzen zwei Himmelsgötter Olorun und Obatala.

Olorun ist der göttliche Himmel, der Gott, der zu weit, zu gleichgültig und zu groß ist, um sich um den Menschen zu bekümmern. Der Name bedeutet Besitzer des Himmels; Ellis hat übersehen, daß er auch Besitzer der Sonne heißt, denn „orun“ heißt gleichzeitig Firmament und Sonnen. Olorun besitzt keine Priester, von ihm wird kein Bildnis angefertigt, es giebt keine Tempel Oloruns. Nur selten, wenn alle Götter ihre Hülfe versagen, ruft ihn der Yoruba an. Man kann sagen, Olorun lebe mehr im Sprichwort, als in

der Anschauung oder im Kulte, gleich wie der Himmel, des Namen wir auch oft gebrauchen, vielleicht mißbrauchen oder falsch verwenden. Auch er ist nicht allmächtig, denn ein Sprüchwort sagt: „Ein Mensch kann nicht Regen machen, und Olorun kann Dir nicht ein Kind geben.“

Denn dies gehört zu Obatalas Funktionen. Jeder Gott hat seine Pflichten.

Obatala ist der Hauptgott der Yoruba. Sein Name bedeutet: „Gott des weißen Gewandes“. Weiß ist nämlich seine Farbe; weiß sind seine Tempel, seine Bilder, seine Amulette. Seine Diener, Priester und Verehrer tragen weiße Gewandung. Obatala ward von Olorun geschaffen, so sagen die Priester. Der übergab ihm die Welt und das Firmament; er selbst zog sich zurück. Wenn Obatala also ebenfalls ein Himmelgott ist, so ist er doch anthropomorpher aufgefaßt als Olorun. Einer Mythe zufolge, die allerdings nicht allgemein zu sein scheint, hat Obatala das erste Menschenpaar aus Thon geformt. Durchweg aber herrscht die Ansicht, daß Obatala die Kinder schenke.



Fig. 282. Krieger von den Molukken mit Stockschild; daneben der Schild von der Seite. (Nach Kükenthal.)

Odudua oder Odua ist die Hauptgöttin der Yoruba. Sie ist die Mutter, welche empfängt. Der Name kommt von „do“ das ist „schwarz sein“ und „dudu“ ist „schwarz“ her. Die Neger halten eine schwarze Haut für eine große Zierde, auch für schöner als die gewöhnliche Cigarrenfarbe. Odudua ist als eine sitzende, ein Kind säugende Frau dargestellt. Odudua ist das Weib Obatalas. Aber sie ist gleichaltrig mit Olorun und nicht von diesem geschaffen, wie ihr Gemahl. Andere Eingeborene glauben zwar, sie sei in Ife entstanden, doch ist dies eine vollständig sekundäre Mythe. Odudua

stellt die Erde dar und ist mit dem anthropomorphen Himmelsgott verheiratet. Obatala und Odudua, Himmel und Erde, stellen, wie die Priester sagen, zwei große geschlossene Kalebassen dar, welche einmal geschlossen, nicht geöffnet werden können. Dies wird in den Tempeln symbolisch durch zwei weiße untertassenförmige, eng aufeinander gefügte und so eine abgeflachte Kugelform bildende Kalebassen zur Anschauung gebracht. Die obere präsentiert das Himmelsgewölbe, die untere die sich diesen am Horizont anschmiegende Erde.

Einer weit verbreiteten Mythe zufolge ist Odudua blind. Am Anfang der Welt waren sie und Obatala in der Dunkelheit einer großen geschlossenen Kalebasse eingeschlossen.

Obatala lag im oberen, Odudua im unteren Teile derselben. Die Mythe berichtet nicht davon, wie sie in diese Lage gekommen sind, sondern weiß nur davon zu erzählen, daß sie lange in dieser Lage gewesen sind, zusammengepreßt, unbehaglich, hungrig. Da begann Odudua zu schelten; sie tadelte ihren Mann ob der Einsperrung. Es entspann sich ein arger Streit, in dessen Verlauf Obatala wütend seiner Frau die Augen aufriß, weil sie ihre Zunge nicht beherrschen konnte. Da verfluchte ihn Odudua; sie sprach: „Nur Schnecken sollst Du in Zukunft essen!“

Das ist der Grund, warum Obatala Schnecken als Opfer dargebracht werden. Da die Mythe Odudua ihre Augen nicht wiedergewinnen läßt, muß man annehmen, sie sei blind gewesen. Aber kein Eingeborener sieht sie als blind an.

Odudua ist ferner die Göttin der Liebe. Viele Geschichten werden von ihren Lieben und Abenteuern erzählt. Ihr Haupttempel ist in Ado, der Hauptstadt des Staates gleichen Namens, der nördlich von Badagri liegt. Es wird von der Anlage des Ortes eine lange Geschichte der Liebe Oduduas zu einem Jäger erzählt, dem sie beim Abschied für ihn und alle hier in Zukunft Wohnenden Heil und Segen im Angedenken ihres Glückes zugesagt habe.

Vor dieser Tändelei mit dem Jäger schenkte Odudua ihrem Gatten einen Knaben Aganju und ein Mägdlein Yemaja. Der Name Aganju bedeutet: unbewohnter Landstrich, Ebene, Wüste, — nach Burton: Firmament. — Yemaja heißt: Mutter der Fische.

Der Nachkomme von Himmel und Erde mag also Wasser und Land repräsentieren. Yemaja ist die Göttin der Bäche und Ströme, sie steht den Wasserordalen vor. Sie wird dargestellt als eine weibliche Figur gelber Farbe; blaue Perlen und weiße Kleider trägt sie. Die Verehrung von Aganju scheint außer Brauch gekommen zu sein, aber auf einem offenen Platz vor des Königs Residenz in Oyo wurde der Gott ehemals verehrt.

Yemaja heiratete ihren Bruder Aganju und schenkte ihm einen Sohn mit Namen Orungan. Dieser Name ist zusammengesetzt aus Orun = Himmel bezw. = Sonne, gan von ga = hoch sein; er scheint zu bedeuten: in der Höhe des Himmels. Er scheint den offenen Raum zwischen Himmel und Erde zu repräsentieren. Der Nachkomme von Wasser und Land würde demnach unserem Luftraum gleichkommen. Orugan liebte seine Mutter zärtlich, doch einst zankte er mit ihr und sie lief von dannen.*) Orugan raste hinter ihr her, und beinahe hatte er sie mit dem ausgestreckten Arme erreicht, um sie festzuhalten, da schlug sie rücklings auf den Boden.



Fig. 283. Dajak mit erweitertem Stockschild (Tarische); Borneo. (Nach Photographie von Kükenthal.)

Sofort begann der Körper furchtbar zu schwellen, zwei Wasserströme quollen hervor und der Körper zerbarst. Die Ströme vereinten sich und bildeten eine Lagune. Ihrem zerklüfteten Leibe entsprossen 15 Götter:

Dada	= die Gottheit	der Pflanzen,
Schango	= „ „	des Blitzes,
Ogun	= „ „	des Eisens und Krieges,
Olokun	= „ „	der See,

*) Abgekürzt erzählt.

Oloſo	=	die Gottheit	der	Lagune Oloſa,
Oya	=	„ „	des	Niger,
Oſchun	=	„ „	des	Oſchunfluſſes,
Oba	=	„ „	des	Obafluſſes,
Oriſcha Oko	=	„ „	des	Landbaues,
Oſchoſi	=	„ „	der	Jagd,
Oke	=	„ „	der	Berge,
Aje Schalagu	=	„ „	des	Reichtums,
Schankpanna	=	„ „	der	Blattern,
Orun	=	„ „	der	Sonne,
Oſchu	=	„ „	des	Mondes.

Zur Erinnerung an dieſes Ereignis wurde einer Stadt der Name Ife gegeben. — Ife, das Aufſchwellen, das Aufberſten. — Sie ward dort gegründet, wo Yemajas Körper niederſtürzte und zerbarſt. Dieſe Stelle ward — vielleicht kennt man ſie noch — bis zum Jahre 1882, wo die Stadt durch die Ibadan zerſtört ward, gezeigt.

Erwähnenswert iſt, daß nicht alle Götter Yemajas Leibe entſproſſen.

Welchem Ideenkreiſe, welchen Motiven iſt dieſe Schöpfungsgeſchichte entſproſſen?

Bedenken wir, daß die Übertragung beſtimmter Funktionen und Thätigkeitskreiſe an einzelne der individuellen Mythenbildungskraft des einen Bezirkes „Yoruba“ zuzuſchreiben iſt, daß ſomit weniger die Arten der Götter als der Verlauf, die Züge der Mythe in Betracht kommen, daß wir in eben dieſem Bezirke Yoruba die große Bedeutung des Schango erkannt haben — Schangos des Sonnengottes —, ſo iſt es nicht ſchwer, drei wichtige Momente herauszufinden, die in anderen mythologiſchen Bezirken wieder aufgefunden und mit dem dortigen zu vergleichen ſind, die einen Anhaltepunkt für die Antwort auf die Frage: „Woraus wächſt die Schöpfungsgeſchichte empor?“ geben können. Es ſind dieſe drei Punkte: 1) das Aufeinanderliegen Obatalas und Odudua s; 2) die Verfolgung Aganjus; 3) der Neiderſturz der Yemaja.

Für die Verfolgung der Yemaja durch Aganju bietet Yoruba selbst die Parallele. Schango verfolgt in gleich rasender Weise die Oya. Die Sonne hatte auch dort eine direkte Beziehung zur Mythe vom Feuerdiebstahl, also zu der Mythe, der zufolge z. B. Maui von dem unterirdischen Gotte verfolgt wird. Dieses Moment führt also in den Kreis der Sonnenmythen.



Fig. 284. Krieger von Wetter; Bandameer. (Nach Jacobsen.)
Die Schildhaltung ist nach dem Original (unten von vorn gesehen) verbessert.
Die Handhabung ist bei Jacobsen falsch.

Einmal zu der Vermutung gekommen, daß auch hier dem Rhythmus der Sonnenmythen nachgespürt werden müsse, ist es nicht mehr schwer, die Beantwortung für die Frage aufzufinden. — Im Anfange liegen auch die Menschen in Kammapas Bauch dicht gedrängt, so dicht, daß das Schwert des sich befreienden Hubeane oder Litaolane — die Strahlen der aufgehenden Sonne — sich mühsam durch sie hindurchzwängen muß, da Hubeane nicht die tausende verletzen will.

Das ist der erste Punkt. Obatala und Odudua sind in der Kalebasse eng aufeinander gezwängt. — Der Himmel liegt in der Dunkelheit auf der Erde. — Da reißt Obatala der Odudua die Augen auf. — Die Sonne steigt empor.

Also ist in der enggedrückten Lage Obatlas und Oduduas die Dunkelheit der Nacht dargestellt, und es schließt sich folgerichtig an sie der Sonnenaufgang an. Das gleiche Motiv bietet eine Akwapimsage. Der zufolge soll in alten Zeiten der Himmel der Erde viel näher gewesen sein, denn heute. Wenn jemand fischen wollte, so stupfte er mit einem Stecken den Nyankupong — der Verkörperung Nyames, des Himmels — und siehe, es kamen Fische heraus, und sie fielen gleich den Regentropfen, nur größer, auf die Erde. Nach einem solchen Fischregen hatte der Betreffende nichts weiter zu thun, als aufzulesen. Aber was geschieht? Ein Weib stieß einst Fufu in einen Mörser. Aber es ging sehr schlecht, denn die Höhe genügte nicht. Sie sagte daher zu Nyankupong: „Erhebe Dich ein wenig, ich habe nicht Raum genug für einen Fufustößel."

Nyankupong gehorchte und fragte: „Bis hierher?"

„Nein," sagte sie, „noch weiter!"

So that er dreimal: endlich hieß sie ihn Halt machen. — Auf diese Weise kam es, daß Nyankupong dem Erdboden so fern kam, daß, wenn jemand ruft, er es kaum noch hört, und was die Fische betrifft, so sind sie jetzt sehr rar. Wäre jenes Weib nicht gewesen, so würde man heute noch die Fische umsonst bekommen.

Die Ovaherero erzählen:

Vor vielen, vielen Jahren ließen die „Großen" im Himmel (Eyuru) wegen der zunehmenden Gottlosigkeit der Menschen den Himmel auf die Erde herniederfallen und infolgedessen verloren fast alle Menschen das Leben; nur wenige blieben übrig. Diese wenigen, die am Leben geblieben waren, nahmen in ihrer Not, da der Himmel sehr schwer auf der Erde lastete, ein schwarzes Schaf und opferten dieses den Großen im Himmel. Da beschlossen diese, die letzten Menschen zu verschonen und zogen den Himmel wieder zurück, und so halten sie ihn bis auf den heutigen Tag. Seit jener Zeit

kann aber niemand mehr in den Himmel steigen. Denn die Großen im Himmel haben Wächter ausgestellt, welche dort Wache halten müssen, wo Himmel und Erde zusammenstoßen. Diese Wächter sind gewaltige einäugige Riesen.

Also die großen Riesen halten Wache, da, wo Himmel und Erde zusammenstoßen, wo also die Sonne auf- und untergeht. Ihre Beziehung wird, da sie einäugig sind, wohl schnell erkannt.



Fig. 285. Bogenschütze von den Aaruinseln westlich Neuguinea mit Bogenschild. (Nach Originalskizze.)

Sie hier in der Mythe vom Tage und der Nacht in dieser Gegend wiederzutreffen, ist besonders anziehend.

Die Kanga und Loango haben ebenfalls eine Tradition von einem Einsturz des Himmels, der eine allgemeine Vertilgung des Menschengeschlechtes herbeigeführt hat. Nachdem sie aber alle erschlagen waren, erschuf die Gottheit neue Menschen.

Wenden wir uns jetzt nach Ozeanien, und prüfen wir die Schöpfungsgeschichte dieser Völker!

Im Gegensatz zu Afrika bietet Ozeanien mächtige, gewaltige, eingehende, umfassende Kosmogonien. Die kann ich hier nicht zergliedern, sondern ich beschränke mich darauf, einige Teile, die wichtigsten, zu besprechen. Beginnen wir die Untersuchung mit Erinnerung an die zwei Hauptmomente der Yoruba-Mythe, die gepreßte Lage Obatalas und Odudnas und den Niedersturz Yemajas.

Als die beiden Götter Obatala und Odudua zusammengepreßt in der Kalebasse liegen, reißt Obatala der Gemahlin die Augen aus — die Sonne steigt empor, der Himmel hebt sich, es wird Tag. So lag im Anfange Tangaroa im Ei. Er zersprengt die Schale, da wird es Tag. Das Ei ist also identisch mit der Kalebasse, der Vorgang des Tagesanbruches in Ozeaniens und Afrikas Mythologie, also in dieser selben Form vorhanden. Weshalb gerade das Ei besonders geschickt für diese Mythe ist, brauche ich wohl nicht erst zu erörtern.

Wir gelangten in Afrika von dieser Version zu der Mythe vom Aufheben des Himmels. Auf Neuseeland liegen Rangi und Papa, Himmel und Erde im Anfange eng aufeinander gepreßt. Ihre Kinder sind in Finsternis gehüllt. Da beraten sie, wie zu helfen sei. Tamakauenga, nach anderen Maui, schlägt vor, sie zu erschlagen. Tanematua aber, der Gott der Wälder, spricht dafür, sie nur zu trennen. Dieser Antrag geht durch, und Tane stützt Kopf und Füße gegen die Mutter, hebt mit dem Rücken den Vater, und also werden Himmel und Erde getrennt.

Daß Tane-matua, der Gott der Bäume, der Trennende ist, ist deshalb besonders interessant, weil die Höhe der Bäume und Büsche in den Mythen der anderen Inseln eine besondere Rolle spielen, und weil auch die Wakamba-Mythe erzählt: als die Sonne einem Baume zu nahe gekommen war, hob sich der Himmel empor.

So heißt es auf Rarotonga, der Himmel habe der Erde so nahe gelegen, daß die Menschen nur kriechen konnten. Ein Mann stemmte ihn ruckweise empor, erst bis zur Höhe der Teve-Pflanze (vier Fuß), dann bis zu der des Kauariki-Baumes (einer Sykomore),

dann bis zu den Berggipfeln und dann bis zur Höhe, die der Himmel heute hat. Ellis fand die gleiche Mythe auf Tahiti. Der Mann war dort der Gott Rua. Auch auf Samoa heben die Pflanzen den Himmel.



Fig. 286. Krieger von Angriffshafen auf Neuguinea mit Bogenschild. (Nach Finsch.) Unten der Schild von innen. (Nach dem Original.)

Auf letzterer Insel entdeckte Turner eine Lesart der Mythe, die eine frappierende Ähnlichkeit mit der Akwapim-Version hat. — Im Anfange lag der Himmel dicht auf der Erde. Da kam zu einer Frau ein Mann; der bat um einen Trunk Wasser. Er wollte, sagte er, auch den Himmel höher heben.

„Hebe ihn zuerst in die Höhe“, — sagte sie.

Er hob ihn.

„Ist es genug?“ — fragte er dann.

„Nein, noch ein wenig höher!“

Da hob ihn der Mann noch höher.

Auch die Motu berichten, im Anfange habe der Himmel auf der Erde gelegen. Aber ein Mann, der zornig war über den Zank seiner Weiber, durchschnitt das Rohr, das Himmel und Erde zusammenhielt, sodaß ersterer emporstieg, letzte herabsank. Auf den Gilbertinseln hat der Gott Rigi den Himmel emporgehoben, um den Menschen und Tieren Existenzmöglichkeit zu verschaffen.

Fassen wir alles zusammen, so ergiebt sich, daß wir in den Weltentstehungs- und Weltuntergangsmythen nichts anderes sehen dürfen als Variationen jener Motive, die wir aus der Sonnenmythologie schon hinlänglich kennen. Der Sonnenaufgang wird umgewandelt zu einer Weltentstehung: die Weltentstehung ist so nichts anderes als der erste Sonnenaufgang. Auf der andern Seite wird auch der Sonnenuntergang als ein einmaliges großes Ereignis, als erster großer Sonnenuntergang in die Vergangenheit gebracht.

Einmal bis zu dieser Erkenntnis vorgedrungen, werden wir stutzig, wenn wir von anderen ähnlichen großen Ereignissen hören, die als historisch bezeichnet werden. Wenn die Weltentstehung weiter nichts ist als der erste Sonnenaufgang, die weitverbreitete und berühmte Sage vom Himmeleinsturz nur eine sehr selbständig gewordene Lesart des Sonnenuntergangsmotives, dann dürfen wir mit Recht bezweifeln, ob die weitverbreitete Sintflutsage wirklich als eine historische Reminiscenz angesehen und mit der biblischen Tradition ohne weiteres in Zusammenhang gebracht werden darf.

Die Zweifel sind berechtigt. So wie wir die Sintflutsage im Zusammenhange mit den übrigen Sonnenmythen betrachten, fällt ihre Zugehörigkeit in dieser Gruppe auf. Als Jelj, der Rabe in Nordwestamerika, seinem Oheim die Sonne gestohlen hat, läßt dieser das Wasser so hoch steigen, daß der Rabe fast umkommt und sich mit Krallen am Himmelsgewölbe festhalten muß. — Das ist eine ausgesprochene Sonnenaufgangsmythe, in der die Flut nichts weiter bedeutet, als das Meer, in dem die Sonne aufgeht oder untergeht. — Das gleiche werden wir, wie gesagt, im nächsten Kapitel von Mani hören.

Diese Erfahrung macht uns schon bedächtig. Sie lehrt uns, wie gefährlich es ist, Erzählungen der heiligen Schrift mit Sagen der Naturvölker in Zusammenhang zu bringen.

Nun zum letzten Kapitel über die Sonnensagen.

Auf zum Feuerdiebstahl!

Der Feuerdiebstahl.

So ziemlich bei allen Völkern der solaren Weltanschauung treffen wir die Prometheussage, eine Mythe, welche irgend einem Gotte die Gewinnung des Feuers zuschreibt. Im folgenden einige Beispiele.

1. Polynesische Lesart auf Mangaia.

(Nach Gill.)

In der Unterwelt (Avaiki) wurde dem Ro und der Buataranga ein berühmter Sohn — Maui — geboren. In seiner frühen Jugend wurde Maui zu einem der Wächter unserer Oberwelt, wo die Sterblichen leben, eingesetzt.

Gleich den übrigen Bewohnern der Welt lebte er von ungekochter Nahrung. Einst besuchte die Mutter, Buataranga, ihren Sohn; doch aß sie immer für sich allein, aus einem Korbe, den sie aus der Unterwelt mitgebracht hatte. Als sie eines Tages im Schlaf lag, guckte Maui in ihren Korb und entdeckte gekochtes Essen. Beim Kosten fand er es der rohen Nahrung, an die er gewöhnt war, weit überlegen. Dieses Essen kam aus der Unterwelt, folglich mußte das Geheimnis des Feuers dort sein. Zur Unterwelt,



der Heimat seiner Eltern, wollte er hinuntersteigen und diese Kunde gewinnen, sodaß er fortan stets den Luxus des gekochten Essens genießen könnte.

Als am nächsten Tage Buataranga sich aufmachte, um nach Avaiki (der Unterwelt) hinabzusteigen, folgte Maui ihr unbemerkt durch das Buschwerk. Dies war nicht schwer, denn sie kam und ging immer auf demselben Wege. Durch das hohe Röhricht lauschend, sah er seine Mutter vor einem schwarzen Felsen stehen, den sie also anrief:

„Buataranga, steige mit Deinem Leibe durch diese Kluft,
Der Regenbogengleichen muß Gehorsam werden.
Wie zwei dunkle Wolken vor der Morgendämmerung entweichen,
Oeffnet, öffnet meinen Weg zur Unterwelt, Ihr Grimmigen.“

Bei diesen Worten teilte sich der Fels, und Buataranga stieg hinab. Maui merkte sich diese magischen Worte sorgfältig und machte sich ohne Verzug auf den Weg zu Tane, dem Besitzer einiger wunderbarer Tauben. Er bat diesen dringend, ihm eine davon zu leihen; aber die angebotene Taube gefiel Maui nicht und wurde ihrem Eigentümer sogleich zurückgegeben. Eine bessere Taube wurde dem anspruchsvollen Borger vorgeführt, allein auch diese ausgeschlagen. Keine andere konnte Maui zufriedenstellen, als Akaotu oder „Furchtlos“, eine rote und von Tane ganz besonders geschätzte Taube. Sie war so zahm, daß sie ihren Namen kannte und, wohin sie auch ziehen mochte, sicher zu ihrem Herren zurückkehrte. Tane, der sich nur ungern von seinem Liebling trennte, nahm Maui das Versprechen ab, daß er die Taube unbeschädigt zurückerhalten solle.

Maui schwang sich nun, seine rote Taube mit sich nehmend, durch die Lüfte zu der Stelle, wo seine Mutter hinabgestiegen war. Auf die magischen Worte, die er erlauscht hatte, öffnete sich zu seiner großen Freude der Fels und, die Taube hinablassend, stieg er hinunter. Einige versichern, daß Maui sich in eine Stechfliege verwandelt, sich auf den Rücken der Taube gesetzt habe und so hineingekommen wäre. Als die beiden grimmigen Wächterdämonen

der Kluft sich von einem Fremden überlistet sahen, griffen sie wütend nach der Taube, um sie zu verschlingen. Zum Glück für den Borger bekamen sie nur den Schwanz in ihre Gewalt, während die Taube, ohne ihren schönen Schwanz den Weg zu den Schatten fortsetzte. Mani war über das Mißgeschick, welches den Lieblingsvogel seines Freundes Tane betroffen hatte, sehr betrübt.

In der Unterwelt angelangt, suchte Mani das Haus seiner Mutter. Es war das erste, welches er erblickte, und er wurde zu ihm durch den Schall des Kleiderklopfens geleitet. Die rote Taube ließ sich auf einem Backhaus gegenüber der offenen Hütte nieder, in welchem Buataranga mit Klopfen der Rindenzeuge beschäftigt war. Sie hielt inne und sah staunend zu dem roten Vogel, von dem sie erriet, daß es ein Besucher aus der Oberwelt sei, da keine der Tauben im Reiche der Schatten rot war. Buataranga sagte zu dem Vogel:



Fig. 287. Krieger von Alor; Bandameer. (Nach Jacobsen.) Der Schild ist nach dem Original von innen, also mit dem Tragriemen gezeichnet.

„Bist Du nicht vom Licht des Tages hierhergekommen?"

Die Taube nickte Bejahung.

„Bist Du nicht mein Sohn Mani?" fragte die alte Frau weiter.

Wieder nickte die Taube.

Hierauf trat Buataranga in ihre Wohnung, und der Vogel flog zu einem Brotfruchtbaum. Mani nahm wieder seine eigene, menschliche Gestalt an und ging, seine Mutter zu umarmen, die ihn fragte, wie er zur Unterwelt herabgestiegen wäre, und welches der Grund seines Besuches sei. Mani gestand, daß er gekommen sei, das Geheimnis des Feuers zu erforschen.

Buataranga sagte: „Dieses Geheimnis hütet der Feuergott Mauike. Wenn ich kochen will, sage ich Deinem Vater Bu, daß er ein brennendes Holzstück von Mauike erbittet.“

Maui fragte, wo der Feuergott wäre. Seine Mutter bezeichnete die Richtung und sagte ihm, der Ort hieße Are-aoa oder Haus der Bananenstöcke. Sie bat Maui, vorsichtig zu sein, „denn der Feuergott ist ein furchtbarer Geselle, von sehr reizbarer Gemütsart“.

Maui ging furchtlos zum Hause des Feuergottes, durch eine sich emporkräuselnde Rauchsäule geleitet. Mauike, der gerade damit beschäftigt war, Essen zu kochen, unterbrach seine Arbeit und fragte, was der Fremde wollte. Maui erwiderte: „einen Feuerbrand“. Der Feuerbrand wurde gegeben. Maui trug ihn zu einem Fluß, der am Brodfruchtbaum vorüberfloß, und löschte ihn dort aus. Dann kehrte er zu Mauike zurück und erhielt einen zweiten Feuerbrand, den er ebenfalls im Fluß auslöschte. Als der Feuerbrand zum dritten Male vom Feuergott gefordert wurde, war dieser außer sich vor Wut. Er scharrte die Asche seines Ofens zusammen und gab etwas davon dem kühnen Maui auf einem Stück trocknen Holzes. Diese glühenden Kohlen wanderten in den Strom, wie vorher die brennenden Scheite.

Maui dachte ganz richtig, daß ein Feuerbrand ihm von geringem Nutzen wäre, wenn er nicht das Geheimnis, der Feuerbereitung erlangen könnte. Der Brand konnte einmal erlöschen, aber wie dann wieder Feuer machen? Seine Ansicht war daher, Streit mit dem Feuergott anzufangen und ihn durch überlegene Kraft zu zwingen, das unschätzbare Geheimnis zu offenbaren, welches bis jetzt nur ihm allein bekannt war. Andererseits beschloß der Feuergott, im Vertrauen auf seine eigene wunderbare Stärke, den Frechen zu vernichten, der in sein Geheimnis dringen wollte. Maui forderte zum vierten Male Feuer von dem wütenden Feuergotte. Mauike befahl ihm, sich fortzumachen, sonst würde er zur Strafe in die Luft geworfen; denn Maui war klein von Gestalt. Aber der Besucher sagte, nichts würde ihm mehr Freude machen, als seine Kräfte mit denen des Feuergottes zu messen.

Manike ging in seine Wohnung, um seinen Kriegsgürtel anzulegen, doch bei seiner Rückkehr sah er, daß Maui sich zu enormer Größe ausgedehnt hatte. Doch dadurch nicht entmutigt, ergriff Manike ihn kühn mit beiden Händen und schlenderte ihn bis zur Höhe eines Kokosnußbaumes. Maui brauchte die List, sich beim Fallen so leicht zu machen, daß er durch den Sturz durchaus nicht verletzt werden konnte. Rasend darüber, daß sein Gegner noch atmete, nahm Manike alle seine Kräfte zusammen und schlenderte ihn weit höher, als der höchste Kokosnußbaum, der je gewachsen ist. Doch Maui blieb von seinem Falle unverletzt, während Manike, nach Luft schnappend, dalag.



Fig. 288. Krieger von Ceti (Bandanieer) mit asiatischem Schild. (Nach Jacobsen.)

Jetzt war die Reihe an Maui. Den Feuergott ergreifend warf, er ihn zu schwindelnder Höhe und fing ihn, wie einen Ball, in seinen Händen wieder auf. Ohne Manike den Boden berühren zu lassen, warf er ihn zum zweiten Male in die Luft und fing ihn mit den Händen wieder auf. Versichernd, daß dies nur eine Vorbereitung zu einem letzten Wurf sei, der sein Schicksal besiegeln würde, bat der atemlose und völlig erschöpfte Manike Maui innezuhalten und sein Leben zu schonen, was er nur begehren würde, solle ihm gehören.

Der Feuergott, nunmehr in einem erbarmungswürdigen Zustande, durfte sich jetzt verschnaufen. Maui sagte:

„Nur unter einer Bedingung will ich Dich verschonen; — enthülle mir das Geheimnis des Feuers. Worin liegt es verborgen? Wie wird es hervorgebracht.“

Froh versprach Mauike, ihm alles zu sagen, was er selbst wüßte, und führte ihn in das Innere seiner wundervollen Wohnung. Hier lag in einem Winkel ein Haufe Kokusnußfasern, in einem anderen lagen Bündel Stäbe von feuergebendem Holz, dem au, oronga, tauinu und besonders der aoa oder Banane. Diese Stäbe waren sämtlich trocken und zum Gebrauch fertig. In der Mitte des Raumes lagen zwei kleinere Stäbe bei einander. Einen derselben gab der Feuergott Maui, ließ ihn denselben festhalten, während er selbst den anderen stark dagegen rieb. Und dabei sang der Feuergott:

„Gieb, o gieb mir Dein verborgenes Feuer,
Du Bananenbaum!
Vollbringe den Zauber;
Richte ein Gebet an den (Geist vom)
Bananenbaum!
Entzünde ein Feuer für Mauike
Aus dem Splitter des Bananenbaumes!“

Während dieses Gesanges sah Maui zu seiner großen Freude, wie sich aus dem feinen Staub, der durch die Reibung des einen Stabes an dem anderen gebildet wurde, ein leichter Rauch erhob. Als sie in ihrer Arbeit fortfuhren, wurde der Rauch stärker, und, von des Feuergottes Atem angefacht, brach eine schwache Flamme aus, worauf die feine Kokusnußfaser dieselbe festhalten und vergrößern mußte. Dann nahm Mauike die verschiedenen Bündel Stäbe zu Hülfe, und bald schlug eine leuchtende Flamme empor, zu Mauis Erstaunen.

Das große Geheimnis des Feuers war gesichert. Aber der Sieger beschloß, sich dafür zu rächen, daß er beunruhigt und in die Luft geworfen worden war, indem er seines überwundenen Gegners Wohnung in Brand setzte. In kurzer Zeit stand die ganze Unterwelt in Flammen, die den Feuergott und seine Habe verzehrten. Die Felsen selbst krachten und barsten vor Hitze, und von da stammt der alte Spruch: Die Felsen in Orovaru (bei den Schatten) brennen.

Bevor Maui das Land der Geister verließ, nahm er sorgfältig die beiden Feuerstöcke an sich, die einst das Eigentum Mauikes gewesen, und eilte zu dem Brodfruchtbaum, wo die rote Taube

„Furchtlos“ ruhig seiner Rückkehr harrte. Seine Hauptsorge war, den Schwanz des Vogels wieder in Ordnung zu bringen, um Tanes Zorn zu vermeiden. Es war keine Zeit zu verlieren, denn die Flammen verbreiteten sich reißend schnell. Er bestieg wieder die



Fig. 289. Krieger von Solor (Bandameer) mit asiatischem Schild. (Nach einer naturgroßen Modellfigur im Reichsmuseum in Leiden.)

Taube, welche seine Feuerstäbe, einen in jede Kralle nahm, und flog zum unteren Eingange der Felskluft. Auf nochmaliges Aussprechen der von Buataranga gelernten Worte teilten sich die Felsen, und glücklich gelangte er zur Oberwelt zurück. Dank den Bemühungen seiner Mutter stieß die Taube auf keinen Widerstand bei den grimmen Wächtern des Weges zu den Schatten. Als sie wieder

ans Licht kam, nahm die Taube einen langen Schwanz an, indem sie sich in ein sorgfältig abgeschlossenes Thal niederließ, welches seither Rupe-tau oder der Taube Ruheplatz genannt wurde. Maui nahm wieder seine ursprüngliche menschliche Gestalt an und beeilte sich, die Lieblingstaube Tanes zurückzubringen.

Das Hauptthal Keia durchziehend, sah er, daß die Flammen ihm vorausgeeilt waren und zu Teao einen seitdem offen gebliebenen Durchgang gefunden hatten. Die Könige Range und Mokoiro zitterten für ihr Land, denn es schien, als ob alles durch die verheerenden Flammen vernichtet werden sollte. Um Mangaia vor weiterer Verwüstung zu schützen, boten sie alle ihre Kräfte auf, und es gelang ihnen schließlich, das Feuer zu unterdrücken. Rangi nahm seit dieser Zeit den Namen „Feuchtauge“ an, zur Erinnerung an seine Leiden, und Mokoiro wurde fortan stets Auai oder „Rauch“ genannt.

Die Bewohner von Manggaia benutzten den Brand, um sich Feuer zu verschaffen und sich Essen zu kochen. Doch nach einiger Zeit ging das Feuer aus, und da sie nicht im Besitz des Geheimnisses waren, konnten sie kein neues Feuer hervorbringen.

Nur Maui war nie ohne Feuer in seiner Wohnung, ein Umstand, der das Erstaunen aller erregte. Mannigfach waren die Nachforschungen nach der Ursache hiervon. Zuletzt fühlte er Mitleid mit den Bewohnern der Welt und teilte ihnen das wunderbare Geheimnis mit, daß das Feuer in dem Hibiscus, der urtica argentea, dem tauinu und der Banane, also in bestimmten Hölzern, verborgen wäre; dieses Feuer könnte durch den Gebrauch der Feuerstücke, die er machte, herausgezogen werden; schließlich ließ er sie des Feuergottes Sang anstimmen, um den Gebrauch der Feuerstöcke wirksam zu machen.

Seit jenem denkwürdigen Tage benutzten alle Bewohner dieser Oberwelt mit Erfolg die Feuerstöcke und genossen den Luxus von Licht und gekochter Nahrung.

2. Mythe von der Insel Nias bei Sumatra.

(Nach Bastian.)

Sadawa, eine Nebenfrau von Balugu Luomewona, wünschte ihren Sohn Bela auch zur Erde heruntersteigen zu lassen, als Sirao die übrigen ersten Bewohner heruntergeschickt hatte. Sie befestigte ihn an einer langen dünnen Kette, die vom Winde so heftig geschüttelt wurde, daß sie riß. So stürzte Bela herab und kam auf einen hohen Baum zu liegen. Deshalb mußte er seinen Aufenthaltsort auf hohen Bäumen suchen und sich mit dem Wild der Wälder nähren.



Fig. 290. Krieger von Solor. Die Figur 289 von hinten.

Jetzt sehen nur noch die Priester die Belas, früher dagegen sahen sie nicht nur alle Menschen, sondern Belas und Menschen machten sich auch gegenseitig Besuche, um sich das Feuer bei einander zu holen, wie dies die Niasser noch heute thun.

Als nun einmal ein Sohn Hias (Mensch) zu einer Bela ging, um Feuer zu holen, hatte diese Frau augenblicklich solches nicht, weil es ausgegangen war. Nun konnte sie aber, wie alle Bela, Feuer reiben, welche Kunst sie den Menschen mit aller Vorsicht vorenthielten, und welche sie als Privatgeheimnis betrachteten.

Darum wollte die Frau (Bela), während sie das Feuer anmachte, den Sohn Hias mit einem Kleide bedecken; er sagte jedoch zu ihr: „Durch dieses Kleid kann ich sehen, setze einen Korb über mich hin.“

Nun war es aber zu augenscheinlich, daß er hierdurch auch noch sehen konnte. Dann erbat der Schlaue, doch lieber noch einen Korb über ihn zu werfen.

Also that sie und schlug in der Meinung, jener könne es nicht sehen, Feuer.

Der Mensch, der Feuer holen kam, hatte aber seinen Zweck erreicht; er hatte wohl aufgemerkt, wie sie zu Feuer kam, und lachte die Frau aus.

So lernten die Menschen die Kunst der Feuerentzündung.

3. Sage der Catlö'ltq, N. W.-Amerika.

(Nach Boas.)

Ein Mann hatte eine Tochter, welche einen wunderbaren Bogen und Pfeil besaß, mit dem sie alles zu erlegen vermochte, was sie haben wollte. Sie war jedoch träge und schlief beständig. Darüber ward der Vater böse und sprach:

„Schlafe nicht immer, sondern nimm Deinen Bogen und schieße in den Nabel des Ozeans, damit wir das Feuer erhalten."

Der Nabel des Ozeans war ein ungeheuerer Wirbel, in welchem Hölzer zum Feuerreiben umhertrieben. Die Menschen hatten damals noch kein Feuer.

Das Mädchen ergriff nun ihren Bogen, schoß in den Nabel des Ozeans und das Reibefeuerzeug sprang ans Land.

Da freute sich der Alte. Er entzündete ein großes Feuer, und da er es für sich allein behalten wollte, baute er ein Haus mit einer Thür, die wie ein Maul auf- und zuschnappte und jeden tötete, der hereintreten wollte.

Die Menschen aber wußten, daß er das Feuer im Besitz hatte, und der Hirsch beschloß, es für dieselben zu rauben. Er nahm harziges Holz, spaltete dasselbe und steckte sich die Splitter in die Haare. Alsdann band er zwei Boote zusammen, bedeckte dieselben mit Brettern und tanzte und sang auf denselben und fuhr so zu dem Hause des alten Mannes. Er sang:

„O, ich gehe und werde das Feuer holen."

Die Tochter des alten Mannes hörte ihn singen und sagte zu ihrem Vater: „O, laß den Fremden ins Haus kommen, er singt und tanzt so schön.“

Der Hirsch landete und näherte sich singend und tanzend der Thür. Er sprang dabei auf die Thür zu und stellt sich, als wolle er in das Haus hineingehen. Da schnappte dieselbe zu, ohne ihn jedoch zu treffen. Während sie sich nun aber wieder öffnete, sprang er flugs in das Haus hinein.

Dort setzte er sich ans Feuer, als wolle er sich trocknen und sang weiter. Er ließ dabei den Kopf über das Feuer sinken, sodaß er ganz rußig wurde und das Holz, das in seinen Haaren steckte, sich endlich entzündete. Da sprang er hinaus, lief von dannen und brachte den Menschen das Feuer.

Fig. 291. Tänzer von Hawai mit Tanzschild. (Nach Cook.)

4. Erzählung aus Bogatjim.

(Privatmitteilung von A. Hoffmann.)

In der Vorzeit kannte nur eine einzige alte Frau in Bogatjim das Feuer. Die allein kochte alle Speisen und hütete sorgfältig das Geheimnis des Feuers. In dem Dorfe waren einige neugierige Buben, welche gerne das Geheimnis der Alten gekannt hätten.

Eines Tages versteckten sich diese Burschen und warteten, bis die Alte ihre Hütte verlassen hätte. Darauf gingen sie eilig hinein, konnten aber nichts Auffälliges darin entdecken, als einen großen Topf. Neugierig hoben sie den Deckel von dem Topfe ab, erschraken aber gewaltig, als aus dem Topfe der Mond, der Träger des Feuers heraufstieg. Sie haschten nach der feurigen Kugel, aber der Mond stieg durch das Dach der Hütte und setzte sich auf einen Kokosnußbaum.

Dort erwischte ihn nun zwar einer der Buben noch einmal, ohne ihn jedoch festhalten zu können. Der Mond stieg höher und höher, und endlich blieb er am Himmel hängen.

Der Bube, welcher den Mond noch einmal angefaßt hatte, hatte schmutzige Hände, und die Abdrücke davon sieht man noch heute am Monde. (Vergl. auch die Fig. 278, deren Erklärung eine nordwestamerikanische Deutung der Mondflecken bietet.)

Unsere Frage ist, was diese merkwürdigen Mythen bedeuten. Handelt es sich hier wirklich um eine Geschichte vom Ursprunge des Feuers? Sollte hier wirklich erzählt werden, wie die „Wilden" sich die Errungenschaft des Feuerzeuges historisch erklären?

Sicher nicht!

Ohne weiteres können wir den Sinn der Erzählungen vom Feuerdiebstahl aus dem Schlusse der Maui-Mythe, wie sie auf Neuseeland ausklingt, erkennen. Die Maori nämlich erzählen, daß die Sonne das erste Mal aufgegangen wäre, als Maui vor dem verfolgenden Feuergotte mit dem Feuerzeuge in der Hand zur Oberwelt entflohen wäre. Wir haben es also mit einer Sonnenmythe zu thun, mit einer Mythe, die sozusagen die Untergangsmythen, die Mythen vom Verschlungenwerden ergänzen. Denn als Maui in den Rachen der Hine-nui-te-Po geschlüpft ist, und diese ihr Maul geschlossen hat, da geht die Sonne das erste Mal unter.

Die Feuerdiebstahlsmythen sind vielleicht die schönsten aller Sonnensagen, denn der Sonnenaufgang ist hier immer sehr wirkungsvoll beschrieben. Man denke an das auflohende Feuer, das hinter dem der Unterwelt entweichenden Maui emporzüngelt, — oder nein — ich bin hier sogar weniger genau, wie die Mythen selbst, denn diese sagt, daß die Flammen ihm vorausgeeilt wären. Das ist auch viel richtiger, denn die Morgenröte strahlt vor der Sonne am Himmel empor. Es giebt übrigens noch eine Variante dieser Mythe, welche fast noch schöner ist. Nach dieser erbat Maui ebenfalls einen Brand vom Feuergotte. Der Feuergott zog einen Nagel heraus, den der pfiffige Maui sofort im Flusse löscht. Der Gott giebt einen zweiten, einen dritten, einen vierten. Maui erstickt eine

Flamme nach der andern. Zuletzt hat der Feuergott ihm 20 Brände gegeben. Jeder Brand war ein Nagel, es waren die zehn Fingernägel und die zehn Fußnägel. Es ist dasselbe Bild, wie es die alten Griechen verwendeten, als sie von den Rosenfingern der Aurora sprachen. Es sind die Strahlen der aufgehenden Sonne.

In anderer Weise bedeutungsvoll sind die folgenden Mythen. Wenn das Reibefeuerzeug im Nabel des Ozeans liegt, so heißt das soviel, als ob die Sonne aus dem Ozean emporsteigt. Hier in Nordwestamerika kann ich aber auch auf eine schon mehrmals erkannte Eigenschaft der solaren Mythologie hinweisen, die uns nun schon recht vertraut ist. Mehrere Versionen der Feuerdiebstahlsmythe beginnen in dieser Gegend nämlich mit den Worten: „Die Gespenster, Geister der Verstorbenen, hatten das Feuer.“

Das heißt natürlich wieder nichts anderes, als daß, da die Seelen der Verstorbenen in das Land der Sonne folgen, da die Verstorbenen also sozusagen die Besitzer der Sonne sind, die Sonne bei den Verstorbenen gestohlen werden muß. Und so ist auch der Verlauf dieser Mythen immer. Sagen, die auf die eben beschriebene Weise anfangen, verlaufen immer so, daß den Gespenstern das Feuer entwunden wird.

Ein verwandtes Motiv liegt auch in der Mythe von Nias verborgen. Dieselbe wird nämlich eingeleitet mit der Erklärung, daß die Belas an einer langen dünnen Kette vom Himmel gekommen wären. Nun, was solche Ketten bedeuten, das wissen wir zur Genüge. Da haben wir einmal wieder einen Sonnenstrahl und in den Belas die Sonnenkinder. Den Belas wird jedoch das Feuer entwendet, und das heißt wieder nichts anderes, als daß eben die Sonne aufgeht.

Auf diese Weise wird in mannigfacher Art das Feuer mit der Sonnenmythologie in eine enge Beziehung gebracht. Wir haben es hier also nicht sowohl mit einer Erklärung vom Ursprunge des Feuers zu thun, sondern mit einer Erklärung des Umstandes, daß allen Völkern der solaren Weltanschauung das Feuer heilig ist. Aus diesen Sagen spricht nichts anderes als eine Erläuterung des Feuerdienstes. Diesem aber wollen wir einen eigenen kleinen Abschnitt widmen.

Der Feuerdienst.

Verrät schon der eben besprochene Cyklus der Mythen vom Feuerdiebstahl, daß zwischen dem Feuer und der Sonnenverehrung ein gewisser Zusammenhang bestehen muß, so geht dies vor allen Dingen aus dem ziemlich ausgesprochenen Feuerdienst hervor, den wir nicht selten bei jenen Völkern antreffen, die im Bannkreise der solaren Weltanschauung leben.

Altäre mit ewigen Feuern, das heilige Feuer der Vesta, die Feuerjungfrauen Perus u. s. w. sind Symbole dieser Erscheinung. Es ist immer mehr oder weniger ausgeprägt eine solare Verehrungsweise, die den vestalen Feuern zu Grunde liegen. Ich will wie immer einige Beispiele heranziehen und dabei nicht verfehlen, die besonders wirkungsvollen Feuertänze der Navajos nördlich von Mexiko in den Vordergrund zu bringen.

Das Fest Dsilyidje Qacal wird im Winter gefeiert, wenn Blitz und Donner schweigen. Vielleicht hat einer vom Stamme gesagt, er fühle sich krank. Vielleicht hat er das gesagt, ohne eigentlich krank zu sein. Das ist aber ganz gleichgültig. Die Hauptsache ist, er wird nun das Fest bezahlen, dessen eigentlicher Kern in Gebeten um reiche Ernte und befruchtenden Regen besteht.

Der Mann oder die Frau haben also gesagt, daß sie sich krank fühlen. So sind sie denn in ein Schwitzhaus befördert worden, um dort unter der Hand einer wohlweisen Geistes- und Körperobrigkeit der Gesundheit zu leben.

Boten ziehen aus, sie heißen Akaninili und sind gekleidet wie der mythische Dsilyi Neyani. In der Hand tragen sie das weiße Mehl, das sie auf den Weg streuen. Es ist die weiße Farbe, welche

die Bahn der Sonne andeutet. Auf den Beinschienen und Unterarmen ist in die schwarze Grundbemalung die weiße Zickzacklinie des Gottes der Stürme und der Eile hineingezeichnet; Federbüsche zieren ihre Glieder. Ein zierlicher Federstab ruht in der Linken. — Mit einem Worte und nach der Abbildung zu schließen: die Burschen sehen entzückend aus. Die Boten ziehen in die Ferne und laden die fremden Stämme zu Gaste.

Die feierliche Nacht ist gekommen. Im weiten Kreise umzieht eine Reisighecke den Festplatz, auf dem in der Mitte ein gewaltiger Holzstoß, mächtige Stangen in schwerer Arbeit herbeigeschleppt, ruht. Das ist der große Feuerherd, der die ganze Nacht durch mit seinen Flammen die elf Vorstellungen, die zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang vorgeführt werden, beleuchten soll.


Fig. 292. Der Bote Akaninili. (Nach Dr. Matthews.)

Die Sonne ist untergegangen. Ein Trupp jener Leute, die dem darstellenden Bunde angehören, erscheint im Kreise. Sie haben glattanliegende Hosen an; ihr aufgelöstes Haar wallt frei hernieder; mit weißer Erde sind sie über und über bemalt; in der Hand tragen sie den etwa armlangen am Kopfende mit Federn bedeckten verdickten Stab.

In grotesken Sprüngen nahen sie dem Feuer. Die lodernde Flamme schlägt schon in voller Glutgewalt knisternd nach allen Seiten; die weißen Gestalten ziehen von Ost über Süd nach West, über Nord nach Ost zurück und so weiter, springend um das Feuermeer; sie springen wie Indianer immer tanzen, halb schwerfällig gebunden, halb schleichend, halb kriechend. Ihr Bemühen ist, den Federüberzug am verdickten Ende des Stabes dem Feuer so nahe zu bringen, daß die Federn versengen; die weiße Lohe schlägt aber den weißen Gestalten glutstrahlend entgegen; es ist gefährlich, dem

Feuerherd zu nahe zu kommen; mancher schlängelt sich auf dem Boden kriechend dichter an das Feuer hin.

Endlich brennt das Bällchen. Halloh!

Nun kommt ein Kunststückchen. In der Hand hatten sie einen Federring, den haben sie, nachdem der erste Federüberzug abgebrannt ist, schnell über das dicke Ende geschoben.

Es ist für die Zuschauer klar, daß die weißen Springer zu zaubern vermögen. Wo sollte sonst das neue Federköpfchen herkommen?

Nachdem sie mit Jubel das Erscheinen des zweiten Federbällchens begrüßt haben, gellen sie wild auf und brechen in wilden Sätzen durch die Umzäunung.

Auch der nachfolgende von den 11 Tänzen ist interessant. Kennen wir doch die Bedeutung des Pfeiles in der Sonnenmythologie zur Genüge. Die zwei Jünglinge, die nunmehr auftreten, sind fast gekleidet wie die Akaninili, also so, wie die Schmetterlingsgötter einst den Gründer der Ceremonien Dsilyi geformt hatten. Es fehlt ihnen aber Federstab und Mehlbeutel. Dafür tragen sie einen langgefiederten Pfeil. Jeder von beiden hält den Pfeil in die Höhe, deutet an, wie weit er ihn verschlucken werde, d. h. von der Spitze bis zum Befiederungsanfang, dann beugt er sich zurück und verschluckt den Pfeil etwa acht Zoll weit. Dies Experiment dauert nicht sehr lange. Nach einigen Chassees rechts und einigen Chassees links, einigen schlürfenden Schritten, zieht er behutsam den Pfeil wieder heraus, ohne sich zu verwunden. Darauf ist gewissermaßen der Pfeil geheiligt, der Tänzer pilgert zu dem angeblich oder wirklich Kranken und berührt mit der Pfeilspitze dessen Fußsohlen, Arme, Hände &c.

Nach einigen weiteren Tänzen kommt als achter in der Reihe die Sonnenaufgangsceremonie daran. Dieselbe beginnt mit dem Auftritt von 16 Männern, welche in einem Korbe das Bild der Sonne tragen. Sie scharen sich um einen Stab, singen und tanzen rundherum, springen dann auseinander und siehe da, jetzt geht die Sonne am Stabe auf, das Sonnenbildnis. Das Sonnenbildnis schwankt in majestätischer Ruhe vor aller Augen am Baume

Fig. 293. Der erste Feuertanz nach Sonnenuntergang. (Nach Matthews.)

empor. Einige Minuten bleibt sie über den Tänzern schweben, dann sinkt sie wieder zurück.

Zweimal geht so die Sonne auf, dann hebt ein weiterer Reigen an. Der Bund beweist nämlich nicht nur, daß er Herrschaft hat über die Sonne; jetzt wollen sie auch zeigen, daß sie die Macht



Fig. 294. Der Tänzer hält den großen befiederten Pfeil in die Höhe.



Fig. 295. Der Tänzer verschlingt den Pfeil. (Nach Matthews.)

und befruchtende Gewalt der Sonne haben. Aus einer Wurzel, die sie vor aller Augen in den Boden pflanzen, und die nichts weiter zeigt als ein grünes Keimbüschlein, zaubern sie eine große Pflanze mit mächtiger Blütenstaude hervor. Aber nicht einmal damit genug. Immer wieder scharen sie sich um die Pflanze und als sie wieder auseinandergehen, da sind die Blütenblätter herabgefallen und die

Fig. 296. Der letzte Feuertanz vor Sonnenaufgang. (Nach Matthews.)

Staude trägt prächtige Früchte, die nunmehr auf fröhliche Weise eingesammelt werden.

Gegen Sonnenaufgang naht das feierliche Ende der heiligen Nachtceremonien. Der mächtige Stoß ist beinahe niedergebrannt, da treten wieder die weiß angestrichenen Männer auf, diesmal ausgerüstet mit einem Borkenscheit vom Cedernbaume, den entzünden sie an den letzten Flammen des Herdes, und nun springen sie wieder in wilder Jagd um die Brandstätte herum, immer bemüht, dem Vordermanne mit dem Brande möglichst nahe zu kommen. Oder auch sie schleudern im Tanze Funken, Qualm und Flammen um den eigenen Leib, sie springen durch die letzten Lohen der Glut; sie scheinen sich im Feuer zu baden. Sie können das auch ohne sich zu verbrennen, da die weiße Körperhülle, die Erdbemalung, sie gegen die Flammen schützt.

Mit diesem eindrucksvollen Tanze endet die heilige Nacht. Wenn die Sonne aufgeht, ist das Strauchgatter, das vordem nur einen Eingang von Osten hatte, an vier Stellen, nach Osten, Westen, Süden, Norden offen.

Sie haben die Nacht durch viele schöne Lieder gesungen. Ehe die Sonne aufging, erschallten noch fröhliche Weisen:

„Lullaby! Lullaby!
Der Tag bricht an!
Lullaby!
Jetzt erscheint der Knabe des Tageslichtes!
Lullaby!
Jetzt ist es Tag!
Lullaby!
Jetzt erscheint das Mädchen des Tageslichtes!
Lullaby!
Rundherum ist Tag!
Lullaby! Lullaby!“

Daß dieses eigenartige Fest ein Sonnenfest ist, dafür sprechen so viele Anzeichen, daß ich es kaum nötig habe, darauf des weiteren einzugehen. Nur einige Einzelheiten mögen hervorgehoben werden. Wir sehen, wie die Leute an dem Stabe die Sonne emporziehen,

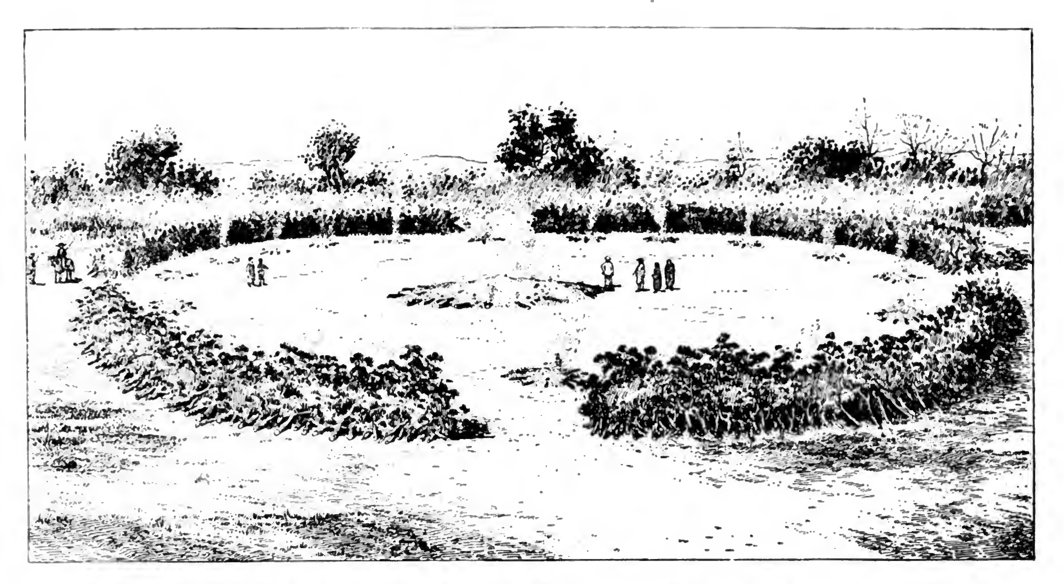


Fig. 297. Das Strauchgatter bei Sonnenaufgang, nach den vier Windrichtungen geöffnet. (Nach Matthews.)

wie die Leute also zeigen, was das Ganze bedeuten soll, wir sehen vor allen Dingen, wie unter dem emporgezogenen Sonnenbild das Aufwachsen einer Pflanze dargestellt ist, wir haben gehört, daß der Hauptzweck des Festes ist, reiche Ernte und befruchtenden Regen zu erzielen.

Das alles also schart sich um das Feuer, welches nichts anderes ist als der Sonnenball auf der Erde. Vergleichen wir unsere Fig. 297, den am Morgen nach den vier Himmelsrichtungen geöffneten Kranz aus Buschwerk mit der landläufigen Darstellung der Sonne (Fig. 298), so haben wir das besser belegt, als durch irgend welche sonstige Beschreibungen.

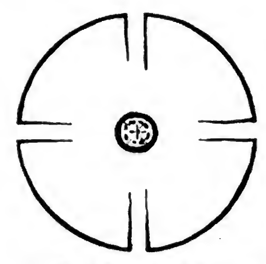


Fig. 298. Sonnendarstellung auf einem Thongefäß der Pueblos. (Im Privatbesitz.)

Der Feuerdienst tritt aber auch sonst als eine Verherrlichung der Sonne auf der Erde in eine nahe Beziehung zu den Fragen des alltäglichen Lebens. Nehmen wir z. B. den Kultus des Ganga Chitome im alten Königreiche Kongo. Das ist ein Priester, der Tag und Nacht das heilige Feuer unterhalten mußte. Bei Beginn eines neuen Jahres verlöschten alle Familien ihr Feuer und holten solches aufs neue beim Ganga Chitome. Dies Feuer sollte glücklich ihren Feldern, der Gesundheit des Hauses und dem Wohlstande der Viehherden strahlen. Daher wurden die Erstlinge des Feldes, der erste Wurf des Viehes dem heiligen Feuerpriester überbracht.

Dadurch ist der Feuerdienst klar charakterisiert. Die Ehrerbietung, die man der Sonne als entferntem Gestirn nicht erweisen konnte, bezeugte man dem stellvertretenden Feuer auf der Erde. Eins soll dabei aber betont werden: den Feuerdienst finden wir hauptsächlich bei den Völkern der zweiten entwickelteren solaren Weltanschauungsepoche, bei den Ackerbauvölkern, welche mit der heiligen Sonne weniger den manistischen Seelen-Sonnenfolgen-Gedanken verbanden, als den Begriff des Fruchtbarkeit und Regen spendenden Gestirnes.

Daher flehen die Bakongo zur Zeit der Dürre auch den Mokisso (Geist) Chitome um Regen an. Und da der Ganga Chitome die Sonne repräsentiert, darf er auch nicht auf gewöhnliche Weise sterben. Fühlt er sein Ende herannahen, so erhängt er sich an einem Stricke.

So tritt uns auch im Feuerdienst wieder der heilige Strick, die Seelen-Sonnenbahn entgegen.

Die Entdeckung des Feuers.

Ohne Frage — die Kulturenentdeckungsgeschichte kennt kein Volk, das es nicht versteht, das Feuer zu hüten, das Feuer zu benutzen. Diese Thatsache ist lange bestritten worden. Jetzt ist sie aber vollkommen erwiesen.

Die zweite, sicher ebenso wicht'ge Frage, ob alle Völker der Erde es verstehen, Feuer zu bereiten, — diese Frage dürfen wir nicht so schnell bejahen. Ich habe gewichtige Gründe, daß dieses durchaus nicht der Fall ist.

Fig. 299. Feuerzeug aus Neuholland.

Fig. 300. Feuerzeug aus dem ostindischen Archipel. (Nach Pleyte.)

Ich knüpfe somit an die mythologischen Kapitel an, verlasse aber mit diesem Kapitel den Bereich mythologischer Anschauungsweise und werde nunmehr versuchen, die charakteristischen Elemente der materiellen Kultur zu zergliedern. Da muß ich voranstellen den Satz: „Alle Menschen kennen das Feuer.“

Dieses Besitztum ist es, welches die Kultur auch der niedrigst stehenden Völker von der der Tiere unterscheidet. Es giebt Tiere,

die sich Häuser bauen, es giebt Tiere, die sich kleiden, es giebt Tiere, die Vieh züchten und ackerbauen, Tiere mit zierlichen Staatsgebilden, — Tiere, die das Feuer hüten, Tiere, die das Feuer ständig zu nutzen verstehen, die giebt es nicht. Auf der Stufenleiter unserer Kultur bedeutet die Gewinnung und Verwendung des Feuers das erste der drei Stadien: Feuerzeit, Dampfzeit, Elektrizitätszeit.



Fig. 301. Zwei Barutse, Südostafrika, Feuer bohrend. (Nach Photographie.)

Man hat die menschlichen Kulturen eingeteilt nach der Verwendung des Eisens, der Bronze und des Steines, hat so ein Steinzeitalter, eine Bronzezeit und die Eisenkultur unterschieden. Es werden Tage kommen, in denen man mit größerem Rechte die Vorfeuerepoche, die Feuerepoche, die Dampfepoche und die Elektrizitätsepoche und was weiß ich hervorheben wird. Denn die Nutznießung dieser Naturkräfte bedeutet für die Kultur sehr viel, mehr als die Verwendung der Rohmateriale, wie die des Steines und des Eisens etwa.

Mit dem Feuer erhielt der Mensch eine ständige Arbeitskraft. Er braucht das Fleisch nicht mehr zu klopfen, er kann es jetzt

braten. Er kann Töpfe brennen, kann Eisen schmelzen, kann sich erwärmen rc.

Betrachten wir das Feuer als diesen großen Faktor, so müssen wir rundweg erklären, daß wir die Völker der denkbar niedrigsten Kulturepoche überhaupt nicht mehr kennen gelernt haben. Jedoch sind uns — und das ist unendlich wertvoll — noch einige Übergangsformen aus der Zeit „vor der Feuerfabrikation“ in die Zeit „ständiger Feuerzüchtung“ erhalten geblieben.



Fig. 302. Chimila, Nordkolumbien, Feuer bohrend (Nach Photographie.)

Da es mir sehr wichtig war, diese Verhältnisse möglichst genau kennen zu lernen, habe ich eingehend Umschau gehalten, vielfach herumgefragt, bis es mir gelungen ist, bestimmte Anhaltepunkte als Beweis dafür zu finden, daß es noch kürzlich Völker gegeben hat, die es nicht verstanden, das Feuer selbst herzustellen, daß diese Völker vielmehr ihre ganze Kunst darin sahen, das Feuer zu unterhalten. Es ist damit der Beweis gebracht, daß es vor der Zeit der Feuerfabrikation eine Zeit der Erhaltung gelegentlich angetroffenen Feuers gegeben hat. Im Jahre 1897 schrieb mir A. Hoffmann über die Deutsch-Neuguineaküste:

„Als ich 1892 nach Neuguinea kam, bedienten sich die Leute an der Küste schon allgemein der schwedischen Zündhölzer. Auf meine Fragen, wie sie früher Feuer angemacht hätten, erhielt ich stets zur Antwort: Wir ließen das Feuer nie ausgehen. In den Gebirgsdörfern, die noch wenig Beziehung zur Küste haben, hüten

die Leute (noch heute) ängstlich das Feuer. Kommt es doch einmal vor, daß im ganzen Dorf kein Feuer ist, so werden Leute ins Nachbardorf gesandt, um dort Feuer zu holen. Es giebt eine Holzart, welche sehr schwer brennt, aber sehr lange noch glimmt. Solches glimmende Holz hat der Eingeborene immer auf seiner Feuerstelle liegen. Will er kochen und sich wärmen, so nimmt er getrocknete Blätter und dürres Reisig und legt das glimmende Holz, das er vorher durch kräftiges Hin- und Herschwenken zu frischer Glut angefacht hat, in den Haufen hinein. Geht der Eingeborene ins Feld oder auf Reisen, so nimmt er stets ein Stück glimmenden Holzes mit sich. An Lagerstätten im Walde, sowie an den Bächen und in den Feldern trifft man häufig Bäume, die langsam verkohlen, und die der Eingeborene angesteckt hat, um stets Feuer zur Stelle zu haben."



Fig. 303.
Feuerbohrender Nordostneuholländer.

Ist so eine Provinz künstlicher Feuerzüchtung erwiesen, so kann ich auch noch mit einer zweiten aufwarten.



Fig. 304.
Feuerbohrender Südostneuholländer.

Guy Burrows teilt mit, daß die Buschvölker am oberen Uelle das Feuer erhalten, indem sie es in großen Bäumen aufbewahren, die monatelang glimmen. Gleichermaßen ist dies bei den um die Tschuapaquelle im innern Kongogebiet herumsitzenden resp. herumstreifenden — denn sie sind nie ansässig — Zwergvölkern der Fall. Die Mongos, welche dort nach Südosten ihre Felder im Urwalde angelegt haben, standen lange Zeit mit den

Zwergen in gutem Verkehr. Die Zwerge lieferten das Jagdwild, die Mongos Gartenerzeugnisse, Töpfe, Pfeilspitzen und — Feuerbrände. Die Zwerge hatten sich so vollständig an diesen Tauschverkehr gewöhnt, daß sie ihre glimmenden Bäume ausgehen ließen. Es kamen nun Tage der Feindschaft, erbitterter Kämpfe. Die Zwergvölker stritten und fochten mit einem Todesmut — um das Feuer. Es soll den armen Kerlen damals sehr schlecht gegangen sein, und sie sollen sich vielfach von rohem Fleische ernährt haben, bis sie eines Tages ein Dorf überfielen, das Feuer mitnahmen und nun

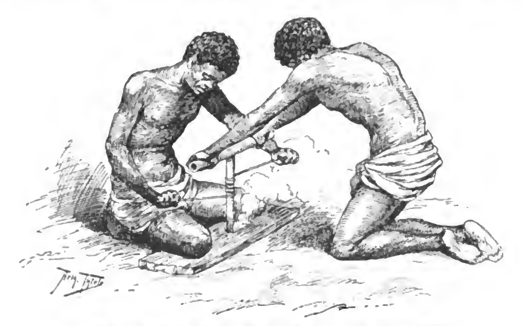


Fig. 305. Feuerbohrende Westmadegassen. (Nach Photographie.)
Typischer Schnurbohrer.

in ihre unzugänglichen Wildnisse sich zurückzogen. Seitdem sieht man sie sehr selten. Was aber wichtiger ist: Sie haben an verschiedenen Stellen glimmende Bäume in Brand gesetzt, sozusagen „Feuerstationen". Der Berichterstatter sagt, es sei sehr gefährlich, sich solchem Baume zu nähern, denn es wäre immer ein Wachtposten in der Nähe, und die Zwerge ließen nicht mit sich spaßen, wenn sie diese Feuerstationen bedroht sähen.

Es ist demzufolge sicher, daß wir es mit Völkern zu thun haben, die es nicht verstehen, Feuer zu machen, deren ganze Kunst vielmehr darin beruht, das Feuer lebendig zu erhalten.

Von den Steinen hat schon sehr richtig darauf hingewiesen, daß die Kenntnis resp. Erkenntnis des Wertes des Feuerbesitzes wohl älter sei als die einfachsten Feuerzeuge, die wir kennen. War irgendwo ein Prairiebrand entstanden, so mögen die Menschen die äußerlich verkohlten Opfer desselben ebenso emsig aufgesucht haben, wie heute noch die wilden Tiere den dem Feuer anheimgefallenen Ratten, Vögeln und jungem Wilde nachspüren. So wird der Mensch überhaupt auf das Braten der Tiere gekommen sein. Thatsächlich und nachweisbar ist das Braten ja älter wie das Kochen. Die Gelegenheit, das Feuer zu beobachten, ist wohl nicht so sehr selten gewesen. Man braucht nicht nur den Blitz in Anspruch zu nehmen. Auf Buru sagt man, daß der Kinarbaum (Kleinhovia hospita L.) in außergewöhnlich trockenen Jahren sich leicht ohne Zuthun der Menschen durch Reibung seiner Äste entzünde und viel zur Entstehung der von Zeit zu Zeit auftretenden Waldbrände beitrage. Ja, Turner ließ sich von den Eingeborenen Nukufetaus erzählen, daß nach ihrer Überlieferung sie das Feuer entdeckt hätten, als von zwei trockenen Zweigen die vom Winde aneinandergerieben wurden, Rauch aufstieg.



Fig. 306. Drillbohrer aus Englisch-Neuguinea; hier zum Muschelbohren, in Mikronesien aber zum Feuerentzünden benutzt. (Museum in Melburne.)

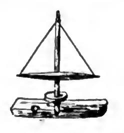


Fig. 307. Feuerzeug aus dem Westen des ostindischen Archipels. (Nach Pleyte.) Pumpenbohrer.

Wir brauchen und dürfen nicht einmal an solche Sagen wie die letzte glauben, müssen sie aber in Anspruch nehmen, wenn es sich darum handelt, zu beweisen, auf welche Weise und wie häufig die Menschen Gelegenheit hatten, das Feuer als solches kennen zu lernen.



Fig. 308. Bambusfeuerzeug aus dem ostindischen Archipel. (Nach Mason.)



Fig. 309. Reibefeuerzeug aus Polynesien. Dieselbe Form kommt am Kongo vor.

Kannte der Mensch die Verwendung des Feuers, hat er es schon nutzbar gemacht und gezüchtet, wie wir dies bei den Papua Neuguineas und den Zwergen Innerafrikas soeben gesehen haben,

so brauchte es nur die eigentliche Erfindung eines Feuerzeuges. Diese aber können wir ebenfalls ohne große Schwierigkeit nachweisen.

Die Wamolonge westlich des Tanganika befestigen die Sehne am Bogen, indem sie den Bogenstab kurz vor den Enden durchbohren. Sie machen das, indem sie den Bogen auf die Erde nehmen und ihn mit den Knien festhalten. Nunmehr nehmen sie ein Stückchen harten Holzes, welches vorher über dem Feuer angekohlt ist. Sie setzen das Hölzchen senkrecht auf die Stelle, wo das Loch eingeführt werden soll und quirlen darauf mit den Handflächen den Stab senkrecht auf einem Punkte hin und her, so lange, bis der Stab durchbohrt ist. Ist diese Arbeit, die mehrere Tage oft in Anspruch nimmt, vollendet, so reiben sie die Stelle kräftig mit Öl ein. Als ihnen mein Berichterstatter einen eisernen Nagel in die Hand gab und sie aufforderte, mit diesem Werkzeuge die Arbeit noch einmal zu versuchen, schüttelten sie überlegen lächelnd den Kopf und wiesen darauf hin, daß der Bogen beim Anspannen später splittern würde, wenn dies nicht beim Herstellen der Öffnung selbst schon eintreten solle.



Fig. 310. Feuermacher in Neusüdwales. (Nach Brough Smith.)

So wie diese Leute, so bohren fast sämtliche Afrikaner, Madagassen und anscheinend auch alle Südseevölker feine Löcher. Das Löcherquirlen als solches ist z. B. bei den Wamolonge eine Kunst, die nicht alle verstehen. Bei den Wamolonge führen es aber diejenigen aus, die auch das — Feuer entzünden. Somit haben wir die große Thatsache: Das Feuer wird nämlich genau auf die gleiche Weise hergestellt.

Die Art und Weise Feuer herzustellen, welche die verbreitetste ist, ist aus den Abbildungen 299—304 zu ersehen. Es handelt

sich bei diesem Verfahren immer darum, mit einem härteren Holze ein weiches zu durchbohren. Meistenteils liegt in einer Lücke unter dem wagerechten und weicheren Holze irgend eine leichtentzündliche Masse, ein Zunder. Oft ist auch der Zunder in die Bohrhöhlung hineingelegt. Ausnahmsweise scheint es vorzukommen, daß der Bohrstab selbst innerlich Zunder enthält, daß dieser nämlich ein Rohrstab ist. Der Hauptwitz ist, es zu verhüten, daß die gebohrte Stelle wieder kalt wird. Und das passiert dem Ungeübten immer. Denn indem man mit den Handflächen quirlt und nach unten drückt, rutschen die Handflächen ungemein schnell nach unten und man muß nunmehr die Hände schnell wieder nach oben bringen. Steigt aber erst einmal ein leichter Rauch auf, so ist immer durch Blasen und Einfügung trockener Blätter, durch Hin- und Herschwenken der glimmenden Blätter das Feuer schnell gewonnen.



Fig. 311. Das Feuerreibezeug der vorigen Abbildung mit Reibevorrichtung.

Das Quirlen haben die Wilden sich vielfach erleichtert. Statt der Hände nahm man eine Schnur. Der eine drückte mit einem quergehaltenen Stabe den senkrechten Quirlstock nach unten, der andere schlang eine Schnur darum, die er hin- und herzog (Fig. 305). Der Pumpenbohrer (Fig. 306 und 307) lag dann nicht mehr so fern. Es läßt sich nachweisen, daß alle diese Feuerzeuge gleichzeitig als Lochbohrer verwendet werden, daß aber die Bohrer stets älter sind als die Feuerzeuge. An vielen Orten, an denen schon der Pumpenbohrer für Herstellung von Löchern Verwendung findet, begnügt man sich noch mit den primitiveren und schwerfälligeren einfachen Methoden zur Feuerherstellung.

Läßt sich hier das Aufwachsen des Feuerzeuges aus einem ganz einfachen Arbeitsinstrument nachweisen, so ist dies auch noch bei anderen Methoden möglich. Das ist z. B. das einfache Bambusfeuerzeug des ostindischen Archipels (Fig. 308). Der Bambus wird der Länge nach in zwei Teile geteilt; die feinen Membranen des Innern, die Seele, d. h. jene zarten Häutchen, die wir auch in unseren Rohren haben, werden zu einem kleinen Kügelchen zusammengeballt und unter die eine Hälfte des mit der konkaven Seite auf dem Boden liegenden Bambusscheites geschoben. Dieser Scheit wird

fest auf den Boden gehalten, mit dem andern aber und zwar mit dessen scharfer Kante solange oberhalb des Membranekügelchens hin und her „gesägt", bis der liegende Scheit durchschlitzt ist, bis also die durch den Schlitz rieselnden heiß gesägten Bambusstäubchen auf die leicht entzündliche Membranemasse niederfallen.

Das Wort „gesägt", das sich uns unwillkürlich auf die Lippen drängt, scheint mir auch hier den Fingerzeig der technischen Entwicklung des Feuerzeuges zu geben. Beim Bambussägen wurde das Feuerzeug „entdeckt". Gar manche Methode der Südsee, das Schleifen eines harten Stabes in einer weichen Rinne, wie es die Polynesier üben (Fig. 309), dann die Methoden von Neusüdwales (Fig. 310 — 312 sollen illustrieren, wie die Neuholländer dieser dem halb melanesischen Tasmanien gegenübergelegenen Küste mit einem Holzstabe über einer mit Mark gefüllten Rinne, die in einen Holzstock oder Baumstumpf geschnitten ist, so lange sägen, bis das Mark Feuer fängt) führe ich auf die Bambussäge- und ähnliche Sägemethoden zurück.



Fig. 312. Feuerreiben in Neusüdwales. (Nach Brough Smith.)

Jedenfalls geben uns die Bemerkungen Pleytes und Rosenbergs, daß beim Bambusfeuerzeug statt des Bambus zuweilen Holz genommen wird, die Berechtigung, an eine Verwandtschaft zwischen Bambusfeuerzeug im ostindischen Archipel und Holzreibeinstrument in Polynesien zu glauben.

Doch noch eine andere Form, diejenige Neuguineas bringe ich mit dem Bambusfeuerzeug in Beziehung. Finsch beschrieb dasselbe seinerzeit folgendermaßen:

„Das Hauptinstrument, Newära genannt, ist ein kurzes, von der Rinde entblößtes Aststück, an einem Ende längsgespalten und mittels eingeklammerten Steines klaffend gehalten. Der Eingeborene nimmt eine Handvoll trockenes Gras, reibt es, ballt es zusammen und legt es unter das Holzstück, auf welches er mit den Füßen tritt, um es festzuhalten. Mit einem langen Streifen gespaltenen Bambus, „Ana“ genannt, das durch den klaffenden Spalt gesteckt wird, fängt er nun an, mittels Hin- und Herziehen zu reiben, wodurch häufig schon in 30 Sekunden das Gras in Brand gerät. Den Ana trägt jeder Eingeborene bei sich, Holz findet sich überall, da jedes trockene Stück genügt.“



Fig. 313. Feuerzeug aus Südostneuguinea. (Slg. Finsch im Berliner Museum für Völkerkunde.) Oben das Objekt, wie es im Museum aufbewahrt wird, unten wie ich mir seine Anwendung vorstelle.

Das von Finsch mitgebrachte Exemplar des Newäta, welches sich im Berliner Museum für Völkerkunde befindet, habe ich in Fig. 313 oben abgebildet. Da mir nun Finsch schreibt, daß es ein Versehen sei mit dem Ana, daß diese Ana nämlich nicht ein Bambus, sondern ein Stuhlrohrstreifen sei, so habe ich die Verwendung dieses Instrumentes in Fig. 313 unten darzustellen gesucht.

Außer diesen kommen noch verschiedene andere Feuerzeuge bei den Naturvölkern vor, die aber sämtlich mit der gewöhnlichen Arbeitstechnik nahe verwandt und zum größten Teil aus ihr direkt hervorgegangen sind. Ich erinnere da nur an die Schlagmethoden. Wenn mit einem Feuerstein (Fig. 314) gegen Bambus oder Topfscherben geschlagen wird, so können wir das direkt auf ein Arbeitsverfahren zurückführen. Wenn die Eingeborenen mit ihren Feuersteinärten einen Bambus umzuschlagen versuchten, so sprühte die kieselreiche Decke des Bambus unwillkürlich Funken. Es lag nahe, auf diese Weise ein Feuerzeug zu „entdecken“.

Quälen wir uns nicht länger mit der ermüdenden Beschreibung der Instrumente. Halten wir es vielmehr fest, daß die Entdeckungsgeschichte des Feuerzeuges keine großen Genies in Thätigkeit gesetzt hat, daß vielmehr die Natur selbst dem Menschen die Nützlichkeit des Feuers erst sehr eindringlich vor Augen gehalten hat, daß er dann

dieses zu erhalten suchte, daß er es züchtete, und daß endlich die einfachsten Arbeitsmethoden ihm die einfachsten Feuerzeuge in die Hand drückten.

Das ist alles.

Wenn wir aber aus den Mythen vom Feuerdiebstahl, um so zum Schluß zu kommen, wirklich eine Lehre für die Technik der Feuergewinnung und ihre Geschichte ziehen sollen, so ist es die, daß die Eingeborenen selbst niemals in ihren Mythen davon reden, daß das Feuerzeug „entdeckt“ worden wäre, daß es vielmehr immer heißt, es hätte ihnen der Gott, also ein Fremder das Feuerzeug gebracht.

Fig. 314. Stein zum Feuerschlagen aus dem ostindischen Archipel.

Wer dieser Fremde war?

Sollte das etwa jenes Volk gewesen sein, jene Völkerwanderung, die die ganze Sonnenmythologie über den Norden der Erde trug?

Die Steinzeit.

Habt Ihr schon einmal über die Steinzeit nachgedacht? Es liegt etwas Märchenhaftes in diesem Begriffe. Wohl vor allem deswegen, weil wir von Zeit zu Zeit an sie gemahnt werden und sie doch nicht kennen. Der Bauer, der beim Pflügen einen schön geschliffenen Kelch oder eine säuberlich zugeschlagene Speerspitze findet, der Schweizer Landwirt, der am Strande seines Sees oder auf dem Boden seines Torfbruches das Gerüst eines Pfahlbaues und alte Topfscherben und Reste eines Netzes auffindet, dessen Gedanken mögen einen Augenblick in der Steinzeit verweilen; — ich sage, weil wir so häufig an sie erinnert werden und sie uns doch so fremd ist.

Die Reisenden haben in vielen Teilen der Welt noch Menschen gefunden, die nicht das Eisen kannten und mit Steinen und Knochen ihre Geräte und Waffen schnitzten und kratzten. Und sie haben uns erzählt, wie schwer die Arbeit mit solchem Handwerkszeug ist, wie eine wochenlange Arbeit zum Fällen eines Baumes gehört, wie das Beil nach wenigen Hieben stumpf ist und neu geschliffen werden muß, wie jene Menschen trotzdem so eifrig bemüht sind, auch „Schönes“ zu schaffen, ihrem Auge wohlgefällige Skulpturen, allerhand Schmuckwerk und wunderlichen Tand.

Sie haben Muße.



Fig. 315. Pfahldorf. Tupuselei an der Südküste des englischen Neuguinea. (Nach Photographie.)

Sie kennen nicht den hastigen Sinn des Europäers, der von einem Ziel zum andern gleitet, ruhelos, nervös, nie ganz befriedigt. Es liegt ein uns fremd gewordener Genuß in dies:r behaglichen Arbeit des Steinbeiles. Für sie, die Arbeiter, ein Genuß und für uns, den Beschauer, ein märchenhafter Zauber.

Man denke z. B. an ein Pfahldorf, das sich im Meere erhebt (Fig. 315). Es liegt eine große That darin, dem Meere den Boden des Lebens abzugewinnen, auf den fließenden Gewässern eine feste Wohnstätte zu schaffen. Und wenn wir absehen von allen kleinen Fragen, so werden wir zum mindesten erstaunen über die Großartigkeit der Leistung, die die Menschen der Steinzeit hervor=

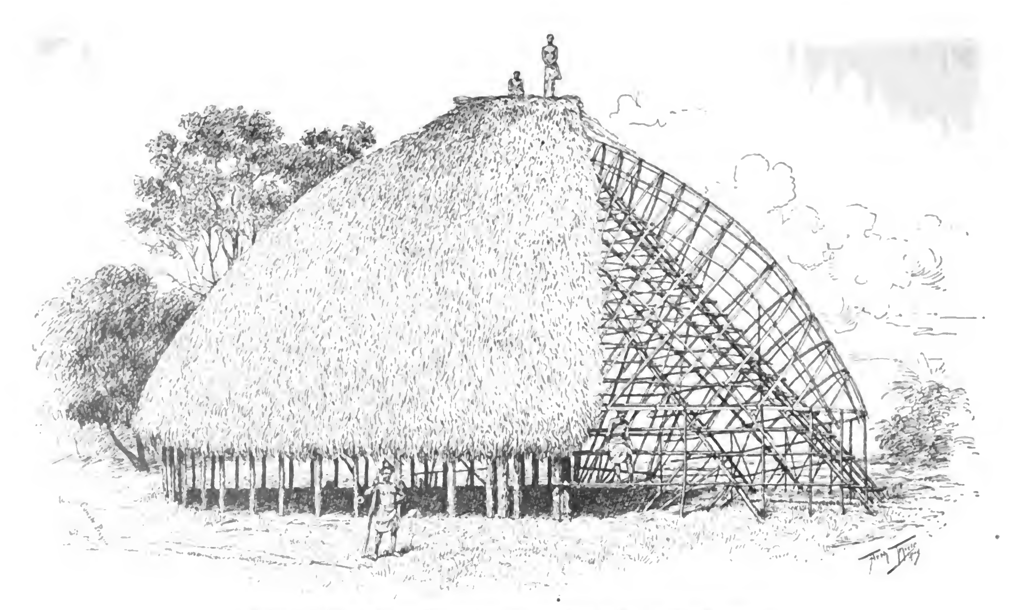


Fig. 316. Hausbau auf Samoa. (Konstruiert und gezeichnet nach einer Photographie.)

gebracht haben. Ich denke hier nicht an die großartigen Steinbauten, ich erinnere vielmehr an die konstruktiv viel interessanteren Gebäude der Südsee, von denen hier wenigstens eines in Fig. 316 geboten werden soll. Das, was uns hier mit gerechtem Erstaunen erfüllt, ist weniger die Größe und der Umfang des Gebäudes, als die graziöse und fein durchdachte Bauart, welche die raffinierteste Ausnutzung der Materiale, des Holzes, des Bambus und der Flechtmittel verrät. Ich will hier auch gleich einige andere Leistungen vorführen. Man stelle sich einen südamerikanischen Bogen vor. Derselbe mißt 2—3 m zuweilen. Er ist leicht, aber sehr gleichmäßig gebogen, den Enden zu ebenmäßig verjüngt und auf der Oberfläche schön poliert.



Fig. 317. Brasilianerin einen Bogen glättend. (Nach spanischem Holzschnitt)

Nun muß man sich mal vergegenwärtigen, welche Arbeit die Herstellung eines solchen Bogens verursacht! Um ihn zu gewinnen muß ein Riese des Waldes, ein ganzer Baum, fallen Derselbe wird bis auf den Kern vom Holze entblößt. Aus dem innersten Kern wird ein Stab herausgeschält. Bis dahin war das Steinbeil thätig. Nunmehr treten kleine Instrumente, wie der Schädel eines kleinen Nagers (Fig. 318) oder eine scharfkantige Muschelschale in Kraft. Mit ihrer Hülfe wird der Stab geglättet, über dem Feuer wird ihm die erwünschte Biegung gegeben, und endlich wird er mit einer Mischung von Öl und zermalmten Blättern poliert. Ist das Instrument fertig, so verrät nichts die unglaubliche Mühe, die seine Herstellung veranlaßt hat.



Fig. 318. Südamerikaner einen Bogen mit Hülfe eines Thierschädels glatt reibend. (Nach Creveaux.)

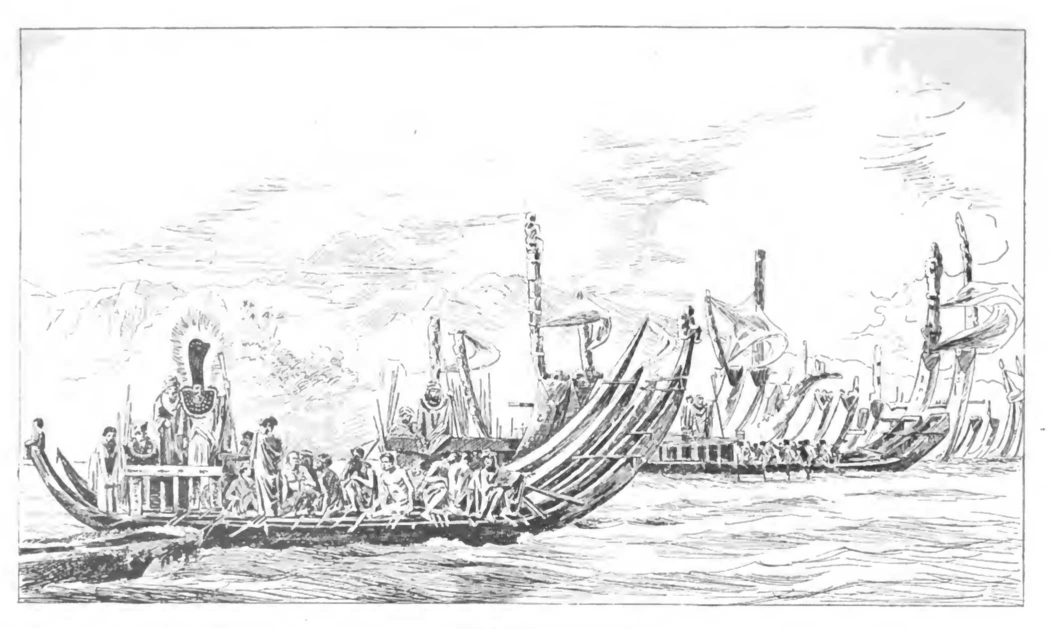


Fig. 319. Kriegsflotte Tahitis. (Nach Cook.)

Und das ist gerade das Großartige!

Oder aber man vergegenwärtige sich den Anblick der stolzen Kriegsflotte Tahitis (Fig. 319), den uns der außerordentlich glaubwürdige und durchaus korrekte Zeichner der Cookschen Expedition erhalten hat. Ich muß gestehen, daß ich schon manche Stunde vor diesem Bilde gesessen habe, daß ich manchesmal, wenn ich mich nicht mit den Leistungen der „Wilden" jener Epoche abzufinden vermochte, fragend in dieses Blatt vertieft habe. Und jedesmal wieder werde ich von dem großartigen Anblicke gefesselt, jedesmal wieder komme ich zu dem Schlusse, daß wir doch eigentlich recht wenig Recht haben, diese „Wilden" von oben herab anzusehen.

Dreierlei ist es, was uns an den Leistungen der sogenannten Steinzeit Bewunderung abnötigt. Das erste ist die Massenleistung. Großartige Leistungen der Steinzeit, wie die Bauten des ältesten Ägypten, die Tempel Mexikos und Perus haben den Beschauern die Frage auf die Lippen gezwungen, wie jene Menschen mit den unglaublich geringen technischen Hülfsmitteln es überhaupt fertig gebracht haben, diese Steinblöcke herzurichten, zur oft weit entfernten Baustelle zu schaffen und aufeinander zu türmen. Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Es war damals eben eine ganz andere Organisation der Massenarbeit. Als der Inka Yupanki Patschakutek Inka, der zehnte Kaiser, genannt der Große, den Bau der Festung von Kuzko begann, bot er zunächst in den verschiedenen Provinzen des Reiches 20000 (schreibe zwanzigtausend!) Arbeiter auf, welche nach dreimonatlichem Frondienste von ebensovielen abgelöst, während der Frone aber von ihren Ortsangehörigen beköstigt wurden. 4000 Mann fanden in den etwa 25 km von Kuzko entfernten Steinbrüchen von Muyna Beschäftigung; 6000 schleppten die von jenen losgebrochenen riesigen Quadern an starken aus Leder und Agavefasern gefertigten Seilen und auf Walzen nach dem Bauplatze; die übrigen 10000 bearbeiteten hier die Quadern, wie den Felsen, auf welche man jene zu Mauern aufschichtete. Saykuska, die „Ermüdenden", nannte man die Riesenblöcke, welche man über steile Felsen wie über Flüsse herbeizuschleppen hatte; ebensogut hätte man sie die Tötenden nennen können; denn mehr als einer von

ihnen raubte Arbeitern das Leben. Einer der größten, so erzählt man, erschlug, weil an einem steilen Hange die Seile rissen, drei bis vierhundert Werkleute mit einem Male. Wie viele Menschenkraft aber auch verbraucht wurde, der Bau schritt vorwärts; tausende von Arbeitern erlagen: sie wurden durch andere ersetzt. Vier Inkas arbeiteten daran; ein halbes Jahrhundert verstrich, man baute noch: man baute eben, bis das große Werk vollendet war.

Wer wollte uns heute solche Leistung zumuten? — Deshalb sage ich: Die Arbeitsleistung der Steinzeit war großartiger als die unsere!

Das zweite, was uns unbedingt imponieren muß, ist die raffinierte Ausnutzung des Materials. Was wir durch technische Fertigkeit oder vielmehr mit technischen Hülfsmitteln auszuführen vermögen, dasselbe leisteten jene durch praktische Verwendung. Ich will hierfür ein Beispiel anführen. Ein kleiner Dampfer des Kongostaates, der einen Leutnant und einige andere Europäer beherbergte, der mit Äxten und allem möglichen modernen Arbeitsmaterialien ausgerüstet war, hatte die Aufgabe, an der Luebomündung eine Station, ein Haus zu bauen. Sehr komisch wirkt es, wenn ich nun erzählen muß, daß die Herren das nicht fertig brachten, „weil beim Aufeinanderschichten der Wände die runden Balken immer auseinander rollten." — Man vergleiche damit die geistige Leistung, die technische Raffiniertheit, mit der ein Haus, wie Fig. 316 gebaut worden ist.

Nun, wer will da noch über die „Wilden" lächeln?

Das dritte, was an Arbeiten der Steinzeit auffällt, ist die außerordentliche Formvollendung. Die Wilden begehen weder in technischer noch in ornamentaler Hinsicht jemals einen Stilfehler. Jeden Gegenstand, den sie in der Zeit des richtigen Wildentumes, in der Zeit vor der Bekanntschaft mit dem Europäer und dessen technischen Erleichterungsmitteln, hergestellt haben, — ich sage jeden Gegenstand, den wichtigsten und den unwichtigsten, haben sie mit einer Liebe, mit einer Formvollendung gestaltet, geglättet, geschmückt, die wir heute im allgemeinen noch garnicht zu schätzen verstehen, die diesen Dingen aber einen ewigen Wert und in der Kulturgeschichte den ersten goldenen Preis für Handwerksarbeit sichert.

Auch für die Mühseligkeit und die Behaglichkeit andererseits, mit der diese Menschen arbeiten, soll ein Beispiel geboten werden, nämlich die Herstellungsweise der Armbänder aus Muschelschalen, welche die Papua Neuguineas tragen. Dieselben haben die Kreisform. Der innere Durchmesser beträgt 5 cm. Die Oberfläche ist glatt geschliffen. Bei der Herstellung ist der innere Kreis die Hauptsache, und braucht es hierzu eines Werkzeuges, während alle andere Arbeit aus freier Hand verfertigt wird. Die Herstellung dieses inneren Kreises nun, das Ausbohren, hat der ungarische Forscher Biro eingehend beobachtet und geschildert wie folgt:

Zur Herstellung bedarf es eines überaus einfachen Instrumentes, das auf sehr einfache Weise angewendet wird. Das Material liefern dicke, dichte und feste Muscheln. Das Eny, das Werkzeug zum Muschelbohren (Fig. 321) besteht aus zwei Hauptbestandteilen, dem oberen Bohrer und dem unteren Kloß (Fig. 326), der zum Festhalten der zu durchbohrenden Muschelscheibe dient.

Der Bohrer selbst besteht aus einem bald dickeren, bald dünneren Bambus, auf dessen obere Hälfte mit einer dicken Bastweide ein längliches Steinstück aufgebunden ist. Der Meister faßt nun die beiden freigebliebenen Enden des Steinstückes und dreht das Rohr auf der untergelegten Schale hin und her, wobei dann das untere Bambusende, das Limbije, die Muschelschale auf einem regelmäßig kreisförmigen Stücke zu reiben beginnt. Auf dem durchzubohrenden Stücke wird die Reibung noch durch das Gewicht der auf den Querstein aufgelegten, niederdrückenden beiden Hände vermehrt. Allein mit dem Bambusrohre ließe sich jedoch die dicke Muschel nicht durchbohren, und deshalb wird aus der nebenstehenden Kokosschale Sand darauf gestreut, welcher die Limbije beim Eindringen in die Muschel unterstützt. Außerdem wird noch von Zeit zu Zeit auf den Sand Wasser geträufelt.

Nun würde sich aber die zu durchbohrende Muschelschale sicherlich hin und herbewegen, wenn sie nicht ganz festgestellt wäre. Dies aber geschieht, indem sie auf einen Holzkloß, der rechtwinklig ausgehöhlt (Fig. 326) und mit einem Ranzenfeßen (Fig. 327) ausgefüllt ist, gebettet wird. Um aber die Lagerung noch fester zu gestalten,

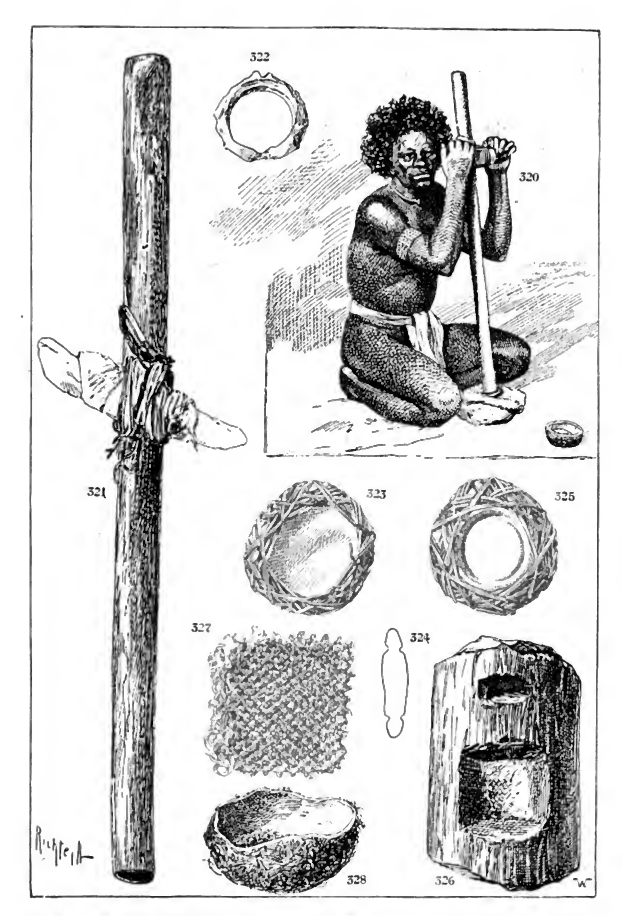


Fig. 320—328. Ein Muschelringfabrikant und seine Geräte; [Berlinhafen in Deutschneuguinea (Nach Biro-Jankó.) Fig. 320 (rechts oben) der Papua bohrend; 321 der eigentliche Bohrer; 322 (oben zwischen beiden) der Ring nach vollendeter Bohrarbeit; 323 (links unter dem Papua) der in Weidengeflecht verpackte Ring vor der Bohrarbeit; 325 (daneben) mit der Furche nach der ersten Bohrung; 324 (schräg zwischen beiden) Querschnitt der Muschel nach leichter Anbohrung von zwei Seiten; 326 (rechts unten) der Klotz mit dem rechteckigen Einschnitt; 327 der Ranzenfetzen; 328 die Kokosschale mit Sand.

wird die Muschelschale mit einem festen Weidengeflecht umgeben. Dies Weidengeflecht leistet auch sonst noch gute Dienste. Es nimmt dem Muschelstück unten die Glätte, es fängt auch den Sand auf, der beim Bohren immer die Neigung zeigt, seitwärts fortzurieseln.

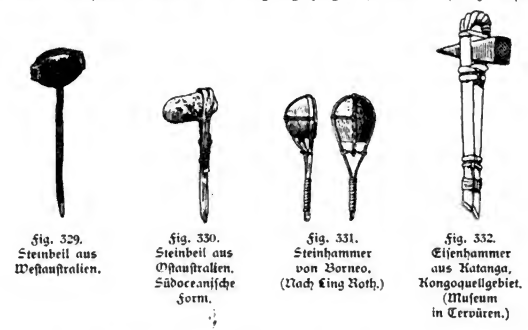


Fig. 329. Steinbeil aus Westaustralien.

Fig. 330. Steinbeil aus Ostaustralien. Südoceanische Form.

Fig. 331. Steinhammer von Borneo. (Nach Ling Roth.)

Fig. 332. Eisenhammer aus Katanga, Kongoquellgebiet. (Museum in Tervüren.)

Ist das Bohrloch von der einen Seite halb durchgeschnitten, d. h. die Rinne, wie auf Fig. 325, tief genug durchfurcht, so wird die Muschelschale herumgedreht und die Bohrung von der andern Seite begonnen. Natürlich kommt es auf das Augenmaß des Bohrers an, ob die beiden Kreisschnitte genau ineinander übergehen, ob also zuletzt die ausgebohrte Scheibe glatt herausfällt.

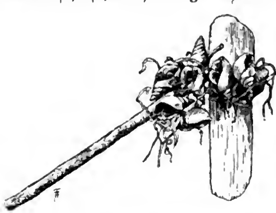


Fig. 333. Kultusinstrument der Bube auf Fernando Po. (Leipziger Museum für Völkerkunde.)

Ist nunmehr das Weidengeflecht entfernt, der Rand auf einem Schleifsteine glatt abgeschliffen, so ist der Armring fertig.

Es wäre sehr perspektivelos, sehr wenig kritisch, wenn man alle Völker der Steinzeit geschichtslos als auf einer Kulturhöhe stehend betrachten wollte. Vielmehr sind die Unterschiede der

Kulturformen im Rahmen der Steinzeit viel weitere, als derjenige beträgt, welcher die Völker der Steinzeit und die der Eisenzeit trennt.



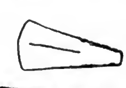
Fig. 334. Steinbeil von den Entrecasteaux-Inseln.



Fig. 335. Steinbeil von Tahiti. (Museum in Edinburg.) Nordoceanische Form.

Ich werde in dem nächsten Abschnitt auf die Verschiedenartigkeit der Stein- und der Eisenvölker eingehen, hier will ich nur soviel sagen, daß wir allein dem charakteristischen Instrument der Steinzeit, dem Steinbeil zufolge drei Kulturetappen zu unterscheiden vermögen. Ich will diese Verschiedenartigkeit wenigstens in einem Gebiete, in dem weit ausgedehnten Ozeanien zeigen. Ozeanien bietet drei verschiedene Kulturzonen, die allerdings in den buntschillerndsten Übergängen miteinander verbunden sind. Wir haben auf Neuholland, auf dem Festlande Australien die südozeanische

Fig. 336. Steinbeilklinge aus Polynesien. (Britisches Museum in London.) Nordoceanische Form.



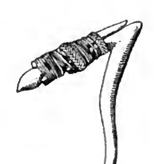




Fig. 337. Bootsbaubeil vom Kongo.

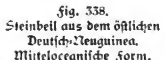


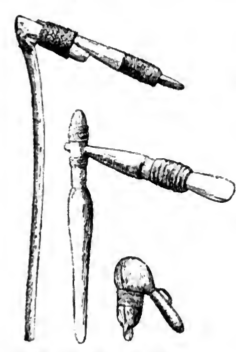
Fig. 338. Steinbeil aus dem östlichen Deutsch-Neuguinea. Mitteloceanische Form.

Fig. 339. Typisches Steinbeil aus dem östl. Neuguinea. (Nach O. Finsch.)

Kultur, auf Neuguinea und den westlich davon gelegenen Inseln, also in Melanesien, die mittelozeanische und in Polynesien und Mikronesien, also in den im weiten Bogen Melanesien umgebenden

Inselländern, die nordozeanische Kultur. Dementsprechend haben wir auch drei Steinbeile.

Das südozeanische Steinbeil (Fig. 329 und 330) wird charakterisiert durch die stehende Klinge, welche von einem darumgebundenen Holzstück festgehalten wird oder in einen Harzklumpen gesteckt ist. Diese stehende Klinge ist nicht geschliffen, sondern immer nur geschlagen.


Fig. 340. Fig. 341. Fig. 342.
Fig. 340. Steinbeil aus dem südlichen, englischen Neuguinea; — Fig. 341 aus dem nordwestlichen, holländischen Neuguinea; — Fig. 342 aus Neukaledonien. (Alle drei Steinbeile im Museum in Edinburg.)

Verwandte Formen können wir als Hämmer auch in Indonesien (Fig. 331) und Afrika (Fig. 332) nachweisen. Fig. 333 ist ein hölzernes Kultusinstrument, welches jedenfalls mit diesen Formen in Beziehung steht, da die Klinge nicht liegt. Da gehören auch jene weit entwickelteren Eisenärte hin, die in den Initialen Seite 278 und 300 abgebildet sind.

Das nordozeanische Steinbeil, welches als Ganzes in Fig. 335 und dessen Klinge in Fig. 336 abgebildet ist, zeigt in sofern eine Änderung als die geschlagene und geschliffene Klinge auf einem nach hinten geschwungenen Knieholze in liegender Stellung aufgebunden ist.

Das mittelozeanische Steinbeil hat eine in ein Futter, das heißt zwischen zwei Hölzer gefaßte nur geschliffene Klinge. Das Futter, welches allein genommen mit dem Steinkelt zusammen einen Meißel darstellt, ist auf ein nach vorn gebogenes Knieholz gebunden oder in den nach Südozeanien gelegenen Gebieten auch wohl einfach in südozeanischer Art durch ein Loch des Axtstieles geschoben (z. B. Fig. 341).

Auch die letztere Form kehrt unter den Eiseninstrumenten wieder. Siehe Fig. 337.

Diesen Übergang zur Eisenzeit wollen wir aber in einem eigenen Abschnitte betrachten.

Das eiserne Zeitalter.

Steinzeit und Eisenzeit, — so teilt die alte Tradition ein. Nun haben sich starke Widersprüche gegen den Begriff Steinzeit erhoben, man hat an ihre Stelle eine Holzzeit einschmuggeln wollen und summa summarum ist der Kredit der „Steinzeit“ in der Wissenschaft recht tief gesunken.

Von einer höheren Perspektive aus betrachtet, ist aber weder eine Gegenüberstellung von Stein- und Eisenzeit, noch die Betonung der Holzzeit oder der Steinzeit oder wie man will, besonders glücklich. Denn wenn ich die beiden Fragen aufwerfe, wodurch diese beiden Zeiten denn eigentlich vor einander ausgezeichnet werden, oder was wir als Charakteristikon der Steinzeit den späteren Kulturepochen gegenüber aufzuführen vermögen, — frage ich derartig, so wird niemand eine besonders inhaltsreiche Antwort positiven Sinnes bieten können. Denn es hieße doch außerordentlich oberflächlich die Kulturgeschichte der Menschheit behandeln, wollte man sie nur nach dem einmal bevorzugten Arbeitsmaterial in Kapitel bringen — in Epochen teilen. Sehr scherzhaft ist es, wenn man eine sehr wesentliche Thatsache bedenkt.

Die Papua des östlichen Neuguinea lebten, als man sie kennen lernte, noch in der unverfälschten Steinzeit. Die Völker des westlichen Neuguinea dagegen lebten schon in Berührung mit eisenschmiedenden Völkern. Man sollte meinen, die Papua mit dem Eisenbeil und Eisenmesser müßten die technisch gewandteren sein, ihre Produkte künstlerischer, glatter, eleganter gearbeitet sein. Das entspräche doch wenigstens der allgemeinen Anschauung über den Fortschritt, den die Eisenzeit bedeutet.

Fehlgeschossen, mein Verehrtester!

Gerade umgekehrt ist es. Dieses Verhältnis läßt sich nicht nur auf Neuguinea nachweisen, sondern auch in Brasilien und bei den Eskimos. Es ist eine feststehende Thatsache, daß wenn man einem



Fig. 343. Hochofen bei Moliro, südöstliches Kongogebiet. (Nach Photographie.)

Naturvolke, das bis dahin mit Stein, Zahn, Muschelschale gearbeitet hat, das Eisenwerkzeug in die Hand giebt, daß dieses Volk dann allerdings sogleich die alten Geräte fahren läßt, daß aber die Produkte, die mit den neuen Instrumenten, mit dem Eisen hergestellt

sind, daß diese dann unendlich viel elender und kümmerlicher aussehen, daß die alte Pracht, die alte Formvollendung, die alte Sauberkeit wie verschwunden ist.

Eine gleiche Erfahrung macht man mit den Völkern Innerafrikas, die über ein ziemlich reiches eisernes Werkzeug verfügen. Mit ihren eigenen weichen Geräten haben sie entzückende Sachen geschnitzt; sobald sie den festen europäischen Stahl erhalten, verschwindet die Accuratesse, die Kunstfertigkeit total.

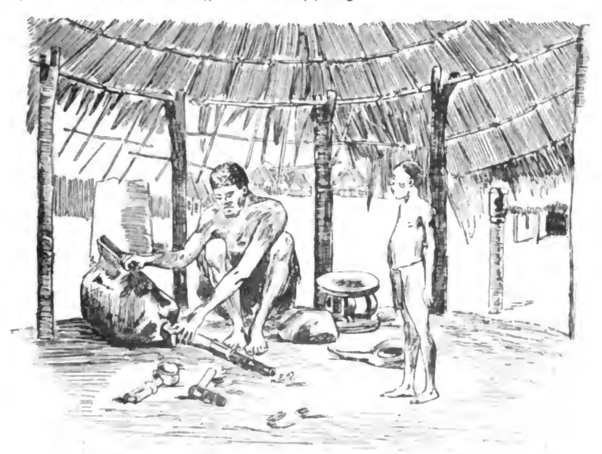


Fig. 344. Schmiede in Katanga. (Nach einer Originalzeichnung der Katangaexpedition.)

Diese Erscheinung, daß ein Volk mit den höheren, besseren Arbeitsinstrumenten zunächst nicht einen Fortschritt erzielt, ist eine durch die ganze Kulturgeschichte gehende. Ein Volk muß überhaupt erst in jede ihm dargebotene höhere Kulturstufe hineinwachsen und benimmt sich in ihrem Gewande zunächst ebenso läppisch und ungeschickt wie ein Knabe, der die ersten langen Hosen erhält, der in den kurzen Pantalons gar zierlich und elegant einhersprang, in der neuen Tracht aber außerordentlich linkisch und drollig einherschreitet.

Aber vergleichen wir einmal das Volk, das ein Eisenwerkzeug erhält und den Jungen, dem man die langen Hosen schenkt. Die langen Hosen sind nur ein äußeres Symbol, ein äußeres Zeichen

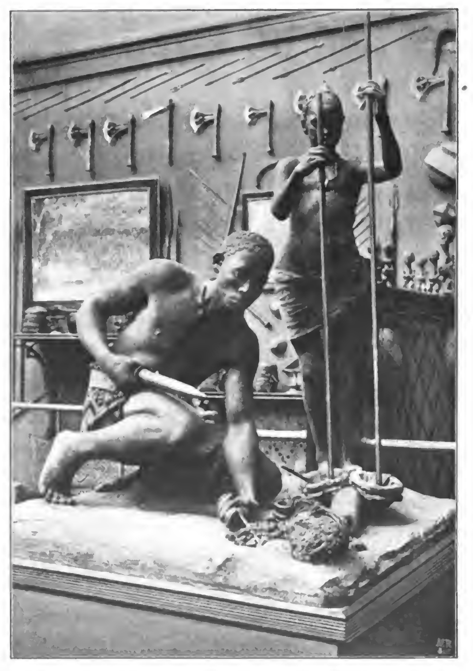


Fig. 345. Schmiede der Bassonge. Modellfiguren im Museum zu Tervüren. Die Tracht ist falsch. Die Gewandung des hockenden Mannes stammt aus dem nördlichen Sankurugebiet.

heranwachsender Geisteskräfte, das Merkmal einer höheren Stufe in der Schule. Das Eiseninstrument bedeutet aber absolut keinen geistigen Fortschritt.

Dieser theoretischen Betrachtung entsprechen die Thatsachen vollständig. Man hat oft darauf hingewiesen, daß die östlich von Asien gelegenen Länder, nämlich Ozeanien und Amerika das Eisen nicht vor der Ankunft der Europäer besessen hätten; daß dagegen die westlich von Asien gelegenen Erdteile, Afrika und Europa, im Besitze der eisernen Geräte gewesen wären. Man hat damit die ganze Kulturgeschichte in Zusammenhang bringen wollen, hat daraus beweisen wollen, daß gerade der Besitz des Eisens den Griechen, Römern, Spaniern und Nordeuropäern den Besitz der Welt gesichert hätten. Anschließend daran hat man behauptet, daß wenn die Mexikaner oder Peruaner das Eisen vor den Europäern entdeckt hätten, daß diese dann sich die Welt unterworfen hätten wie wir heute.

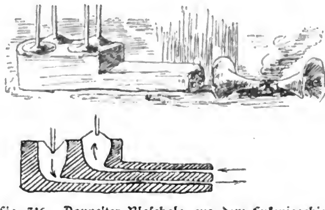


Fig. 346. Doppelter Blasebalg aus dem Lukenjegebiet. (Nach Originalzeichnung.) Die untere Zeichnung, ein Querschnitt, zeigt die Anwendung an. Wenn zwei der Stempel heruntergezogen sind, werden die anderen beiden in die Höhe geführt. Es gehören zu jeder Schmiede immer zwei derartige Doppelgebläse.

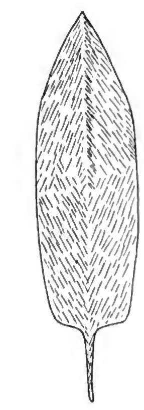


Fig. 347. Messerklinge als Geld. (Slg. Brandt.)

Das ist die Grundlehre der Klassifikation der Völker in solche der Steinzeit und solche der Eisenzeit. Und diese Grundlehre ist durchaus verfehlt.

Vergleichen wir doch einmal, was z. B. die eisenarbeitenden Völker des Kongo vor denen des alten Mexiko voraus haben!

Man hat gesagt, der Vorteil läge vor allen Dingen in den verbesserten Ackerbaumaschinen.

So? Steht denn nun der Ackerbau der Kongovölker höher wie der der alten Mexikaner?

Nicht im geringsten!

Man hat auf die Waffen hingewiesen. Gewiß, einige Eisenwaffen haben diese Völker mehr. Ihre eisernen Waffen sind gefährlicher wie die der Mexikaner. Aber dadurch ist nur die Form des Krieges, der Kriegsführung, modifiziert worden, die geistige Kultur aber in keiner Weise.

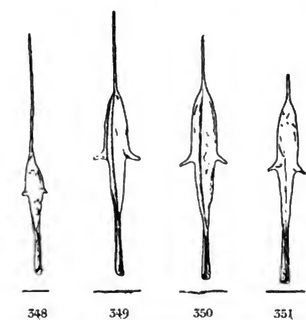
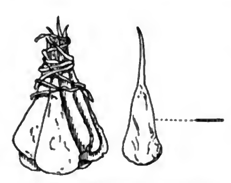


Fig. 348—351. Unbearbeitete Pfeilspitzen als Geld; Ubanghi bei Lakembé. (Slg. Brandt.)

Wenn wir nun außerdem noch in Betracht ziehen, daß die Instrumente der Eisenzeit so ungefähr dieselben wie die der Steinzeit sind, daß eben nur alles, was verdem aus Stein war, jetzt aus Eisen hergestellt wird (vergl. z. B. die Beile im vorigen Kapitel), so werden wir vollends davon überzeugt werden, daß das Programm: „Stein- und Eisenzeit" wie so manche andere alte Tradition der Völkerkunde zum alten Gerümpel geworfen werden muß.


Fig. 352. Eisengeld der Banza; wird zu Pfeilspitzen verarbeitet. (Slg. Brandt.)

Das klassische Land der Eisenindustrie unter den Naturvölkern ist Afrika. Der Grund ist ein sehr einfacher. Wenn die alten Mexikaner kein Eisen hatten, so lag das daran, daß dieses Metall ihnen nicht von der Natur aufgedrängt wurde, — wenn die Afrikaner unter den Naturvölkern die besten Schmiede sind, so liegt das daran, daß dieser Erdteil seiner breitesten Fläche nach nichts als ein großes Bassin leicht löslicher Eisenerze ist. Innerafrika ist ein großes „Lateritbecken". Das Brauneisenerz, der Raseneisenstein färbt die Flüsse Afrikas braun und rot. So ist es nicht schwer, das Erz zu gewinnen. In einem Hochofen (Fig. 343), einem hohen

Thon-Cylinder, der mit Ausgängen am untern Rande versehen ist, werden schichtweise Holzlagerungen und Raseneisenerzstücke angehäuft. Von unten wird die Lagerung angezündet und dann brennt der Bau

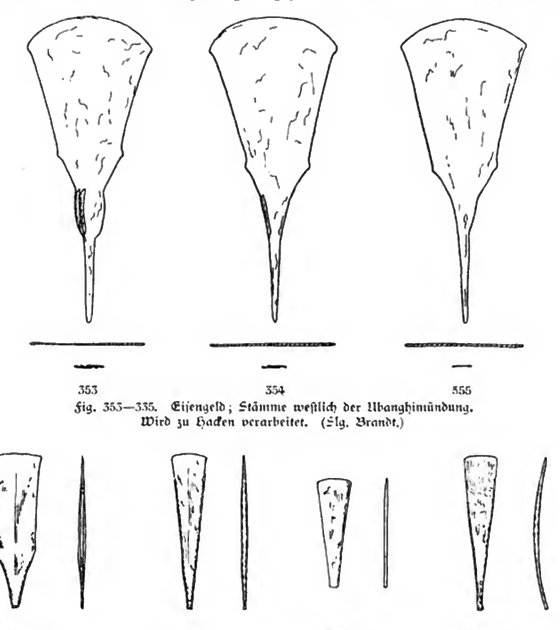


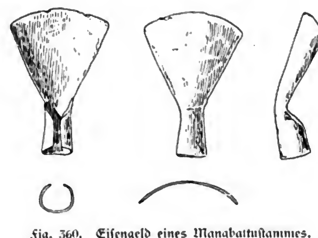
Fig. 353—355. Eisengeld; Stämme westlich der Ubanghimündung. Wird zu Hacken verarbeitet. (Slg. Brandt.)

Fig. 356—359. Eisengeld vom mittleren Mobangi; wird zu Beilen verarbeitet. (Slg. Brandt.)

allmählich ab. Durch die Öffnungen am unteren Rande fließt das flüssige Metall ab.

Dann kommt der Schmied an die Reihe (Fig. 344 und 345), Mit einem Blasebalg, welcher im allgemeinen die Gestalt wie in

Fig. 345 dargestellt besitzt, wird das Eisen im Feuer in Glut gebracht. Mit einem einfachen eisernen Keil als Hammer und einem großen Steine als Amboß wird es verarbeitet. Als Zange dient meistens ein einfach gebogener Rotang- oder Stuhlrohrzweig.


Fig. 360. Eisengeld eines Mangbattustammes. (Slg. Brandt.)

Sehr wesentlich ist es, daß das Eisen in Afrika einen sehr starken Einfluß auf den Handel ausgeübt hat. Die ausgezeichnete Sammlung von Dr. Brandt bietet hierfür die prächtigsten Belege.

In Fig. 347 ist eine Messerklinge, in Fig. 348—351 eine Serie von Pfeilspitzen, in Fig. 352 ein Satz roher Barren für Messerfabrikation, in Fig. 353—355 sind dünne Beilklingen aus


Fig. 361. Häuptlinge von Comami mit „Geld“. (Nach Photographie.)

dem Süden, in Fig. 356—359 dicke Axtklingen aus dem Norden, in Fig. 360 das Blatt einer Mangbuttohacke, wie alle diese Dinge als Geld in den Handel kommen, zur Abbildung gebracht. — Dieser

Handel ist ein ganz selbstverständlicher. Einige Stämme wohnen in eisenreichen Gegenden, andere in eisenarmen. Ich habe in Fig. 53 (Seite 36) schon einen Beleg gebracht, wie solcher Austausch sich gestaltet.

Ich will aber hier noch eine weitere eigentümliche Erscheinung hervorheben, die die Eisenindustrie charakterisiert.

Im nordöstlichen Kongogebiet, sowie in der Gegend des oberen Sankuru, begnügt man sich nicht mehr mit dem einfachen nützlichen Eisengeld, welches ohne weiteres für Werkzeug und Waffen umzugestalten ist. Die Prunkliebe hat hier eine wunderbare Umgestaltung geschaffen. Ich führe hier dem Leser einige wohlbegüterte Chefs oder Dorfhäuptlinge vom mittleren Lomami vor. (Fig. 361.) Dieselben sind auf einer Kaufreise begriffen und tragen ihren Reichtum prunkend zur Schau.

Jawohl, mein lieber Leser, diese 1 ¾ m langen und dünnen Speerblätter sind das Geld dieser Leute. Das Exemplar der Brandtschen Sammlung ist in Fig. 362 abgebildet.

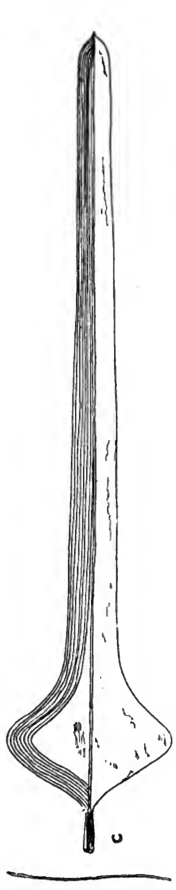


Fig. 362. Eisengeld von Lomami. (Slg. Brandt.) Natürl. Größe ca. 165 cm. Wird angeblich auch als Ruderblatt und Prunkspeer verwendet.

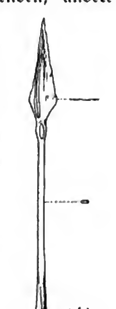


Fig. 363. Eisengeld (Speerspitze) der Mobali. (Slg. Brandt.)

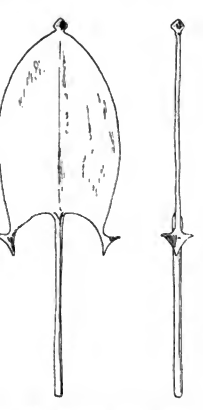


Fig. 364. Eisengeld vom Nghirri. (Slg. Brandt.

Die Kunstfertigkeit dieser Leute begnügt sich nicht mehr mit den einfachen rohen Hacken und Axtklingen. Und so entsteht bei den prunkliebenden Bolongole eine Geldphantasie, wie sie sich üppiger wohl kein Kommerzienrat vorstellen kann. (Fig. 365—371.) Die Entstehung dieser wunderlichen Geldform ist übrigens charakteristisch. Die Bolongole pflegen nämlich bei großen Tanzfesten ihr Geld auszustellen. Es wird dann speerartig auf Stöcke gesteckt. Nun prunkt jeder gern mit dem Seinen. Jeder sucht den anderen in neuen Formen zu übertreffen. Auf diese Weise hat denn das Eisengeld bei den Leuten nicht mehr den Kurswert von soliden Beilklingen oder brauchbaren Speerspitzen, sondern den Wert der Verschrobenheit.

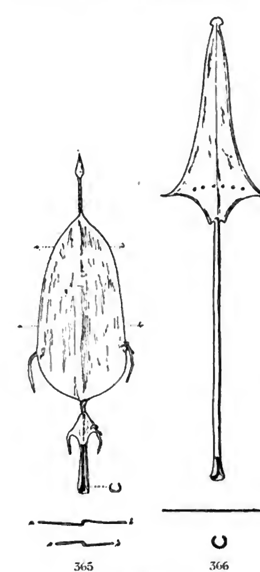


Fig. 365 und 366.
Eisernes Prunkgeld der Bolongole.
(Slg. Brandt.)

Um bei dieser Gelegenheit übrigens kurz auf einige andere Fragen der Metallindustrie einzugehen!

In Afrika ist anscheinend und ziemlich sicher nachweisbar der Eisenzeit keine Bronzezeit vorangegangen. Diese Kultur ging vielmehr direkt vom Stein zum Eisen über. Das Kupfer, welches vorkommt, wird lediglich zum Schmuck verwendet. Daher auch die verbreitetsten Handelsformen, welche die Umarbeitung zu Ringen und Spangen direkt vorbereiten. (Fig. 372—376.) Daneben wird es auch in Kreuzform (Fig. 377) umgesetzt.

Das Messing, welches seit dem Mittelalter in großen Massen nach Afrika exportiert worden ist, spielt ebenfalls nur als Schmuck

eine wesentliche Rolle. So haben wir uns die beliebte Münze des Kongo, das Mitako (Fig. 378) zu erklären. Daß diese Geldsorte sehr schnell auch die Gestalt der Kupfermünze angenommen hat, kann als selbstverständlich gelten. (Fig. 379 und 380.)

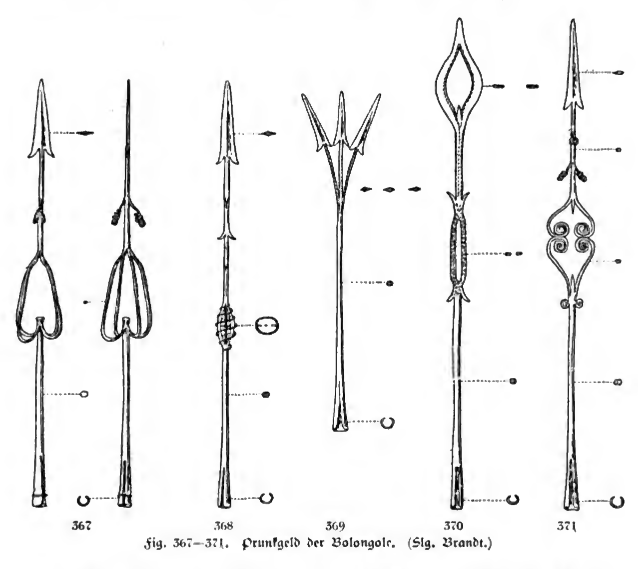


Fig. 367—371. Prunkgeld der Bolongole. (Slg. Brandt.)

Die Bronze hat wohl nur im alten Peru eine besondere Rolle gespielt. Bei allen anderen Völkern, im ostindischen Archipel und in Afrika sehen wir den direkten Übergang zum Eisen. Das Eisen — um so den Schluß dieser Darlegungen zu ziehen — hat keine andere Bedeutung für den Haushalt der Naturvölker gewonnen als eine verhältnismäßig unbedeutende Instrumental- und Waffenvermehrung bei einer wesentlichen Verbesserung. Ja, noch nicht einmal bei den alten Römern haben wir eine ausgiebige Verwendung dieses Materiales.

Wenn man von einem eisernen Zeitalter reden darf, wenn man eine Kulturform überhaupt nach einem Material charakterisieren

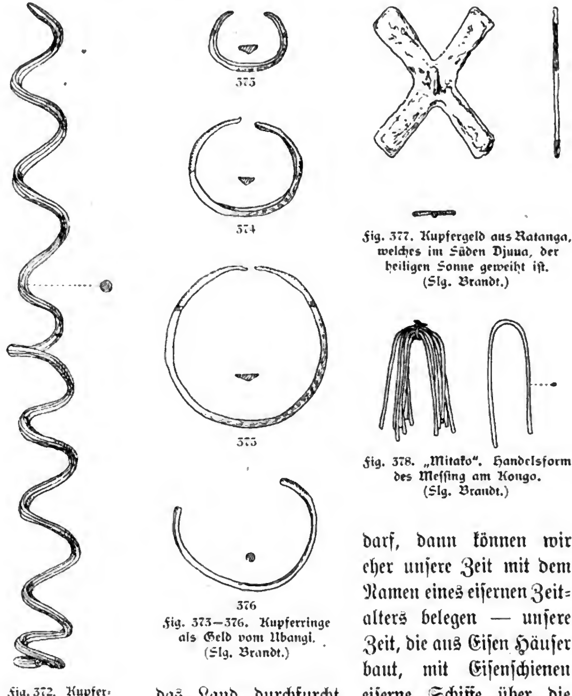


Fig. 377. Kupfergeld aus Katanga, welches im Süden Djuua, der heiligen Sonne geweiht ist. (Slg. Brandt.)

Fig. 378. „Mitako". Handelsform des Messing am Kongo. (Slg. Brandt.)

Fig. 373—376. Kupferringe als Geld vom Ubangi. (Slg. Brandt.)

Fig. 372. Kupfergeld, Material der Ringfabrikation. Mobangi. (Slg. Brandt.)

darf, dann können wir eher unsere Zeit mit dem Namen eines eisernen Zeitalters belegen — unsere Zeit, die aus Eisen Häuser baut, mit Eisenschienen das Land durchfurcht, eiserne Schiffe über die Meere sendet — das ist ein eisernes Zeitalter.

Die eiserne Waffenpracht war schon vordem. Aber wenn die Naturvölker auch noch so schöne Waffen geschmiedet haben (vergleiche Fig. 381—388), den Höhepunkt haben sie auch darin noch nicht erreicht. Als Höhepunkt der

eisernen Waffentechnik muß das Schwert und der Panzer eines mittelalterlichen Ritters gelten.

Das lehrt uns die Geschichte des Krieges.

Urgeschichte des Krieges.



echt: Es war einmal eine Zeit, da zogen die Menschen zu zweien oder in kleinen Trupps über die Erde hin. Da war die Erde noch ganz schwach bevölkert. Es gab in der Zeit wohl den Streit, den Mord, nicht aber den Krieg.

Der Krieg entstand erst, als die Leute sich zusammengethan hatten zu festen Genossenschaften, zu Stämmen, zu Staaten. Kurz, der Krieg entstand erst, als die Erde bevölkerter ward.

Die Völker, die „vor dem Kriege" lebten, hatten also auch noch keine Kriegswaffen. Sie hatten keinen Schild, sie hatten auch keine Kriegssitten, sie hatten keine Wohnplätze, darum waren sie, wenn sie in Streit gerieten, Räuber und Mörder. Als Mörder waren sie aber nicht anders als auf der Jagd, nur, daß das Erschlagen des Wildes ihnen alltäglich und gewohnt, also gesetzmäßig war, während der im Zwiste erschlagene Genosse den Blutbann und

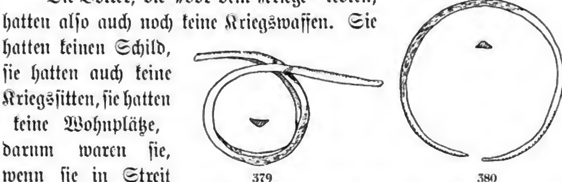


Fig. 379 und 380. Messingringe, neues Geld am Mobange. (Slg. Brandt.)

die Blutrache heraufbeschwor. Mit der Blutrache aber entstand der Krieg und diese Blutabrechnung hat sich demnach solange noch unter den Menschen erhalten, bis sie es gelernt hatten, in einem ehrlichen Kriege eine ernste und würdige Gerichtsbarkeit und Rechtsverteidigung zu sehen. Als diese Anschauung sich erst Bahn gebrochen hatte, da verschwand die Blutrache, denn da vergaß man über der großen Sache des Sieges oder Besiegtseins eines ganzen Stammes oder Staates den Verlust, den eine einzelne Familie dabei erlitten hatte.

Es ist schwer, Beispiele aus der Urgeschichte des Krieges zu finden. Einige wenige aber lassen sich wohl noch bei den verstreutesten aller uns bekannten Jägervölker nachweisen, bei den Zwergvölkern Afrikas und bei den Neuholländern auf dem Festlande Australien. Hier treffen wir noch ganz schlichte und einfache Kriegsverhältnisse, Zustände, die im Morde einerseits, im einfachsten aller Zweikämpfe andererseits ihren Ausdruck finden.

Einen Buschmann Südafrikas auf dem Kriegspfade giebt es nicht. Der Buschmann zieht nur aus zum Raube. Er selbst, der eine entschiedene Gleichgültigkeit gegen den Besitz hat, wird niemals zum Viehzüchter erzogen werden können. Wie er es aber gewohnt ist, dem Wilde nachzustellen, das Wild zu erlegen, so schleicht er sich auch gegen die Viehhürden der Hottentotten und Kaffern heran, so wie er es gewohnt ist, das Wild zu erschlagen, so überfällt er die unglücklichen Wächter der Herden, die er nicht etwa bindet und fesselt, sondern denen er, wenn er sie schlafend antrifft, kurzer Hand den Kopf mit einem Steine zerschmettert. Wird er dann auf der Flucht verfolgt, dann schlägt er lieber das geraubte Vieh tot, dann zerschneidet er lieber den Rindern die Achillesferse, als daß er sie in das Besitztum der früheren Besitzer zurückfallen läßt. Der Mensch ist eben für den Buschmann nichts anderes als ein Tier. Wie er das Tier einfach totschlägt, ebenso unbekümmert zertrümmert er ein Menschenleben. Dasselbe nun tritt uns in Australien entgegen. Hier haben wir einige interessante Beispiele aus dem Leben, die Karl Lumholz aufgeschrieben hat.

Eines Tages, so schreibt er, als ich allein mit Jokkai, einem Neuholländer aus Queensland, im Lager saß, rief er plötzlich aus:

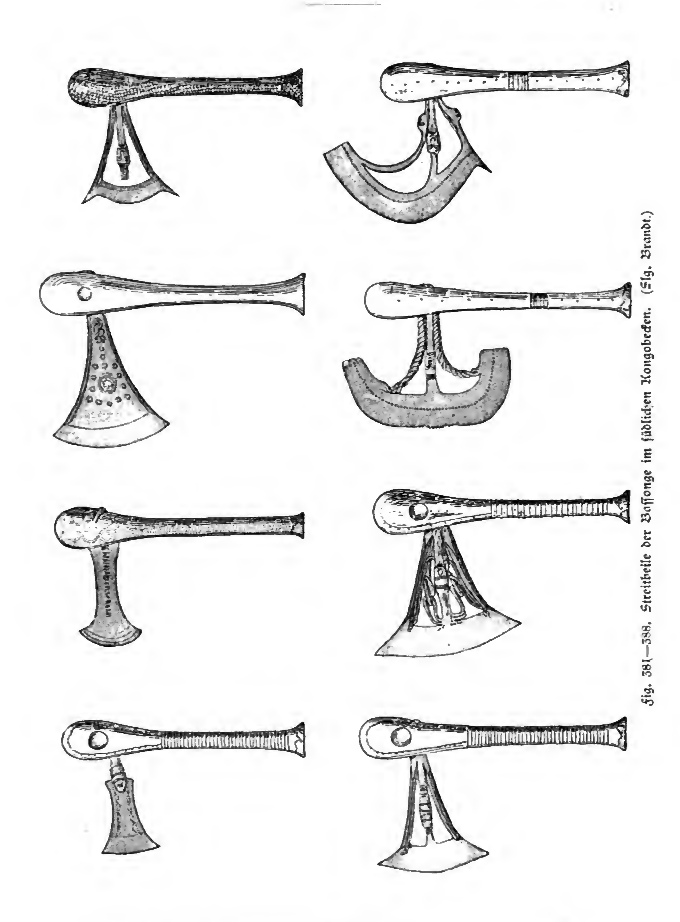


Fig. 381—388. Streitbeile der Baſſonge im ſüdlichen Kongobecken. (Slg. Brandt.)

„Poor Fellow, white Fellow!“ (Armer weißer Mann!)

Im Glauben, daß er mich meinte, fragte ich halb ärgerlich, was das zu bedeuten habe; er schlug sich über den Nacken und sagte:

„Jimmy, den weißen Mann im Wasser.“

Ich begriff nun, daß etwas passiert sei, und erfuhr durch Jokkai, daß derselbe Jimmy, der mich zu wiederholten Malen auf den Expeditionen begleitet hatte, einen weißen Mann getötet und ins Wasser geworfen habe. Der weiße Mann hatte mitten am Tage unweit Herbert Vale Rast gemacht; Jimmy hatte ihm angeboten, Holz zu holen und Feuer anzumachen, was angenommen wurde. Als aber der weiße Mann Thee bereitete und nicht gleich Jimmy davon zu trinken gab, wurde derselbe zornig und schlug den Weißen im Moment, als er die Tasse an den Mund führte, mit seinem Beil so heftig in den Nacken, daß derselbe tot umfiel und nun von Jimmy beraubt und ins Wasser geworfen wurde.

Vor nicht langer Zeit hatte derselbe Jimmy sogar eine seiner Frauen getötet, die junge, hübsche Molle-Molle, die er von einem seiner Genossen geraubt hatte. Da dieselbe aber ihren ersten Mann liebte, sich nicht mit Jimmy vertragen konnte und außerdem von seiner anderen eifersüchtigen Frau arg geplagt wurde, machte sie einen mißglückten Fluchtversuch, nach welchem sie von Jimmy mit der Axt über die Schulter gehauen wurde, um sie zu brandmarken. Trotzdem machte sie einen zweiten Fluchtversuch, kam nach Herbert Vale, wo ich mich damals aufhielt und bat mich dringend, Jimmy zu erschießen, „weil er nicht gut sei“. Trotz ihrer hübschen Augen, ließ ich mich auf keinerlei Versprechungen ein, riet ihr aber, zu ihrem ersten Manne zurückzukehren, und in derselben Nacht verschwand sie auch.

Späterhin erfuhr ich, daß sie zwar den Mann ihrer Liebe, aber doch nur ein kurzes Glück gefunden habe; denn Jimmy war der Stärkere und holte sie zurück, worauf er sie mit einem Stein auf den Kopf schlug und sie in den heißen Sand warf. Dort verließ er sie mitten am Tage, nachdem er Steine über sie gewälzt hatte, und fast wäre sie schon damals gestorben. Als ich später Molle-Molle auf einer Reise nach einem anderen Lande traf, war sie sehr

mager und blaß geworden; auch hatte sie tiefe Wunden im Kopfe, und auf dieser Reise war es, wo er sie mit seinem Beile tötete und sie von einem alten Manne begraben ließ, ungefähr drei Wochen, nachdem er den weißen Mann getötet hatte. —

Also dieselbe Brutalität, mit der das Wild und das Vieh getötet wird, tritt in jenen Zeiten vor dem eigentlichen Kriege zwischen Mensch und Mensch auf. Der hier erwähnte Mordgrund ist auch wohl die Ursache der ersten Anfangsstadien der ersten Kämpfe geworden. Der erste Kriegsgrund dürfte im Weiberraub, im Kampfe um die Frau zu suchen sein. Auch hierfür haben wir von Lumholz ein charakteristisches Beispiel erhalten.

Lumholz hatte von einigen Eingebornen vernommen, daß drei Meilen vor Herbert Vale ein „Borbobi“ abgehalten werden sollte. Borbobis sind Zusammenkünfte, bei denen diese Wilden von vielen Distrikten herkommen, um im Zweikampf ihre Zwistigkeiten zu schlichten. Da ich (Lumholz) Lust verspürte, dieser Zusammenkunft beizuwohnen, schloß ich mich einem Schwarme an, und so reisten wir nachmittags ab. Als wir uns dem Kampfplatze näherten, begegneten wir nach und nach vielen kleinen Stämmen, die den ganzen Tag über in den kühlen Buschhölzern gefaulenzt hatten, um Kräfte für den bevorstehenden Kampf zu sammeln. Alle, auch Weiber und Kinder, schlossen sich uns an; alle waren in ihrem besten Staate, denn wenn diese Wilden zu Tanz oder zu Borbobi gehen, putzen sie sich sorgfältig, und die Vorbereitungen werden schon mehrere Tage vorher getroffen, indem sie sich auf den Weg machen, um Erdfarbe und Wachs zu suchen. Am Vormittage des betreffenden Festtages bleiben sie im Lager und gehen nicht auf die Jagd, da sie mit ihrer Ausschmückung beschäftigt sind. Sie schmieren sich teilweise oder ganz mit der roten oder gelben Erdfarbe ein; manchmal bemalen sie auch den ganzen Körper mit einer Mischung von geriebener Kohle und Fett — als wären sie nicht schon vorher schwarz genug! Aber nicht allein die Männer, auch die Weiber malen, wenn auch in geringerem Maße, barocke Felder quer über das Gesicht. Auch das Haar wird geschmückt und zu großen Büscheln mit Wachs verklebt. Diese Wachsfiguren strahlen, glänzen in der Sonne und geben den Haaren ein poliertes Aussehen.

Alle Männer waren bewaffnet, sie hatten viele Spieße, ganze Bündel mit Nolla-Nollas (Wurfkeulen) und Bumerangs und außerdem große Holzschilder und Holzschwerter. Der Schild, welcher bis zur Hüfte des Mannes reicht und dessen Breite $2^1/_2$ bis $2^3/_4$ der Länge ausmacht, ist von leichtem Feigenholz gearbeitet; er ist oval, massiv und ein wenig gebogen. Inmitten der Vorderseite befindet sich eine Erhöhung, in der innen die Handhabe ausgeschnitzt ist, dagegen ist die Innenseite fast eben. Hält der Eingeborene den Schild in der linken Hand vor sich, so ist der größte Teil des Körpers geschützt. Die Vorderseite ist auf groteske und wirkungsvolle Weise mit bunten Farben bemalt und in Felder eingeteilt, die bei jedem Schilde verschieden sind und somit das Waffenzeichen eines jeden Mannes ausmachen. Das Holzschwert, als notwendige Ergänzung des Schildes, ist ungefähr 10 cm breit bis an die abgerundete Spitze und reicht einem Manne gewöhnlich vom Fuß bis an die Schulter. Es ist von hartem Holz, mit sehr kurzem Handgriff und so schwer, daß ein Ungeübter es kaum mit halb ausgestrecktem Arm in die Höhe halten kann, — eine Stellung, die sie stets vor Beginn des Kampfes einnehmen.

Am Ausgange des Waldes hielt unser Schwarm und die übrige Wildenschaft, die sich uns angeschlossen hatte, eine kurze Rast. Einer der Neuankommenden lief wie ein Rasender umher; er war für einen Schwarzen ungewöhnlich groß und hatte langes, dichtes Haar, das wie Borsten vom Kopfe abstand. Indem er dies dichte Haar wie ein Besessener schüttelte, lief er mit zurückgebogenem Kopfe und Oberkörper in wilden Volten und langen Sprüngen umher; dabei hielt er sein großes Holzschwert in der einen und den Schild in der andern Hand aufrecht vor sich.

Als er hinlänglich umhergelaufen war, um seinen wilden Kriegsmut abzukühlen, machte er Halt; er war schweißtriefend und die rote Erdfarbe lief in langen Strähnen über sein Gesicht. Dann aber legte er wieder mit langen Sprüngen und Volten los, das Schwatzen der andern wurde lebhafter, der Kampfeifer wuchs, alle hielten ihre Waffen bereit.

Plötzlich stimmte ein Alter ein entsetzliches Kriegsgeheul an und schwang seinen Spieß über dem Kopfe. Dies wirkte wie ein

elektrischer Schlag auf alle. Sie versammelten sich alle augenblicklich zu einer großen Schar, heulten aus vollem Halse, hielten ihre Schilder aufwärts in der linken Hand und schwangen Schwert, Spieß, Bumerangs oder Wurfkeulen in der Luft. Darauf stürzten sie unter wildem Kriegsgeheul durch den Wald und kreuzten dreimal im Zickzack gegen den Feind, der sich weit weg jenseits der Ebene befand. Bei jeder neuen Wendung hielten sie plötzlich still und schwiegen einen Augenblick, stürzten dann aber wieder heulend weiter, bis sie sich nach dem dritten Kreislauf mitten auf der Ebene dem Feinde gegenüber befanden und still hielten. — Auch die Weiber und Kinder eilten auf den Kampfplatz.

Die fremden Stämme auf der anderen Seite standen scharenweise vor ihren Hütten, die sehr malerisch unter den buschbelaubten Höhen lagen. Gleich nachdem unsere Wilden Halt gemacht hatten, traten drei der Feinde herausfordernd mit dem Schilde in der Linken und dem erhobenen Schwerte in der rechten Hand hervor. Ihre Köpfe waren dicht besetzt mit den eleganten weiß und gelben Schöpfen der weißen Kakadus; jeder hatte sich mit ungefähr 40 Stück geschmückt, die mit Bienenwachs befestigt waren und ihrem Kopfe das Ansehen einer großen Aster gaben. Die drei Männer näherten sich den unseren, indem sie in langen, elastischen Sprüngen vorwärtsliefen. Ab und zu schnellten sie wie die Katzen in die Luft und fielen hinter ihren Schilden nieder, die sie so gut verbargen, daß wir sie kaum im hohen Grase sehen konnten.

Dieses Manöver wiederholte sich, bis sie den unsrigen auf ungefähr 20 m nahe waren, worauf sie Halt machten, den großen Schild vor sich haltend, die Schwertspitze gegen die Erde stützend und zum Kampfe bereit. Aus der Ferne folgte langsam die große Schar der fremden Stämme.

Nun sollten die Zweikämpfe beginnen. Drei Männer traten aus unserer Schar hervor, um die Herausforderung anzunehmen; die übrigen hielten sich bis auf weiteres ruhig. Die gewöhnlich herausfordernde Stellung ist, wie bereits angedeutet, den Schild in der linken Hand und das erhobene Schwert in der rechten. Das Schwert ist indessen so schwer, daß es ungefähr wie ein Schmiede-

hammer benutzt werden muß, um den Schild des Feindes mit voller Kraft treffen zu können, und der Kämpfende muß daher beim Beginn des Kampfes das Schwert vornüber auf die Erde sich senken lassen, worauf er es nach hinten und gegen den Kopf des Feindes schwingt. Hat der eine seinen Hieb gethan, so kommt die Reihe an den andern, und auf die Art geht es abwechselnd Schlag auf Schlag, bis es damit endigt, daß der eine ermüdet und sich verloren giebt, oder der Schild bricht, wodurch der Betreffende als kampfunfähig erklärt wird.

Noch während die drei ersten Paare aushielten, begannen mehrere andere zu kämpfen. (Fig. 389.) Das Ganze ging unregelmäßig zu; aber meistens wurde der Kampf mit Wurfwaffen eingeleitet, wodurch man sich auf den Leib rückte und mit dem Schwerte endigte. Nicht selten wurde die Sache auf Abstand abgemacht, indem Bumerangs, Nolla-Nollas und Spieße gegen die Schilde geworfen wurden. Die Wilden sind sehr geschickt im Parieren, und selten werden sie durch die beiden erstgenannten Wurfwaffen verwundet. Dahingegen durchbohren die Spieße mit Leichtigkeit die Schilde und dringen oft so tief durch, daß sie den Betreffenden verwunden, der dann als kampfunfähig angesehen wird und sich als überwunden erklären muß. Immer waren mehrere auf dem Kampfplatze, oft 7—8 Paare zugleich, aber die Kämpfenden wechselten beständig.

Die Weiber sammeln die Waffen auf, und hat ein Streitender mehrere Duelle abzumachen, so versieht ihn seine Frau während des ganzen Kampfes mit neuen Waffen. Die anderen Weiber verfolgen mit gespannter Aufmerksamkeit den Verlauf des Kampfes; denn auch für sie steht vieles auf dem Spiel: manche von ihnen tauscht an diesem Abend mit dem Manne. Bei den Australiern ist es nämlich Sitte, daß sie gegenseitig ihre Frauen rauben und die Streitigkeiten, welche daraus entstehen, werden bei Borbobis geschlichtet, indem der Sieger im Zweikampf die Frau behält. Auch alte Frauen nehmen am Kampfe Teil. Mit denselben Stöcken versehen, die sie zum Ausgraben von Wurzeln benutzen, halten sie sich hinter den Kämpfenden auf. Mit beiden Händen umfassen sie den Stock, stoßen ihn fest



Fig. 389. Borbobi in Queensland. (Nach Lumholz.)

in die Erde, und hüpfen in wildem Fanatismus auf und ab. Hetzend und kreischend umringen oft vier oder fünf alte Weiber einen Mann und machen einen wahnsinnigen Lärm. Die Männer werden dadurch mehr und mehr angefeuert; der Schweiß läuft von ihnen herab, und sie strengen sich aufs äußerste an.

Wird der eine von ihnen überwunden, so scharen sich die alten Weiber um ihn und halten ihre Stöcke beschützend über ihn, um die Schwerthiebe des Feindes von ihm abzuwehren, indem sie schreien:

„Töte ihn nicht, töte ihn nicht!“

Ich ging dicht an den Kampfplatz heran und folgte mit gespanntem Interesse den interessanten Auftritten, die nur 3/4 Stunde dauerten, mir aber mehr Unterhaltung boten als irgend eine scenische Vorstellung je zuvor. Bumerangs und Wurfkeulen sausten an meinen Ohren vorbei, was mich aber nicht hinderte, mit größtem Interesse die Ausbrüche der Leidenschaft bei diesen wilden Naturkindern zu beobachten. Diese verzweifelten Kraftanstrengungen der Männer, der Eifer der jungen Weiber und die lächerliche Raserei, welche die alten Frauen gepackt hatte! Ihre kreischenden Stimmen mischten sich mit den dumpfen Schlägen der Schwerter, dem Klange der Wurfkeulen und dem schwirrenden Fluge der Bumerangs durch die Lüfte.

Hier wurden Zwistigkeiten aller Art ausgetragen, nicht nur zwischen den Stämmen, sondern auch unter den einzelnen Individuen, und man kann sich nicht wundern, daß eine so tief stehende Völkerschaft ihre Uneinigkeiten auf eine so wenig parlamentarische Weise zu ordnen sucht; aber sonderbar mag es doch erscheinen, daß die alten Weiber so aktiv bei der Abwicklung dieser Kämpfe mitwirken. Mit Ausnahme des Mordes an den Mitgliedern desselben Stammes, betrachten die Australneger nur Diebstahl als Verbrechen. Die Strafe dafür wird von dem Bestohlenen ausgeführt, indem er den Dieb zum Kampfe mit Schild und Holzschwert auffordert, der entweder nur im Beisein der Nächsten, die als Zeugen dienen, stattfindet, oder auch beim Borbobi, und derjenige, welcher im Kampfe gewinnt, hat das Recht auf seiner Seite.

Weiber, die auch bei diesen Wilden als des Mannes wichtigstes Eigentum angesehen werden, zu rauben, ist der gröbste, aber auch zugleich der allgemeinste Diebstahl und eigentlich die gebräuchlichste Art und Weise, sich eine Frau zu verschaffen. Daher ist das Weib die erste und vornehmste Ursache zu diesen Zwistigkeiten. Viel seltener veranlaßt ein Diebstahl von Waffen, Geräten und Nahrungsmitteln einen Zweikampf; auch entsinne ich mich keines Beispiels, daß Waffen gestohlen worden wären. Besteht der Diebstahl aus einem geringen Quantum von Nahrungsmitteln oder sonstigen Kleinigkeiten, so geschieht es häufig, daß der Bestohlene den Thäter nicht fordert, sondern sich damit begnügt, den Beleidigten zu spielen, namentlich wenn er sich seinem Gegner gegenüber an Stärke und Geschick im Führen der Waffen unterlegen fühlt. Auch fühlt sich der Bestohlene hinlänglich befriedigt, wenn ihm z. B. die Reste der entwendeten Nahrungsmittel wiedergegeben werden oder ihn durch Tabak, Waffen u. s. w. Ersatz geboten wird. Selbst wenn sich der Dieb als überlegen ansieht, scheut er das Duell, denn die Wilden entgehen gern jeder Unannehmlichkeit, und die Strafe, mit dem Bestohlenen kämpfen zu müssen, ist für den Dieb weit größer als man denken sollte, obgleich man selten zum Blutvergießen kommt. Es ist nicht nur die physische Kraft, die bei diesen Rechtskämpfen den Ausschlag giebt, sondern auch die Verwandten der Betreffenden spielen dabei eine bedeutende Rolle, und für den Kämpfenden ist es eine große moralische Stütze, wenn er viele starke Männer auf seiner Seite weiß. Er weiß, daß sein Gegner den Kampf nicht aufs äußerste treiben wird, weil er seine Verwandten fürchtet; er kann sich auch darauf verlassen, daß diese, wenn es ihm im Kampfe schlecht ergeht, dazwischentreten und den Kampf beenden, bevor er verwundet wird. Verwandtschaftliche und freundschaftliche Bande sind daher bei Abmachung von Streitigkeiten von großer Bedeutung bei den Australnegern, wenn auch nicht so wichtig wie physische Kräfte.

Nach einem solchen Kampfgetöse müßte man annehmen, gefallene in Blut schwimmende Krieger zu sehen; doch gehört dies dank der Einmischung der Verwandten und Freunde zu den größten Seltenheiten. Nur einer hatte durch einen Bumerang eine leichte Wunde

am Oberarm bekommen und war deswegen der Gegenstand allgemeinen Mitleides. Bei dem nächsten Borbobi wurde einer mit einem Spieße durchbohrt, und da dieser mit einem Widerhaken versehen war, konnte er nicht herausgezogen werden. Sein Stamm führte ihn drei Tage mit sich herum, ehe er starb.

Gleich nach Sonnenuntergang endete übrigens der Kampf und während die Erregung über die Begebenheiten des Tages noch bei allen Teilnehmern nachwirkte, suchte jeder Stamm sein Lager auf. Nachts wurde nicht viel geschlafen, desto mehr aber geschwatzt, und viele Familienrevolutionen gingen vor sich, indem Männer ihre Frauen verloren und Weiber andere Gatten bekommen hatten. Früh in der Morgenkühle wurden die Duelle fortgesetzt, und darauf war allgemeiner Aufbruch. Jeder zog wieder in sein Land zurück. Während meines Aufenthaltes bei Herbert River fanden vier Borbobis im Zwischenraum von drei bis vier Wochen statt; das war gerade in der heißesten Zeit. Im Winter werden jene Kämpfe nicht abgehalten.

Summa summarum: Der Begriff Krieg existiert für diese Leute noch nicht. Auf der einen Seite herrscht der einfache Mord, auf der anderen Seite eine etwas kompliziertere Kampfesweise, die man wohl nicht mit Unrecht „Prügelei“ nennen kann. Diese Prügeleien oder, wenn man sie vornehm betiteln will, „Duelle“, haben sich dann auch noch bei höher entwickelten Kulturzuständen erhalten. Ich erinnere an die Kampfesscenen im malaiischen Archipel und in Südafrika. Besonders bei Zulu, Barutse, Basuto und bei einigen Stämmen unserer Kolonie Deutsch-Ostafrika haben die „Stock-Gefechte“ Sinn und Bedeutung einer individuellen Rechtsverteidigung behalten. Bei den Südafrikanern führt in solchen Fällen jeder der beiden Paukanten zwei Stöcke. Mit dem einen pariert er, mit dem andern schlägt er. Einmal greift er mit der linken, einmal mit der rechten Hand an. Es ist ein geschicktes Spiel. Man würde auch vielleicht eine gewisse Art von Achtung davor haben, wenn die tapferen Krieger nicht gerade ein merkwürdiges Objekt ihrer Treffkünste sich beständig auswählten. Sie schlagen

nämlich seltener nach dem Kopfe, der durch den dicken Wollpelz hübsch geschützt ist, sondern vielmehr nach den Beinschienen, in welcher Gegend der Mensch merkwürdig empfindlich ist, viel empfindlicher als man im allgemeinen glaubt. (Siehe Fig. 390.)



Fig. 390. Barutse im Stockgefecht. (Nach Photographie.)

Wie die Form dieser Kämpfe sich in bestimmten Arten des Einzelgefechtes erhalten hat, so auch die Waffen. Die Kampfesweise entstand in der Zeit „vor dem Eisen“. So fehlen ihr denn ganz bestimmte Waffenelemente, die erst später entstanden und zuletzt den bedeutendsten Einfluß auf die Kriegsweise gewonnen haben. Vor allem fehlen Messer, Beil, man kann auch wohl sagen der Speer und alle Kriegsmaschinen, als da sind: Schleuder, Wurfbrett,

Bogen und Wurfleine. Das heißt also, die eigentlichen Fernwaffen fehlen.

Dagegen treten Waffen auf, die eigentlich gar nicht den Namen solcher verdienen. Der Knüppel in seiner verbesserten Gestalt als Keule oder auch unter einem Namen, der bei uns einen mystischen Klang hat, als Bumerang, leitet solche Kämpfe ein. Diese Waffen erinnern unangenehm daran, daß auch europäische Straßenjungen, wenn sie sich in sicherer Entfernung wissen, mit Steinen werfen. Es ist ungefähr dasselbe. Die eigentliche wirkliche Waffe bleibt demnach bei den Neuholländern wenigstens das Holzschwert und der Schild, von denen das erstere sich in dem benachbarten ostindischen Archipel zum Kris, zu einer Eisenwaffe umgebildet hat, die in der Hand der Vorkämpfer eine ernste Rolle spielt, während die letztere, der Schild, und zwar dessen Stockschildform, sich noch lange erhalten und umgebildet hat. Doch hierfür ein neues Kapitel.



Fig. 391. Vorkämpfer von den Molukken.

Als Abschluß gebe ich die Fig. 391, die einen malaiischen Vorkämpfer mit Stockschild und symbolischem Holzstab als Repräsentanten mimischer Tanzscenen darstellt, in denen die veraltete Form der Einzelkämpfe noch einmal zu Ehren kommt.

Menschenfresser.



ls das Schrecklichste, das Grauenvollste, überhaupt als ein Verbrechen, als das Verbrechen der Verbrechen, pflegt man im allgemeinen die Menschenfresserei anzusehen. Man behauptet sogar, es sei eine wider die Naturgesetze gerichtete Sünde, wenn eine Art sich von Geschöpfen dergleichen Art nähre, wenn also der Mensch den Menschen verzehre.

Für uns, die wir der Geschichte des menschlichen Krieges nachspüren, den Kampfesmitteln, die der Mensch dem Menschen gegenüber gebildet, — für uns, die wir soeben die Urgefilde des Mordes verlassen haben, für uns darf der Kannibalismus nicht mehr das Unglaubliche und Grausenerregende haben. Für uns taucht aber mit dem Kannibalismus auch eine Frage hervor. Es ist eine der meistumstrittenen Fragen der Völkerkunde, es ist die Frage:

„Worauf ist die Menschenfresserei zurückzuführen?“

Man hat die verschiedensten Gründe als Urgründe des Kannibalismus angegeben, hat erklärt, die Menschenfresserei entstamme religiösen Gründen, sie sei gemeinsam mit den Menschenopfern entstanden. Wieder andere behaupten, Gourmandiserie, die raffinierteste aller Feinschmeckerei habe zu den menschlichen Leckerbissen geführt. Zum dritten ist man auf den Haß verfallen, zum vierten auf Hungersnot ꝛc.

Ich halte die Frage in den meisten Fällen nicht für so sehr schwierig, besonders nicht, wenn man im Auge behält, daß lasche, temperamentlose, energielose, „wirklich zahme“ Völker im allgemeinen nicht Kannibalen sind. Dagegen sind aktive Stämme, Menschen, die so recht im Kampf ums Dasein groß geworden sind, Völker, die



sich durch Thatkraft auszeichnen, unter den Wilden eigentlich meistenteils Menschenfresser. Ich will ein Beispiel nehmen: die Neuholländer des Festlandes Australiens. Man hat im Süden liebenswürdige, überaus weiche und weichliche, ganz ungewöhnlich faule, aber gutmütige Stämme getroffen. Diese waren nicht Kannibalen. Im schroffen Gegensatz dazu stehen dagegen die Queensländer, von denen Lumholz uns etwa folgendermaßen berichtet:

Bei Herbert River kommt es sogar vor, daß geradezu Expeditionen zur Erlangung von Menschenfleisch veranstaltet werden. Zu solchem Zwecke versammelt sich dann eine kleine Truppe der dreistesten Männer, die wegen ihres Mutes großes Ansehen genießen. Es sind ihrer nicht viele, denn es gelten diese Überfälle meistenteils nur kleinen aus vier bis sechs Individuen bestehenden Familien. Die Reise geht langsam vor sich und für Proviant muß unterwegs gesorgt werden. Haben sie eine geeignete Familie aufgefunden, so gehen sie sehr behutsam an ihr Werk, lagern sich abends heimlich in einiger Entfernung und beginnen den Angriff vor Sonnenaufgang, wo dann die Überrumpelten aus dem Schlafe geschreckt werden und in ihrer Angst gar nicht an Widerstand zu denken vermögen. Die Männer verteidigen nicht einmal ihre schutzlosen Weiber und Kinder. Ein jeder muß sich seiner eigenen Haut wehren, so gut es geht, und den Alten geht es gewöhnlich am schlimmsten; sie werden gleich getötet und verspeist. Als ausgezeichnete Beute gilt selbstverständlich eine Frau. Wenn sie noch jung ist, wird sie nicht getötet, ist sie dagegen alt, so entgeht sie ebensowenig wie die andern dem Tode und Verspeistwerden.

Demnach sind die Eingeborenen in Nord-Queensland und an vielen andern Orten Kannibalen. Meine Leute machten auch durchaus kein Geheimnis daraus. Im Gegenteil, sie wählten abends vorzugsweise dieses Thema, das mich zugleich aufbrachte und anekelte, zum Gegenstand ihrer Unterhaltung. Die Australneger kennen keine größere Delikatesse als Menschenfleisch und beim bloßen Gedanken an dasselbe fangen ihre Augen an zu funkeln. Wenn ich meine Leute fragte, welche Teile des menschlichen Körpers ihnen am besten schmeckten, schlugen sie jedesmal auf die Lenden. Den

Kopf essen sie nie, auch nicht die Eingeweide: aber ihren größten Leckerbissen finden sie in dem Fett, das die Nieren umgiebt. Durch das Verzehren desselben glauben sie die Stärke des verstorbenen Mannes zu erlangen, was noch mehr der Fall sein würde, wenn sie die eigentlichen Nieren äßen, die nach dem Glauben der Australneger das Centrum des Lebens sind.

Vor geraumer Zeit wurde einmal ein weißer Polizist von Wilden überfallen. Sie traktierten ihn so lange mit Keulenschlägen, bis sie ihn für tot hielten, worauf sie ihm die Nieren herausnahmen und davonliefen. Der Mann kam einen Augenblick zum Bewußtsein und konnte noch, bevor er den Geist aufgab, die Begebenheiten mitteilen.

Ganz besonders schätzen die Eingeborenen bei Herbert River das Fett des erschlagenen Feindes; sie essen es nicht allein als eine stärkende Delikatesse, sondern tragen es auch in Gras eingewickelt als Amulett in einem Korbe um den Hals, — in dem Glauben, daß ihnen dies sehr großes Jagdglück bringen werde, daß sie so nur gleich auf die Beute loszugehen brauchen. So erzählte mir ein Mann, daß er sofort, nachdem er ein Stückchen Menschenfett zu sich gesteckt, auf die andere Seite des Flusses zu einem Baume gegangen sei, in dem er eine große eßbare Schlange gefunden habe.

Fig. 392. Menschenfleischgabel von Fidschi. (Im Besitze von Reuleaux.)

Fig. 393. Menschenfleischgabel der Mobali. (Slg. Brandt.)

Leute ihres eigenen Stammes essen die Australneger gewöhnlich nicht; doch kenne ich Beispiele, wo sogar Mütter ihre eigenen Kinder verspeist haben.

Mr. White hat mir mitgeteilt, daß die südlich von der Karpentarischen Bucht wohnenden Wilden ebenfalls bis zu einem gewissen

Grade Kannibalen sind. Sie töten jedoch keinen, um ihn zu essen; aber die Weiber verzehren diejenigen, die eines natürlichen Todes sterben, und bei Moreton-Bay werden die Toten von ihren eigenen Verwandten gegessen.

Die Weißen werden nicht gern gegessen. Auf meine Frage, ob jener bewußte Jimmy (siehe voriges Kapitel) den ermordeten weißen Mann gegessen habe, sahen die Leute mich erstaunt an und antworteten: „Ach bewahre, schreckliche Übelkeit!"

Gleichzeitig berührte der Schwarze mit einer Grimasse seinen Hals, um seinen Widerwillen gegen das Fleisch des weißen Mannes auszudrücken, und die übrigen Schwarzen waren ganz seiner Meinung. Auch später hörte ich sagen, daß das Fleisch der Weißen nicht gut sei, und es läßt sich auch denken, daß bei dem Weißen, der hier durch unaufhörlichen Genuß von gesalzenem Fleisch, Thee und Brot seinem Fleisch einen anderen Geschmack als ihn das des Schwarzen hat, der ja sein Leblang hauptsächlich Pflanzenkost ißt. Civilisierte Schwarze haben mir gesagt, daß das Fleisch der Weißen einen salzigen Geschmack habe, den die Schwarzen nicht leiden können.

Das stimmt auch mit ihrer Vorliebe für das Fleisch der Chinesen überein, deren Nahrung aus Reis und anderer Pflanzenkost besteht. Während meines Aufenthaltes in Australien geschah es mehrmals, daß die Schwarzen im Norden Queenslands Chinesen scharenweise töteten, und einmal dienten so Chinesen für mehrere Tage als Mahlzeit. Alle Fremden, die das Land eines Stammes durchreisen, sind natürlich seine Feinde, sowohl Weiße als Chinesen, welche letztere als eine andere Art von Schwarzen von fernliegenden Ländern angesehen und bei gegebener Gelegenheit getötet werden. Menschenfleisch ist übrigens keine gewöhnliche Kost für den Australneger, vielmehr eine seltene Delikatesse, und während meines Aufenthaltes bei Herbert River wurden nur zwei Schwarze getötet und gegessen. Der eine war noch ein junger Mann, der andere ein älterer, der nicht schnell genug entfliehen konnte als sein Stamm überfallen wurde. Sein Fleisch wurde in Körben nach Herbert Vale gebracht.

Hier liegt der Kannibalismus der niedrigsten Anschauung vor. So wie der Australneger sein pflanzenfressendes Känguruh und

den pflanzenessenden Nachbar mit Wohlbehagen verspeist, so verabscheut er den versalzenen Körper des Europäers. In dieser anscheinend rein äußerlichen Form und Wahl des Gourmees ist schon die innere Thatsache der Gewohnheit verkörpert.

Man hat gesagt, es sei unmoralisch und im Sinne von „unnatürlich“ eine Versündigung, wenn ein Geschöpf ein Geschöpf seiner Art verzehre. Im Sinne der Natur mag das recht sein, im Sinne der Menschen aber, die sich doch einmal mit ihrem ganzen Geistesleben in den Kampf gegen die Natur eingelassen haben, im Sinne des Menschen als eines Kulturobjektes ist dies nicht gedacht. Für den Menschen, der die niederste Kulturstufe verlassen und seinen Fuß auf höhere gesetzt hat, für den fängt die „andere Art“ beim Nachbardorfe an. Die ganze Auffassung der Völker dieser etwas höher gelegenen Stufe lehrt uns das.

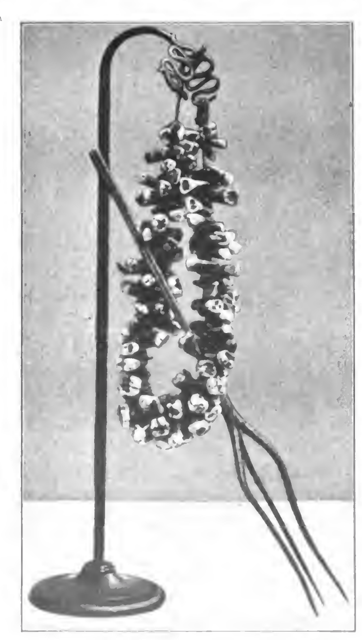


Fig. 394. Kette von Menschenzähnen und Menschenfleischgabel vom Mongala. (Slg. Brandt.) Jeder Zahn soll die Reliquie eines kannibalischen Mahles darstellen.

Ich will nur an die Zustände, wie sie in Borneo und in Sumatra herrschen, erinnern. In dem Kapitel über Schädeljagd wurde schon darüber gesprochen. Wenn es darauf ankommt, einen Schädel zu

erbeuten, dann ist jedes Geschöpf des Nachbardorfes schon „eine andere Art“, und zwar dies nicht nur in Dingen der Schädeljagd, sondern auch in Sachen des Kannibalismus.

Ich will hier auch ein Beispiel geben, wie der Kannibalismus auf dieser zweiten Stufe aussieht. Ich will ein solches, das uns der Freiherr von Brenner aufgezeichnet hat, wählen. Derselbe schrieb einst in sein Tagebuch:



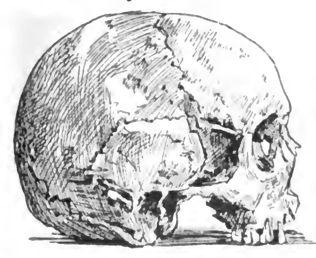
Fig. 395.
Menschenfresser vom Kongo.
(Nach Zeichnung von Ward.)

Allem Anscheine nach ist Si Gallak ein reicher Häuptling, seine Zähne sind vergoldet und in einer Bambusdose, die mit Schriftzeichen bedeckt ist, befand sich ein Goldschmuck, ein Halsband von auffallend schöner und geschmackvoller Arbeit, das er uns gern zeigte, mir jedoch nicht zum Abzeichnen überließ. In dem Deckel dieser Dose war ein Zahn eingesetzt, der, wie er sagte, von einem erschlagenen und aufgefressenen Feinde herrührte, den er furchtbar haßte und noch über den Tod hinaus mit seiner Rache verfolgte, denn jedesmal, wenn er den Deckel der Dose, die er stets bei sich führte, schloß, schlug er auf den Zahn, wobei er das angenehme Gefühl zu haben behauptete, als gebe er seinem Feinde einen ordentlichen Schlag. Dennoch machte er gleichzeitig den Eindruck eines im Grunde gemütlichen Menschenfressers, denn er ließ sich gutwillig hänseln und von den Tobauern wegen seiner breiten und langsamen Sprache auslachen. Ja, er lachte sogar nicht selten mit.

Als wir ihn fragten, ob wir, wenn wir ihn in seinem Orte besuchen sollten, nicht auch etwa aufgefressen und unsere Schädel als stolze Andenken aufgehängt werden würden, da meinte er, daß wir wohl sicher sein könnten und uns kein Haar gekrümmt werden würde.

Wenige Jahre später begegnete Meißner einem Batak, der eben zu ihm zu gehen begriffen war und einen Menschenschädel und eine

geräucherte Hand trug. Da nun Meißner beim Ankauf dieser Reliquien sich eingehend mit dem Manne über die Herkunft unterhielt und einer seiner Begleiter diese Unterredung sofort wörtlich aufschrieb, so sind wir in der Lage, auch die fernere Lebensgeschichte des Häuptlings Si Gallak, der so gerne auf den Zahn in seiner Dose schlug, weil er dann das Gefühl hatte, als schlüge er seinem Feinde direkt auf den Mund, mitzuteilen.



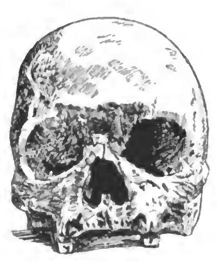
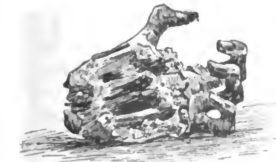


Fig. 396. Der Schädel des aufgefressenen Kannibalen Si Gillak.



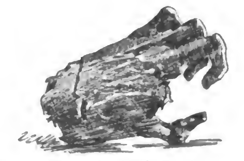


Fig. 397. Si Gillaks Hand.

Meißner fragte:

„Woher stammen der Kopf und die getrocknete Hand, die Du da trägst.“

„Die sind von einem Feinde, der vor drei Jahren in unsere Hände fiel,“ antwortete der Batak.

„Und den Ihr wohl aufgefressen habt?“

„Natürlich, was sonst.“

„Wer hat ihn denn gefressen?“

„Mein Schwager mit seinen Leuten?"

„Erzähl: Wieso, warum? — Wie hat er geheißen?"

„Sein Name war Si Kemal Si Gallak. Er war mit seinem Bruder, seiner Frau und seiner Mutter aus dem Vorlande geflohen, wo er Radja gewesen war, — da wollte er in Pantjo, dem Dorfe meines Schwagers, die Herrschaft an sich reißen und nannte sich einen Zauberer. Da hat ihm mein Schwager den Krieg erklärt, und er unterlag."

„Kam es denn zum Gefecht?"

„Gefecht? — Nein. Wir haben ihn gefangen genommen. Wir lauerten einige Tage dicht beim Wege in Reisfeldern verborgen, bis wir ihn allein erwischen konnten. Da haben wir ihn gepackt, gebunden und zu unserem Häuptling gebracht, der ihn in den Block sperren ließ."

„Und sein Bruder?"

„Der Bruder fiel im Kriege."

„Wieso im Kriege, er war doch allein?"

„Nun ja, — wir haben ihn nachts angeschossen, als er schlief. Die Kugel drang ihm in den rechten Arm, und er setzte sich, in der Linken ein Messer haltend, zur Wehr; doch wir blieben Sieger, wir haben ihn niedergemacht und seinen Kopf dem Häuptling geschickt. — Nennst Du das keinen Krieg?"

„Und was geschah mit seinem Körper?"

„Nun! — den haben wir gegessen."

„Und dann, was geschah mit dem Kopf?"

„Den hat unser Häuptling dem Si Kemat Si Gallak vor der Nase auf den Boden gesetzt, damit er wisse, was seiner harre."

„Konnte er sich nicht loskaufen?"

„Loskaufen? — Keine Rede, er mußte sterben."

„Schrie er denn nicht?"

„O ja, das half ihm aber nichts, er war gebunden."

„Und dann?"

„Haben wir ihn gegessen, ganz natürlich!"

„Wie geschah das?"

„Nächsten Tag, als die Sonne nicht mehr stieg und sich noch nicht neigte, brachten wir den Kemat aus dem Block, drückten ihn auf den Boden, das Gesicht nach aufwärts, und mein Schwager schlug ihm den Kopf ab — nein, er schnitt nur den Rest durch. Das Herz bekam er und so viel Fleisch als er wollte; wer sonst Lust hatte, hielt ein Stückchen über das Feuer und verzehrte es so; den Rest haben wir mit Pfeffer und Salz gekocht und zu Hause (?) gegessen; die größeren Knochen wurden zusammengebunden und im Bale zu den anderen gehängt. Den folgenden Tag vertrieben wir durch Schießen seinen Begu und vergruben seinen Kopf auf dem Wege zum Bale, damit auch seine Freunde auf denselben treten und sich ihn dadurch zum Feinde machen."

„Was geschah mit seiner Frau?"

„Die habe ich für meinen Schwager auf dem Markte um den Preis von 120 Dollars verkauft."

„So hat dieser vollkommene Deckung seiner Kriegskosten gefunden?"

„Gewiß, und noch Gewinn obendrein!"

„Was wurde aus der Mutter?"

„Die Mutter! — ba! — Der Guru sagte, sie wäre so schlecht wie ihre Söhne, und da haben wir ihr einen Monat später den Hals abgeschnitten."

„Und gefressen?"

„Natürlich, was sonst?"

„Warum sind denn im Schädel so wenig Zähne?"

„Die haben die Leute herausgebrochen, um sie auf dem Deckel ihrer Sirihkalkdosen anzubringen."

„Und wozu das?"

„Ja! wenn sie den Deckel zuschlagen, haben sie dieselbe Empfindung, wie wenn sie dem Si Kemat selbst auf den Mund schlügen." —

Es giebt wohl kaum einen charakteristischeren Bericht über den Kannibalismus der Dajak als den vorliegenden. Denn was hier besonders wertvoll ist, ist die Einfügung der Notiz über den Krieg.

So wie es hier geschildert ist, — so kurzweg der Mord, — diese Selbstverständlichkeit des Vernichtens eines unbequemen Menschen, — das ist das Typische in dieser Epoche der Kriegsgeschichte, in der die „andere Art“ stets im Nachbardorfe anfängt. In diese Auffassung gehört der Kannibalismus hinein. Da brauchen wir uns nicht nach fernerliegenden Motiven umzusehen. Hier spricht der ganze Zusammenhang, die ganze kriegerische Lebensform dafür, daß wir es mit einer einfachen Ausdrucksform kriegerischer Brutalität und Vernichtungsgier zu thun haben. Es soll damit aber nicht etwa geleugnet werden, daß auch religiöse Gründe zur Menschenfresserei zu führen vermögen, wofür nachfolgend Belege erbracht werden sollen.

Wie wir beim Schädeldienst ein kriegerisches und ein religiöses Moment beachten müssen, wie nämlich einerseits der Schädel ein kriegerisches Denkmal ist, eine Trophäe, und andererseits wieder der Schädel erjagt wird, um einen Geist für das Jenseits als Sklave zu gewinnen, — so mischen sich auch in der Menschenfresserei kriegerische und religiöse Ideen zu oftmals unentwirrbaren Sittengruppen.

Es ist ja sicher, daß man bei den niederen Völkern, bei den sogenannten Wilden, das religiöse Leben vom Alltäglichen nicht trennen kann, weil das Fehlen eines wirklichen Zweckbewußtseins, die intensive Durchdringung symbolischer Auffassungsweise einen durchaus verwirrenden Einfluß auf das ganze Gedankenleben ausübt. Wir sehen, wie die Geschichte von der Feuerentdeckung in die Sonnenmythologie gemischt wird, wie das Gewerbe des Schmiedes eine heilige Sache wird, wie die Welt überhaupt nicht mehr nach natürlichen, thatsächlichen Gesichtspunkten des praktischen Lebens, sondern nach geistigen Werten, nach den Gesetzen der Tierwertschätzung und des Geisterglaubens, des Manismus, abgeurteilt wird.

So kann es denn auch nicht wunder nehmen, daß auch die Menschenfresserei nicht nur auf dem Gebiete praktischer Kriegsführung, sondern auch im religiösen Leben eine Rolle spielt. Knüpfen wir



Fig. 398. Mona Kakesas Ahnherr, ausgerüstet mit seinen eigenen Zähnen, die aus dem Kopfe gebrochen wurden, nachdem die Leiche von den eigenen Stammesgenossen verzehrt war.
(Im Besitze des Verfassers.)

beim Schädeldienst, einer in seinen Beweggründen der Menschenfresserei durchaus verwandten Sittengruppe an, so fällt uns sofort der in dem den Schädeldienst behandelnden Kapitel erwähnte Fall ein, daß in Südguinea die Leute mit Vorliebe das Gehirn eines hochverehrten Stammesangehörigen verzehren, um auf diese Weise den Geist dieses Verstorbenen und dessen Kraft in sich aufzunehmen. Das ist schon der Anfang eines gewissen Kannibalismus. Derselbe nimmt noch schauerlichere Form an, wenn die Hinterbliebenen, also die eigenen Verwandten eines Toten die in dem vermoderten Kadaver sich bildenden Würmer verzehren. Diese Würmer erscheinen ihnen wie das sich auskrystallisierende „Leben“. Es ist das ein Gedanke, der gar nicht so ferne liegt. Daran schließt es sich eng an, wenn die Verwesungssauce aus dem Kadaver herausgepreßt und getrunken wird. Das ist bei den Völkern des ostindischen Archipels und im westlichen Afrika, dann bei den nordöstlichen Brasilianern garnicht so sehr selten.

Vergegenwärtigen wir uns die in dem Kapitel über Geheimbünde erwähnten Vergeistigungsgebräuche; wie nämlich die Geheimbündler danach streben, einen fremden Geist in sich aufzunehmen, wie dies erreicht wird durch Verschlingen eines Teiles vom Körper eines anderen Menschen, — wenn wir das alles bedenken, dann kann uns der nächste Schritt nicht mehr so unverständlich bleiben: daß nämlich die Leute die Leichen des eigenen Stammes verzehren.

Auf diesem manistischen Anschauungsboden hat sich eine Gruppe kannibalischer Sitten gebildet, die am besten bei den Nordwestamerikanern zu beobachten ist. Bei den Nordwestamerikanern treffen wir vielfach eine Gruppe von Geistlichen oder Priestern oder Schamanen an, die Hametzen heißen. Das Wort kommt von Ham gleich Fressen. Die Leute heißen also schon Fresser resp. dem Sinne nach Menschenfresser. Von diesen schreibt Jacobsen folgendes:

Bei den südlich von den Koluschen und Tlinkiten wohnenden Indianerstämmen an der Küste und auf den Inseln von Britisch Columbia scheint der Kannibalismus bis in die neueste Zeit geübt worden zu sein; ist es doch um das Jahr 1860 noch auf der von den Engländern besetzten Insel Vancouver selbst vorgekommen, daß

in Gegenwart eines Europäers bei einem Feste einem Kriegsgefangenen, der an einen Pfahl gefesselt worden war, der Leib aufgeschnitten wurde, worauf die Indianer das strömende Blut mit den Händen auffingen und tranken; wahrscheinlich ist der Leichnam dann gänzlich verzehrt worden. In diesem Falle schritt die englische Regierung so thatkräftig strafend ein, daß, soweit die Macht ihrer Kanonenboote reichte, ähnliches nicht wieder vorgekommen zu sein scheint, obwohl Adrian Jacobsen eine denselben Vorgang darstellende Pantomime 1882 an der Westküste von Vancouver vortragen sah.

Ein anderer merkwürdiger Rest von Menschenfresserei hat sich dagegen bis auf unsere Tage erhalten. Die höchste der sozialen Rangstufen nehmen bei jenen Indianern eine Art von Heiligen ein, die bei jedem Stamme mit anderem Namen, so bei den Quakiutl auf Vancouver als Hametzen bezeichnet werden. Zu der Genossenschaft derselben darf sich ein Abkömmling einer angesehenen und wohlhabenden, d. h. im Besitze von sehr viel Wolldecken befindlichen Familie melden. Wird er seiner Herkunft nach für würdig befunden, so tritt er in eine vierjährige Prüfungszeit voll schwieriger Übungen und peinigender Kasteiungen; während der letzten vier Wochen dieser Lehrzeit aber weilt er einsam im Walde, um sich durch körperliche Entbehrungen zu der Aufnahmeceremonie vorzubereiten. Er ist dann schon in den Augen der übrigen Ortsinsassen ein Wesen höherer Art, das bewohnt und geleitet ist von dem sonst in der Luft hausenden Gotte Päh-Päh-Kvalamisiva, und mit leisem Schauer geht ihm jeder aus dem Wege, der im Gebüsch den Ton seiner Flöte und Pfeife hört.

Der Aufnahmeakt besteht darin, daß der Hametz plötzlich aus dem Walde in das Dorf einbrechend, oder wohl auch in einer von den übrigen Hametzen vorbereiteten Festversammlung einem oder mehreren seiner Stammesgenossen mit den Zähnen ein Stück Fleisch aus dem Arm reißt und dasselbe samt ausgesaugtem Blute hinunterschlingt, oder daß er Hunden ein Stück aus der Kehle herausbeißt. Die bei der ersten Form des Weiheaktes geschädigten Menschen lassen wohl den in wahnsinniger Wut über sie herfallenden Hametz gewähren,

weil sie nicht gegen den in ihm wirkenden Gott ankämpfen wollen und — weil sie mit vielen Decken, oft bis zu 40 Stück dafür bezahlt werden.

Die Teilnahme der Hametzen an Festlichkeiten ist sehr begehrt, doch müssen vier Häuptlinge viermal sie feierlich einladen, ehe sie sich zu einer Zusage herbeilassen. Ein so geladener Hametz bereitet sich sodann durch Hunger und Abgeschlossenheit in der dunkelsten Ecke seines Hauses für das Fest vor, denn der Brauch erheischt, daß ein solcher Heiliger blaß und hager aussehe. Wandert er dann, mit seinem vollen Staat bekleidet, unter Vorantritt der vier Häuptlinge zum Festorte, so braucht er, mit äußerster Langsamkeit einen Fuß vor den anderen setzend, Stunden, um einen Weg von vielleicht nur 100 Schritt zurückzulegen, und wird bei diesem wundersamen Schneckengange von seinen Dorfgenossen mit tiefernstem Schweigen betrachtet und ehrfurchtsvoll angestaunt; auch auf dem Feste selbst ist er dann Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und Hochachtung und nimmt all diese Huldigungen mit selbstbewußter Würde entgegen.

Das höchste Recht des Hametzen besteht jedoch darin, daß er an den Leichenmahlen seiner Genossen teilnehmen darf, und die Beteiligung an einem solchen hebt ihn dann in der Meinung seiner Stammesbrüder zur höchsten Würde und Heiligkeit empor. In tiefer Waldeseinsamkeit versammeln sich die Hametzen zu ihrem Kannibalenmahle, dem kein Laie sich nahen darf; dann nehmen sie eine von den in den Holzkästen auf den Bäumen oder auf Holzgerüsten aufgestellten, durch die Einwirkung der Luft getrockneten Leichen herab, weichen dieselben in Wasser und zerbeißen schließlich die Mumie, große Stücke des scheußlichen Mahles verschlingend Wenn die Leichname genügend alt sind, d. h. Leuten angehören, die mindestens vor ein bis zwei Jahren verstorben sind, so soll der Genuß gesundheitlich unschädlich sein; dagegen ist es wiederholt vorgekommen, daß beim Verzehren von noch verhältnismäßig frischen Kadavern Hametzen an Blutvergiftung zu Grunde gegangen sind. Für jede Teilnahme an einem solchen schaudererregenden Diner erhält der Hametz zur Bestätigung und als Abzeichen einen kunstvoll aus Holz geschnitzten Totenkopf, den er als Zierrat an einem großen

Halsringe von Cedernbast trägt; der echte Vertreter dieser wunderlichen Sitte, der seinerzeit in verschiedenen Städten Deutschlands vorgestellt wurde, konnte mit nicht weniger als acht solchen Medaillen prahlen.

Ich kann nun mitteilen, daß ich zweimal als Zuschauer bei Hametzenfesten gegenwärtig war: das eine Mal wurden fünf Menschen Stücke Fleisch aus den Armen gerissen, das andere Mal biß ein Hametz 16 Hunden die Kehle aus. Bei dem ersten Feste sang und tanzte der Hametz zunächst die vier ersten bei solcher Gelegenheit üblichen Tänze; gegen den Schluß des vierten aber wurde er wie rasend, sodaß er wie ein wütender Bär schrie; dann zerrte er alle Decken, mit denen er bekleidet war, vom Körper und stürzte sich auf einen der in der Nähe sich befindenden Indianer. Dieser wehrte sich nach Kräften und anfangs auch mit Erfolg, bald aber warf der Hametz, dem sein Wahn übernatürliche Kräfte zu verleihen schien, seinen Gegner zu Boden, riß ihm ein großes Stück Fleisch aus dem Arm und verschluckte dasselbe.

In dieser Weise verfuhr er mit dem nächsten seiner Stammesgenossen, bis er fünf derselben gebissen hatte; da schien es den übrigen wohl „genug zu sein des grausamen Spieles", denn eine Anzahl anderer Hametzen suchte ihn zu bändigen; er aber sprang denen, die ihn halten wollten, über die Köpfe und war nicht zu zwingen. Da eilte man, den Schamenen oder Medizinmann herbeizuholen, der eine Viertelstunde lang allen möglichen Hokuspokus mit dem Tobsüchtigen aufführte, bis derselbe schließlich ruhig wurde. Ich kann versichern, daß dieser ganze Vorgang den scheußlichsten Anblick bietet, den ein Mensch zu sehen bekommen kann; ich werde ihn mein Lebtag nicht vergessen. Ganz besonders dämonisch war der Blick des furchtbar Erregten, wenn er sich ein neues Opfer suchte; er kam auf mich zu und that, als wolle er sich auf mich stürzen, ich aber machte mich bereit, ihm einen wuchtigen Schlag zu versetzen, und es ist wohl möglich, daß er meine Gedanken erriet, denn er ließ ab von mir und wählte einen anderen. — Viele der Indianer flohen aus Furcht.

Nach Ablauf des Festes wurden die Gebissenen für das Wundfieber und die Angst, welche sie hatten ausstehen müssen, dem

Brauch gemäß mit wollenen Decken bezahlt. Mir hatte das schauderhafte Schauspiel Gelegenheit zu einer interessanten Entdeckung gegeben: ich sah nämlich, daß die Hametzen nicht immer nur mit den Zähnen, wie wir erfahren und geglaubt hatten, sondern hier und da auch mit Hülfe eines Messers das Fleisch aus dem Arme lösen; es mag das der Masse der entfernter stehenden Zuschauer dadurch unsichtbar werden, daß das am Boden liegende Opfer und sein Bedränger regelmäßig mehrere andere Hametzen eng umringen.

Bei dem zweiten Fest wurden 16 Hunde von einem Hametz in der Weise gebissen, daß er jedem ein Stück aus der Kehle herausriß. Er trug wärend der Jagd nach den Hunden eine große Maske, einen Wolfskopf darstellend, dessen Unterkiefer und Augen beweglich waren. Als kein unverletzter Hund mehr in der Nähe war, stellte er sich, als wäre ihm übel, und würgte scheinbar große Stücke von Fleisch, die er unter den Decken verborgen gehalten hatte, durch den Wolfsrachen heraus, während ein zweiter Hametz die allzugroßen Stücke, welche schwer durch den engen Rachen gingen, mit den Zähnen erfaßte und gewaltsam herauszog. Schließlich beteiligte sich eine Menge Indianer an einem Tanze, der veranschaulichte, daß der durch Unterkriechen mehrerer unter die Decken immer länger und länger werdende Wolf zu entfliehen suchte, während die Menge ihn zu halten trachtete; es machte das einen Heidenlärm.

In den soeben beschriebenen Scenen äußert sich der religiöse Kannibalismus direkt und unverkennbar. Wir können diese Gruppen also aus dem Bereiche der Kriegssitten verhältnismäßig leicht ausscheiden und der Geschichte des Si Galak gegenüberstellen, die ihrerseits den besten Beleg für den kriegerischen Kannibalismus giebt.

Diese kriegerische Menschenfresserei beansprucht noch ein Wort. Es ist nämlich auffallend, daß gerade diejenigen Völker, die die bedeutendsten Leistungen auf anderen Gebieten gezeitigt haben, die schlimmsten und ausgeprägtesten Kannibalen sind. Ich kann hier Beispiele aus Afrika wählen. Ich will erinnern an die Asande oder Niamniam, die Mangbattu, die Bassonge, die Bakuba, — das sind alles Völker, die über ein erstaunliches Kunstgewerbe verfügen. Die

Sammetstoffe, die Holzschnitzereien, die Eisenarbeiten, die Korbwaren, die diese Völker liefern, über die ich in der „reiferen Menschheit“ berichten werde, stellen das Hervorragendste dar, was jemals auf diesen Gebieten von den sogenannten Wilden geleistet wurde. Es sind das Gegenstände, deren kunstgewerblicher Wert teilweise sogar das übertrifft, was bei uns als marktgängige Ware die „guten Stuben“ ziert. Ich sage das mit vollem Bewußtsein.

Und doch sind das Kannibalen!

Wie soll man das Rätsel lösen?

Ich weiß dazu nur eins zu sagen. Ich kann das nur vergleichen mit dem Moralzustande in der Renaissance. Die Renaissance ist eine Zeit gewesen, in der die ethische Kraft sich in dem Umsturz aller Moralgesetze äußerte. Es ist sicher, daß diese Leute mit dem freien großen Kunstgefühl, die Leute, die sich von der Fessel der Schablone in künstlerischer Auffassung befreit hatten, daß diese Menschen auch die Moralfessel abgestreift hatten und in Mord, Betrug, Raub und Hinterlist das Tollste geleistet haben, was je geleistet worden ist, und dies stets, wenn sie irgend einen Plan erreichen wollten. Es ist also die Bethätigung der ethischen Kraft eines ethischen Befreiungsprozesses.

Ich habe das Gefühl, als ob es sich bei den eben erwähnten Wilden Afrikas, den großen Künstlern des schwarzen Erdteiles um etwas Ähnliches handle, auch um eine Bethätigung der ethischen Kraft. Es liegt etwas Grauenvolles und, wenn es auch abschreckt, Großartiges in dem täglich wiederkehrenden kannibalischen Mahle eines König Munsa, eines König Gapetsch.

Ja, es kommt mir so vor, als läge in diesem Kannibalismus sogar ein gewisses historisches Dokument. Wenn es wahr ist, was ich eben sagte, daß der Kannibalismus nicht nur als das Verbrechen verstumpfsinnter Menschen, wie z. B. der Australier auftritt, daß wir dem gegenüber in ihm auch das Symptom ethischer Überlegenheit und großartiger kriegerischer Ungebundenheit erkennen müssen, dann scheint es fast, als müßten wir es mit dem blutigen Menschenopfer der ersten solaren Weltanschauungsepoche in Zusammenhang bringen. Dann wollen wir einmal einen Blick über die Erde

hinschweifen lassen und nach dem Zusammenhang in solchen Dingen fragen. Es ist eine wunderliche Antwort, die auf diese Fragestellung sich ergiebt:

Über die Erde hin zieht sich eine gewaltige Zeit, die Zeit, in der die riesigen solaren Ideen geboren werden, die Zeit der höchsten mythologischen Blüte. Es ist dieselbe Zeit, in der dem dunklen Rot der untergehenden Sonne das Blut des geopferten Menschen dargebracht wird, die Zeit, in der das Steinbildnis errichtet wird, in der der erste Webstoff den Leib des Menschen umhüllt, die Zeit des ersten Glückes an zierlichem Kunstgerät. Es ist die Zeit, in der gewaltige Herrscher starke Völker regieren, in der Völker sich gegenseitig zerschmettern und in der die wilde Lust am Herrschen bis zum kannibalischen Mahle aufwächst. Das ist die Zeit eines Königs Munsa, eines Gapetsch.

Das ist die erste Renaissance der Menschheit, die erste Zeit, in der das ethische Gefühl stärker war als die Macht des Alltäglichen. Und als ein Beleg dieser Zeit kann uns auch das kannibalische Mahl eines Munsa, eines Gapetsch gelten.

Kriegsvölker.

Niemand wird bezweifeln, daß zwischen dem Raubzuge einer neuholländischen Menschenfresserhorde und zwischen dem Angriff einer Massai- oder Zuluhorde ein himmelweiter Unterschied ist. Wenn wir alle Bilder aus dem Kriegsleben der Naturvölker uns vor Augen führen, so haben wir ein so bunt schillerndes Bild der Entwickelungsgeschichte auch des Krieges vor uns, wie es die Geschichte der Kulturvölker kaum zu bieten vermag.

Alle diese Kriegsformen in Systeme zu bringen, dürfte wohl überhaupt kaum möglich sein. Auch auf diesem Gebiete können wir

wieder nur nach bestimmten Gesichtspunkten die einzelnen Vorkommnisse betrachten.

Da haben wir das Zuluvolk Südafrikas, das eines Tages seine Wohnsitze verläßt und mit Weib und Kind im Troß von dannen zieht, um an irgend einer gesegneteren Stelle der Erde ein neues Heimatland zu gründen. Da heißt es, fremder Völker Mauern durchbrechen, denn es gilt, sich unterwegs zu ernähren und den Haufen zu beköstigen. Im wilden Ansturme bricht die Horde gleich



Fig. 399. Anstürmende Massai. (Nach Peters.)

einem Heuschreckenschwarme über das Land. Wo vorher blühende Äcker standen, gefüllte Kornspeicher, da rauchen jetzt glimmende Aschenhaufen. Wo vordem in fröhlicher Laune sich Frauen bei der Arbeit und Kinder im Spiele tummelten, da gähnt jetzt das öde Schweigen der Einsamkeit und Verlassenheit. Das wandernde Volk aber ist weitergezogen, vielleicht ärmer um einige Tote, aber desto reicher an Weibern und Sklaven, und so wälzt sich die wachsende Lawine fort, vor sich immer die grünende Hoffnung, hinter sich Rauch und Vernichtung.

Oder ein anderes Bild.

Eng zusammengepfercht im Pfahldorfe sitzt die Dorfgenossenschaft. Es wagt keiner den nächsten Umkreis zu übertreten, denn mit dem Nachbardorfe wird ständige Fehde unterhalten. Ist eine Wanderung notwendig, so geht der Zug mit starker Bedeckung. Doch was nützt die Bedeckung! Ein Pfeil schwirrt fast lautlos durch die Luft. Einer der Leute sinkt zu Boden. Von da an belauern des Toten Freunde die Benachbarten mit doppelter Hinterlist. Und wenn es nur ein Weib ist, das sie beim Wasserholen überraschen, so sind sie doch froh, eine Mord- oder, wie sie es nennen, Kriegsthat auf ihrer Seite verzeichnen zu können.

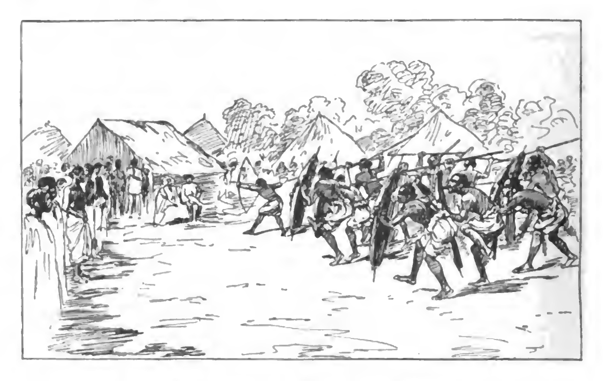


Fig. 400. Kriegstanz der Wute. (Nach Morgen.)

Oder ferner!

Eine Grenzstreitigkeit ist entstanden, zwei Völker wissen sich nicht mehr friedlich auseinander zu setzen, sie senden einander das Kriegszeichen. Nun rüstet alles. Von den Wiesen wird das Vieh hereingetrieben, um den Weiler ein Pallisadenzaun gezogen, Pfeile geschmiedet, Schleudersteine gesammelt und eifrig ausgekundschaftet, von welcher Seite nun der Feind anrücken wird. Und nun ziehen sie heran. Jetzt giebt es nächtliche Überfälle der Angreifer, Ausfälle der

Eingeschlossenen. Endlich mag ein Zweikampf und eine neue Verkehrsvereinbarung den Frieden wieder ermöglichen.

Also Besitz und Staatsform müssen als die regulierenden und die Kriegsform bestimmenden Faktoren bezeichnet werden. Raub und Plünderung der wohlhabenderen Nachbaren einerseits, andererseits aber Verteidigung des eigenen Besitzes stellen im allgemeinen die Kriegsform ansässiger und besser organisierter Naturvölker dar. Wie die Kriege aber verlaufen, das hängt von den verschiedensten Faktoren ab, als da sind: Volkserziehung, kriegerische Veranlagung, Waffen, und, was nicht zuletzt erwähnt werden darf, von der geographischen Beschaffenheit des Kriegsgebietes.

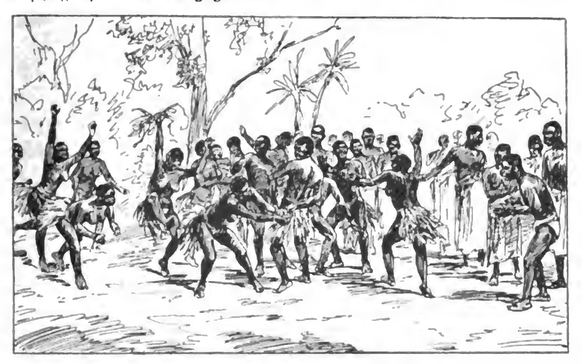


Fig. 401. Die Mannbarkeitserklärung der Yaunde. (Nach Morgen.)

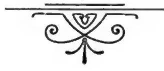
Die niederen Kulturformen ersetzen überall durch Massenorganisation das, was die höheren Naturvölker oder, wie man sie auch nennen kann, die angehenden Kulturvölker mit Hülfe entwickelterer Streitkräfte erreichen. Ich brauche nur an die Zulus und an die Massais in Afrika zu erinnern. Was an Kriegstüchtigkeit abgeht, wird geschickter Weise durch ein möglichst fürchterliches Aussehen, eine möglichst hoch gespannte Begeisterung ersetzt. Man tanzt sich in den Kriegseifer hinein (Fig. 400).

Die kriegerische Erziehung pflegt bei den Naturvölkern so ziemlich die ganze Jugenderziehung darzustellen. Ich erinnere daran, wie die, die in die Geheimbünde aufgenommen werden, ja meistenteils auch auf die Kriegsakademie gehen. Gerade das Kriegerische stellt ja bei den Naturvölkern den Mann so himmelhoch über die Frau, eine Sache, die manchmal gar spaßig anzusehen ist. Wenn z. B. die Yaunde-Jünglinge in den Kreis der Männer aufgenommen werden, da giebt es ein allgemeines Fest, dessen Hauptscherz darin besteht, daß die Jünglinge, die bis dahin sich in Frauentracht bewegt haben, nunmehr überfallen und ihrer Frauenkleider beraubt werden. (Fig. 401.)

„Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe" — in neuer Illustration.

Die Waffen der Naturvölker hier zu behandeln, kann ich nicht unternehmen. Die Entwickelungsgeschichte würde uns zu weit in die „reifere Menschheit" und in die „Urgeschichte des Krieges" hineinführen. Und so muß ich bitten, in diesen Werken sich über diese Dinge zu orientieren.

Überhaupt gehört der wahre „Krieg" nicht in die „Flegeljahre der Menschheit".



Verzeichnis

der

Initialen, Tafeln und Abbildungen

sowie

die Tafeln.

Verzeichnis der Tafeln.

Verzeichnis der Initialen.

Verzeichnis der Textillustrationen.



eite
387

391
399
400

401



C

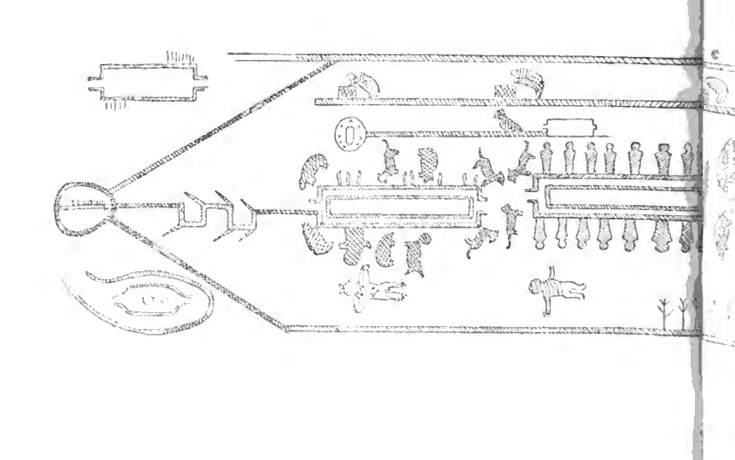
Lone D

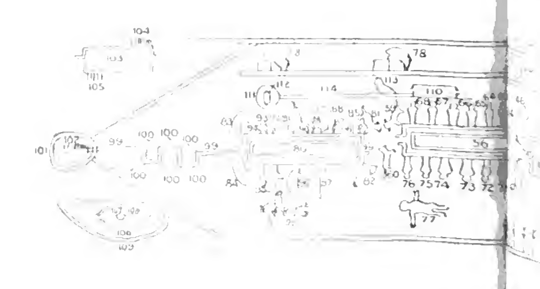
Na



I.
Chronik.
llery.

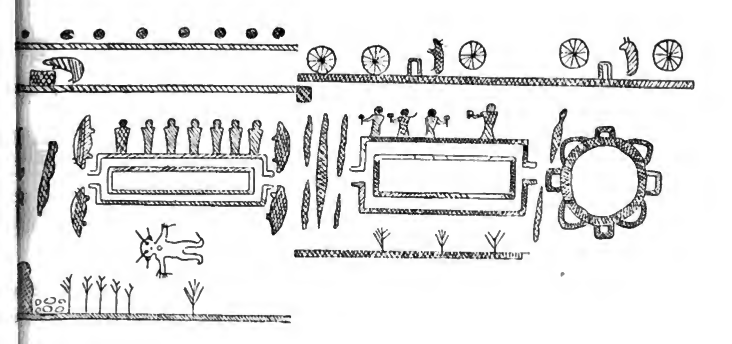


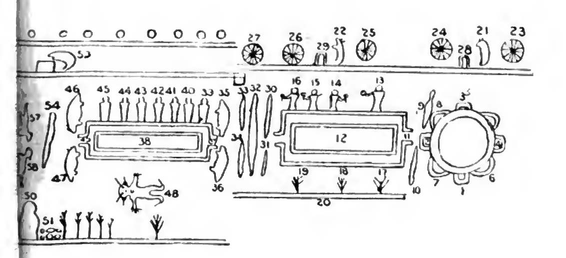




Indianische Darstellung des M[...]

Nach[...]



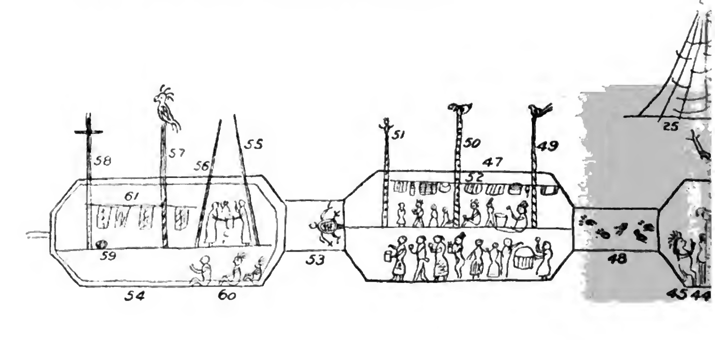


II.

ler Ceremonien und Anschauungen.

Hoffmann.

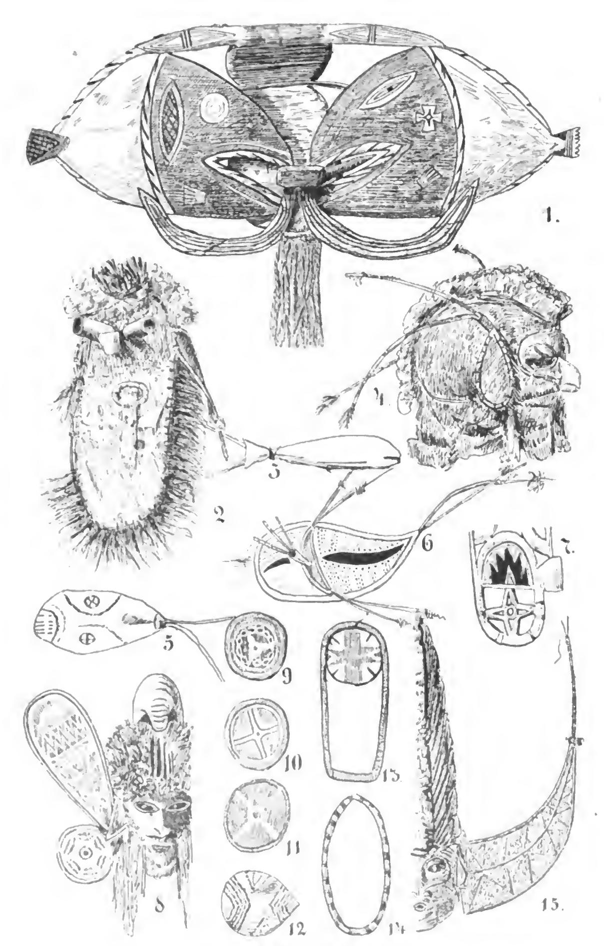
Diese Darstellung der Mide, die an Niedlichkeit allerdings nichts zu wünschen übrig läßt, trägt einen vollkommen anderen Charakter wie die Abbildungen derselben Gegenstände auf Tafel II. Der Unterschied ist damit zu erklären, daß die Zeichenweise auf letztgenannter Tafel altertümlicher, diejenige auf vorliegendem Blatt dagegen von europäischer Zeichenweise beeinflußt ist.



Tafel

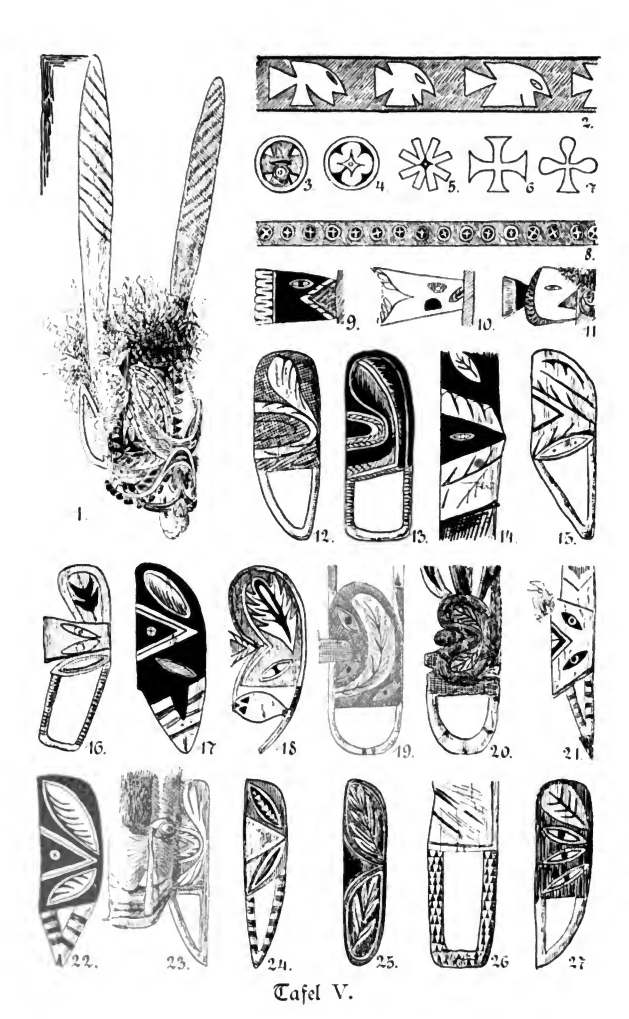
III.





Tafel IV.

Tafel IV—VI. Fischornamente an Masken von Neumecklenburg und Neupommern in den Museen in Berlin, Bremerhaven, Bremen, Cambridge (England), New-York, Dresden, Jena, Stuttgart, München, Schwerin etc. Sämtlich nach Photographien gezeichnet. Die Figuren 9—27 auf Tafel V sind insofern ungeschickt gezeichnet, als Fig. 9—11 rechte und 12—27 linke Ohren sind.



Tafel V.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22 23. 24. 25. 26. 27. 28 29. 30 31. 32 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.

Tafel VI.



Verlag von Gebrüder Jänecke in Hannover



Hans Unverzagt der Schiffstakler

Von

Eugen Kohlhauer
Korvettenkapitän a. D.

Preis elegant gebunden Mk. 4,—

Hans Unverzagt, der etwas verwöhnte und schwächliche Sohn eines Rheders in Hamburg, wird als Passagier an Bord der Brigg „Pelikan", die südlich um das Kap der guten Hoffnung nach der Südsee geht, geschickt, weil er Seeluft für seine Gesundheit braucht. Der erste Teil der Reise geht glücklich von statten. Aus Langeweile fängt der Muttersohn mit gründlicher Verachtung der „Strippen" und „Rundhölzer" in der Takelage an, sich für die Steuermannskunst zu interessieren und, da er das Gymnasium bis zur Prima besucht hat, so macht ihm die mathematische Grundlage wenig Schwierigkeit. In einfacher, allgemein verständlicher Weise wird ihm erklärt, wie mit Logg und Kompaß das Schiff seinen Weg über die See findet. Durch eine Bö verliert das Schiff in der Südsee seine Takelage. Kapitän und Steuermann gehen mit über Bord, und es bleiben Bootsmann, Zimmermann, Segelmacher und noch sechs Matrosen sowie der junge Passagier übrig, denen es gelingt, das Wrack klar zu machen. Das Schiff geht vor Notsegeln auf eine Insel zu und wird glücklich in einer Bucht zu Anker gebracht. Nachdem die jungen Leute die Insel durchforscht und bis zu den hohen Gebirgen menschenleer gefunden haben, beginnen sie, auf eigene Kraft angewiesen, Masten und Raen zu zimmern und wieder aufzutakeln. Letzteres wird so beschrieben, daß es instruktiv wirkt und den Zusammenhang der Takelage zum Verständnis bringt. Hans Unverzagt selbst greift kräftig mit zu und wird dadurch mit der Takelage gründlich vertraut. Endlich kann das Schiff wieder glücklich unter Segel gehen und wird so weit gebracht, daß es in einem frequenten Hafen einläuft und von dort vom Konsul mit Steuermann und Kapitän besetzt seine Heimfahrt antreten kann. Hans Unverzagt hat das Seemannsleben lieb gewonnen und fährt nachher weiter, um sein Steuermanns-Examen zu machen.

Das Buch hält den Charakter eines belehrenden Unterhaltungsbuches ein. Dadurch, daß bei der Takelung auf die Unterschiede zwischen Kriegs- und Kauffahrteischiff hingewiesen wird, bildet es eine Ergänzung zu dem anderen Werke vom Korvettenkapitän Kohlhauer „Der Marineoffizier" und eignet sich dazu, jungen Leuten Verständnis für das Seewesen beizubringen. Bekanntlich ist die Segelschiffahrt immer noch die Grundlage seemännischen Wissens und wird es auch bleiben. Das zeigt sich auch darin, daß sämtliche Schulschiffe der Kriegsmarine als Segelschiffe ausgerüstet werden.

Herr Professor Otto N. Witt sagt im **Prometheus** über das Buch der Berufe: Die vorstehend angezeigten Bücher sind für Leute geschrieben, für welche schon längst etwas hätte gethan werden sollen, nämlich für die unglücklichen Obertertianer und Sekundaner, welche noch immer nicht wissen, was sie werden sollen. Natürlich können bei dieser Gelegenheit auch die zugehörigen Eltern profitieren, indem sie ebenfalls diese Bücher durchlesen und es dem lieben Sohn leichter machen, zu einem endgültigen Entschluß zu kommen.

Die auffallende und so allein beklagte Erscheinung, daß unsere heranwachsende Jugend von heute absolut nicht weiß, was sie werden soll, hat durchaus nichts Auffallendes. Sie ist die natürliche Konsequenz unseres Unterrichtssystems in den Mittelschulen, welches einzig und allein das Gedächtnis erzieht und so gut wie gar keine Sorge auf das Beobachtungs- und Schlußfolgerungsvermögen der Jugend verwendet. Ehe die Kinder in die Schule kommen, wissen sie ganz genau, was sie werden wollen, in einem bestimmten Alter haben sie samt und sonders die Absicht, Kutscher zu werden, hierauf folgen successive die Perioden der Briefträger, Gärtner und Soldaten. Auch das ist ganz naturgemäß; so lange das Kind sich seiner Veranlagung gemäß entwickeln kann, beobachtet es die Vorgänge um sich her und faßt naturgemäß den Entschluß, dasselbe zu thun, was es die erwachsenen Leute, mit denen es am häufigsten in Berührung kommt, thun sieht. Erst in der Schule werden dem jungen Menschenkinde die Scheuklappen angelegt, es wird zur Abstraktion gezwungen, zum Operieren mit Dingen, die es nicht sehen kann, ehe es noch mit seinen Bestrebungen, sehen zu lernen, fertig geworden ist. Ein großer Teil gewöhnt sich so sehr an die angelegten Scheuklappen, daß er überhaupt gleichgültig gegen alles Beobachten wird und nur noch Interesse für Berufe empfindet, bei denen man überhaupt nicht zu beobachten braucht. In einem andern Teil unserer Kinder läßt sich aber der angeborene Trieb nach einem innigeren Kontakt mit der umgebenden Welt doch nicht ganz ertöten, sie sehnen sich nach etwas, was man nicht deklinieren und konjugieren kann, aber sie können das Ideal, welches ihnen vorschwebt, nicht finden, weil sie keine Zeit gehabt haben, sich um das zu kümmern, was in der Welt um sie vorgeht.

Für solche Naturen ist die Serie von Werken bestimmt, welche zu veröffentlichen die Verlagsbuchhandlung von Gebrüder Jänecke den glücklichen Gedanken gehabt hat. Sie schildern die Thätigkeit verschiedener nützlicher und umfassender Berufe in einer populären, leicht verständlichen Weise und sollen dadurch dem Knaben ein gewisses vorläufiges Urteil verschaffen, welches ihm die endgültige Wahl erleichtert.

Die Ausstattung der drei ersten Bände ist eine sehr gefällige. In gleichartigen originell entworfenen Leinenbänden umfaßt der Inhalt je etwas über 200 Seiten, Druck und Papier sind gut, eine sehr große Anzahl vortrefflicher Abbildungen unterstützen das Verständnis des Vorgetragenen. Die Einteilung des Inhaltes ist den verschiedenartigen Gegenständen entsprechend eine etwas verschiedene, doch wird in sämtlichen Bänden einerseits eine Schilderung dessen gegeben, was von dem Vertreter des betreffenden Berufes verlangt wird, und andererseits eine Darstellung der Ziele, welche zu erreichen er sich vornehmen kann, wenn er den betreffenden Beruf erwählt. Es ist daher namentlich auch auf die Wege Rücksicht genommen, welche einzuschlagen sind, um dem betreffenden Beruf sich zuzuwenden.

Daß die Aufgabe, welche den Verfassern dieser Werke gestellt worden ist, keine leichte war und in sehr verschiedener Weise gelöst werden kann, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Jedenfalls aber kann man sagen, daß die Verlagsbuchhandlung sich durch ihr zeitgemäßes Unternehmen ein großes Verdienst erworben hat und daß sie darauf rechnen kann, mit dieser Publikation vielfachen Segen zu stiften.

Elementare Experimental-Physik für höhere Lehranstalten

Bearbeitet von

Dr. J. Rußner
Professor an der Königl. Gewerbeakademie zu Chemnitz

Mit zahlreichen Abbildungen im Text

I. Band: **Mechanik fester Körper.** II. Band: **Mechanik flüssiger und gasförmiger Körper. Wellenlehre.** III. Band: **Akustik und Optik.** IV. Band: **Wärme und Reibungs-Elektrizität.** V. Band: **Magnetismus und Galvanismus.**

Preis jedes Bandes in festem Leinenband Mk. 3,20

Jeder Band ist einzeln käuflich.

Die Aufgabe eines jeden Lehrbuches, dem Lehrer wie dem Schüler ein brauchbarer und gern benutzter Helfer bei ihrer gemeinsamen Arbeit zu sein, wird von dem vorliegenden Buche in ganz vortrefflicher Weise erfüllt. Die Anordnung des Lehrstoffes ist eine übersichtliche, die Versuche, welche der Ableitung der betreffenden Gesetze vorausgehen, sind klar nnd verständlich beschrieben, die Ableitung der Gesetze selbst ist ungezwungen und präzise. Eine große Anzahl von Abbildungen kommt hierbei dem Verständnisse wesentlich zu Hülfe. Das Buch hat jedoch eine Reihe Vorzüge. Einer dieser Vorzüge ist die Angabe besonderer Unterrichtsexperimente, bei welchen der Verfasser einfache Demonstrationsapparate angiebt und eine kurze Anleitung beifügt. Zeitschrift für Elektrotechnik, Wien.

Sehr gut ist es dem Verfasser gelungen, sich recht klar und leichtverständlich auszudrücken und volle Anschaulichkeit zu erlangen. Er beschreibt zunächst alle Versuche, die üblicherweise zum Beweise der Gesetze vorgeführt werden, in kurzen, aber scharf kennzeichnenden Worten, wobei eine sehr große Zahl von zweckentsprechenden Abbildungen das Verständnis wesentlich zu fördern vermag, und leitet dann die Gesetze selbst ab. Eine stattliche Anzahl von Aufgaben nebst Angabe ihrer Lösungen ist dem Buche eingefügt und ermöglicht so eine leichte Einübung. Die Einprägung der Dimensionen der verschiedenen Größen in das Gedächtnis wird ebenfalls durch zweckentsprechende Übungsbeispiele gefördert. Das Buch erscheint sonach wohlgeeignet, den Schülern als ein guter Führer in die Hand gegeben zu werden.
Zeitschrift des Österr. Architekten- und Ingenieur-Vereins.




GN 400 .F9
Aus den Felgeljahren der Mens
Stanford University Librai
3 6105 035 629
Date Due
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305
Digitized by Google